



Der Bote

aus

Thüringen.



Erstes Stück.

Schnepfenthal,

im Verlage der Buchhandlung der Erziehungsanstalt.

1807.





Bote. Wirth.

B. Guten Morgen Herr Gebatter! zum ersten mahle im lieben neuen Jahre. Aber wie kommt Er mir denn vo? Er hat ja rothe Augen, ich glaube Er hat gar geweint.

W. Gelacht habe ich wenigstens nicht.

B. Nun zum Lachen ist jetzt freylich die Zeit nicht. Muß man denn aber deswegen weinen?

W. Ja für so einen alten Mann, wie ich bin, schickt es sich ja freylich nicht wohl, daß Er wie ein Kind weint. In den jetzigen Zeiten müßte man ja aber ein Herz wie ein Kieselstein haben, wenn man mit trocknen Augen alle den Jammer mit ansehen wollte.

B. Nun Herr Gebatter ich habe gewiß keinen Kieselstein unter dem linken Knopfloche; und habe doch nicht geweint. Denn Herr Gebatter! wozu nützt das Weinen? und wenn ich gleich ein Paar Schnupftücher voll Thränen

Januar 1807.

fals



fallen ließe — was hätte ich davon? rothe Augen und sonst nichts.

W. Das ist ja wohl wahr, wie macht Er es denn aber nur, daß Er sich der Thränen enthalten kann?

B. Meine ganze Weisheit steckt in den wenigen Worten: was Gott thut, das ist wohl gethan.

W. Da kommt Er mir wieder mit dem lieben Gotte. Er kennt mich von Haus aus; Er weiß daß ich immer mein Vertrauen auf den lieben Gott gesetzt habe; aber ich kann es nicht leugnen — seit einiger Zeit, wird mein Glaube schwach. Sollte das wohl gethan seyn, wenn so viele unschuldige Menschen unglücklich werden, wenn tausende ihr sauer erworbenes Gut, tausende ihre Freyheit, tausende ihre gesunde Gliedmaßen, tausende ihr Leben verlieren, wenn man auch gar nichts mehr hat, worüber man sich freuen könnte. —

B. Herr Gebatter! Er ist krank, und schwächt, wie wenn Er das hitzige Fieber hätte. Ich will ihn zum neuen Jahre in die Cur nehmen; Er muß aber sein Achtung geben. Geht denn die Sonne nicht mehr auf? gibt es keinen Vollmond und keinen Neumond mehr?

A 2 trägt



trägt die Erde kein Getraide mehr? hat Er keine wohlgerathenen Kinder und Enkel? und sind dieß nicht lauter Sachen, worüber man sich freuen kann?

B. Darinne muß ich ihm freylich recht geben. Aber in der Bibel steht, wenn das Herz traurig ist, hilft keine äußerliche Freude.

B. Das ist wohl wahr, man muß aber das Herz nicht traurig werden lassen; und das Herz wird gewiß nicht traurig, wenn man recht erwägt was das heißt: was Gott thut das ist wohlgethan.

B. Wenn Er mich nur überführen könntest daß die Verhängung des Kriegs mit alle dem Jammer und Herzeleid, die daraus entspringen wohl gethan wäre.

B. Eben deswegen, weil alles, folglich auch der Krieg, von Gott kommt, so muß alles wohlgethan seyn. Denn der Weltregierer der alles so gut und weislich eingerichtet hat, kann schlechterdings nicht Böses wollen. Warum sind wir denn auf der Welt? um zu essen und zu trinken, zu schmausen, uns zu puzen, in die Comödie zu gehen, Geld zu sammeln und Aecker und Gärten zu kaufen? He? was meynt er denn?

B.



W. Dazu sind wir denn freylich nicht da, sondern daß wir gute und fromme Menschen, werden sollen.

B. Ich denke auch. Wenn wir freylich deswegen hier wären, daß wir Geld sammeln uns puzen und herrlich und in Freuden leben sollten, so wäre das Verhängniß des Kriegs, nicht wohl gethan: denn dieß alles wird durch den Krieg ziemlich versalzen.

Unter allem was wir haben ist doch wohl das Beste die Seele. Diese soll so lange sie im Leibe wandelt, belehrt und erzogen, verständiger, besser, mit Gott bekannter werden. — Glaubst Er das?

W. Ich habe nichts dagegen einzuwenden. Ich dünkte dieß könnte aber im Frieden, so gut, und vielleicht besser, als im Kriege, geschehen.

B. Wenn es so wäre, so würde uns der liebe Gott gewiß den Frieden ewig erhalten. Aber daß es nicht so sey, das fühle ich an mir selbst. Wir haben so manchen Scheffel Salz mit einander gegessen, und Er wird gewiß gefunden haben, daß ich ein ganz guter und ehrlicher Mann gewesen bin.

W. Der müste sein Feind seyn, der ihm etwas anders nachreden wolte.

B.



B. Seitdem aber der Krieg ausgebrochen ist glaube ich doch ein ganz anderer Mann geworden zu seyn. Meine Kinder, meine Schaafe, meine Ochsen, mein Obstgarten, meine Weizenfelder, die Laubthaler, die ich von meinem Botenämptchen einstrich, an denen hing mein Herz; und wenn ich mich auf Gott verließ, so sahe ich nur mit einem Auge nach ihm, das andere war auf die Welt gerichtet, und ich glaubte immer daß die Güter, die mir Gott bescheeret hat, die Mittel wären, durch welche Er mir helfen würde. Seitdem aber der Krieg ausgebrochen ist, und mich belehret hat, daß auf nichts in der Welt mehr zu rechnen ist, und daß mir alles, was ich auf der Welt noch habe, in einer unglücklichen Nacht geraubt werden kann, seitdem rihte ich beyde Augen gen Himmel.

W. Wenn Er es freylich so nimmt: so mag Er wohl Recht haben.

B. So muß man es aber nehmen. Nun habe ich doch immer geglaubt, daß ich eine Seele habe und habe auch für sie gesorgt. Da nun demohnerachtet der Krieg mich auf ganz andere Gedanken gebracht hat; wie nützlich muß Er nicht solchen Leuten seyn, die gar  
nicht



nicht dran denken, daß sie eine Seele haben, die nicht ein Mal ein Auge nach dem Himmel richten, sondern beyde nach der Erde kehren, wie ein Uhu, wenn er Mäuse sucht!

W. Solcher Leute gibt es ja freylich genug.

B. Und dieß geht ganz natürlich zu. Wenn es immer geht wie man wünscht: so hängt man sein Herz an die Welt, an ihre Freuden und Lustbarkeiten, und denkt nicht daran, daß die Besserung der Seele und der Umgang mit Gott weit innigere und dauerhaftere Freude schaffe. Der eine scharret Geld zusammen, und kauft Gärten und Aecker, wie wenn er ewig auf der Erde bleiben sollte; der andere thut sich gütlich, schmaust, tanzt, folgt seinen Lüsten, wie wenn er bloß Thier wäre. An Gott, an Religion, an Besserung wird wenig oder nicht gedacht.

W. Darin muß ich ihm nun Recht geben. Ich habe oft mein Vergerniß gehabt, wenn die Bürger aus der nächsten Stadt bey mir zum Biere waren, wenn ich hören mußte, was für leicht fertige und unbesonnene Reden sie führten, wie sie über die Religion spotteten, und sie für Überglauben hielten. Noch vor einem Vierteljahre rühmte sich Meister Kaps, daß



---

daß er in fünf Jahren in keine Kirche gekommen wäre; dafür ging er lieber in die Fosselle wo gutes Bamberger Bier geschenkt würde, und in die Comödie, wo es doch etwas zu Lachen gäbe.

B. Da sieht Er es ja. Glaubt er denn daß solche Leute, so lange sie Bamberger Bier haben, und in die Comödie gehen können, in ihrem Leben zum Nachdenken kommen werden?

W. Das glaube ich freylich nicht.

B. Wenn also der liebe Gott solche Leute zum Nachdenken bringen will; so kann er ja nicht anders, er muß sie bisweilen etwas hart angreifen. Da legt er denn den einen auf das Krankenbette, dem andern läßt Er die Frau oder die Kinder sterben, dem dritten das Haus abbrennen, dem vierten den Weizen verhageln. Bisweilen verhängt er aber Landplagen, unter denen der Krieg freylich die größte und kräftigste ist.

---



Der Bote

aus

**S h ü r i n g e n .**

Zweytes Stück.

1 8 0 7 .

Bote. Wirth.

**B** Guten Morgen, Herr Sevatter! — Nun was für einen Zuspruch erwartet Er denn so früh schon? — Der ganze Tisch sieht ja voll Gläser!

**W.** Ach, die habe ich für keine erwarteten Gäste hergestellt; die Glasfrau ist eben da gewesen, und hat mir einige Duzend neue Gläser gebracht: die stehn noch dort auf dem Tische.

**B.** So, so! — das sind ja recht artige Gläser, man sieht ordentlich seine Freude daran. — Das Glas ist doch wirklich auch eine recht nützliche Erfindung der Menschen. Aus keinem Trinkgeschirr schmeckt mir ein Trunk so gut, als aus einem gläsernen: besonders wenn ich in einem fremden Hause bin.

Januar 1807.

**B** **W.**



**W.** Ich gebe auch den Gläsern darin den Vorzug; so oft sie gereinigt werden, sind sie wieder wie neu; und das Reinigen derselben macht weniger Arbeit, als bey hölzernen oder irdenen Gefäßen.

**S.** Aber die Vorzüge welche das Glas, als Material zu Trinkgeschirren hat, machen noch bey weitem nicht seinen ganzen Werth aus. Denke Er nur an die große Bequemlichkeit, welche unsere Fensterscheiben uns gewähren; wo wollten wir einen andern Körper so leicht herbekommen, der, wie das Glas, das Tageslicht ungehindert in unsere Stuben fallen ließe, und doch auch, wie jenes, die Kälte, den Schnee und Regen abhielte?

**W.** In manchen Gegenden des Russischen Reichs macht man, wie ich einmahl von einem Reisenden gehört habe, die Fensterscheiben nicht alle von Glas: sondern größtentheils aus einer Steinart, die man Russisches Glas nennt. Diese Steinart ist aus großen, biegsamen Blättern zusammengesetzt, die sich so zart aus einander spalten lassen, daß sie völlig durchsichtig sind, und mit der Scheere zugeschnitten werden können. Solche Blätter von  
Russi



Russischem Glase werden nun dort als Fensterscheiben benutzt.

B. Davon habe ich auch gehört; aber in unsern Gegenden findet man wenigstens, meines Wissens, diese Steinart nicht; und alle Vorzüge des Glases sind doch auch nicht darin vereinigt. — Nun nehme Er ferner, wie nützlich die gläsernen Geschirre für den Arzt und den Apotheker, zur Aufbewahrung der mancherley flüssigen Arzneymittel sind; dann erinnere Er sich an die großen Dienste, welche das Glas den mehresten alten Personen, als Brille verarbeitet, leistet; und an die aus geschliffenen Gläsern zusammengesetzten Fernröhre, durch welche wir zur nähern Bekanntschaft mit den Weltkörpern gelangt sind, die wir außer unserer Erde erblicken: so wird Er mir doch gewiß zugeben müssen, daß das Glas für uns ein sehr wichtiger Körper sey.

B. In meinen jüngern Jahren habe ich mir oft vorgenommen, die nächste Glashütte, oben auf dem Walde, einmahl zu besuchen, und die Verfertigung der gläsernen Trinkgeschirre selbst mit anzusehn: weil ich mir gar nicht recht vorstellen kann, wie dieselben aus der geschmolzenen Glasmasse gebildet werden: es ist aber



immer nicht daran gekommen, und wird nun wohl auch unterbleiben müssen.

B. Ich habe ein Paar Mal in der Hütte zu thun gehabt; und jedes Mal nicht unterlassen können, ein halbes Stündchen oder noch länger darin zu verweilen, und der Arbeit der Glasmacher zuzusehn: so viel Unterhaltung gewährte mir dieses Zusehn.

B. Nun, da kann Er mir ja etwas davon erzählen, Herr Gevatter; ich weiß nicht einmahl recht, woraus das Glas eigentlich gemacht wird.

B. Der Hauptbestandtheil desselben ist irgend eine von den Steinarten, die, wegen ihrer vorzüglichen Härte, Feuer geben, wenn man mit dem Stahl daran schlägt; die Naturforscher nennen sie Kieselarten. Unter diesen ist wieder der Quarz am brauchbarsten zum Glase: ein weißer, glänzender Stein, den man in manchen Gegenden auch ziemlich häufig auf den Feldern findet. Der weiße Sand besteht größtentheils aus ganz kleinen Stückchen Quarz, und wird daher gewöhnlich zum Glase genommen.

Für sich allein könnte man aber diesen Sand der allergrößten Hitze aussetzen, und er würde



würde doch nicht zu Glas schmelzen. Vermischt man hingegen drey Theile solchen Sand mit zwey Theilen Pottasche: so kömmt diese Mischung bey dem gehörigen Grade von Hitze in Fluß.

Ein dritter Bestandtheil des Glases ist Kreide oder auch Gyps; welche etwa den vierzehnten Theil der ganzen Mischung ausmachen müssen, und dazu dienen, das Glas durchsichtiger zu machen, als es ohne diesen Zusatz werden würde.

Nachdem diese drey Bestandtheile des Glases, nämlich Quarzsand, Pottasche und Kreide (oder Gyps), klar gestoßen und vermengt worden sind, läßt man sie fürs erste 24 Stunden lang unter wiederhohlttem Umrühren durchglühen, um sie von allerhand Theilen durch die Hitze zu befreien, die der Durchsichtigkeit des Glases schaden würden, wenn sie darin blieben. Nach dem Durchglühen nennt man diese Mischung der Glasbestandtheile Fritte.

B. Ich muß Ihn einmahl unterbrechen, Herr Gevatter: — die Pottasche kenne ich zwar wohl; aber woraus man sie erhält, weiß ich doch nicht; vielleicht kann Er mir darüber Auskunft geben.

B.



B. Die Pottasche ist eine Art von Salz; die man aber nicht, wie das Küchensalz, aus salzigen Quellen: sondern aus Holzäschens Lauge, durch Ausfieden gewinnt. Die stärkste Lauge wird so lange in einem großen Kessel oder einer Pfanne gesotten, bis das Wasser verdampft ist; und nun bleibt die Pottasche im Gefäße zurück.

Nun höre Er weiter.

Die Fritte, von der ich eben sprach, wird jetzt in die großen Schmelztöpfe gethan, die aus besonders gutem, feuerfesten Thon verfertigt seyn müssen; und in den eigentlichen Glasöfen gestellt, in welchem man beständig die heftigste Gluth unterhält. Hier kommt sie in Fluß, und wird zu Glas. Der Glasmeister nimmt von Zeit zu Zeit Etwas davon heraus, läßt es kalt werden, und untersucht, ob es völlig durchsichtig wird. Sobald dieß der Fall ist, wird nun mit der Verarbeitung der Glasmasse der Anfang gemacht.

B. Ja, die möchte ich eben gern einmahl mit ansehen; es scheint mir keine leichte Aufgabe, aus einer glühenden Masse, der man mit den Fingern nicht zu nah kommen darf, so artig



tig geformte Gefäße zu bilden, wie unsere Bier- und Weingläser sind.

B. Ich habe es auch nicht eher recht begreifen können, wie die Glasarbeiter das anfangen, bis ich es selbst mit ansah; indes will ich es Ihm doch so gut als möglich zu beschreiben versuchen.

Das Blaserohr, die Scheere und die Zange sind die drey Hauptwerkzeuge des Glasmaschers. Das Blaserohr ist ein etwa vier Schuh langes, eisernes Rohr, das an beyden Enden offen ist. Am einen Ende macht es der Arbeiter glühend, taucht dann dieses Ende in die zähflüssige Glasmasse, und dreht das Rohr ein Paar Mal zwischen den Fingern herum. Da hängt sich denn ein Klümpchen Glasmasse vorn an die Mündung, und bleibt daran hängen, wenn das Rohr wieder zurückgezogen wird.

Jetzt schwingt der Arbeiter das Blaserohr, mit dem daran hängenden, noch glühenden und weichen Glasklumpen ein Paar Mal im Kreise herum: wodurch bewirkt wird, daß sich der Klumpen, soviel als nöthig ist, in die Länge zieht. Mir wurde dabey anfangs immer angst und bang: denn ich besorgte, das  
Blaser



Blaserohr möchte dem Arbeiter einmahl aus der Hand entschlüpfen, und mir mit dem glühenden Glase an den Kopf fliegen; die Leute versicherten mich aber daß dieses Versehen äußerst selten vorkiele.

Gleich nach diesem Schwingen bläset der Arbeiter, indem er das kalte Ende des Rohrs an den Mund setzt, stark hinein, und verwandelt dadurch den Glas klumpen in einen hohlen Körper: ganz auf die Art, wie die Kinder Seifenblasen mit Hülfe eines Strohhalmes oder eines abgebrochenen Stückes von einer thönernen Tabakspfeife machen. Sein geübtes Auge sagt ihm schon, wenn die Höhlung groß genug ist. Ist der Klumpen nun noch hinlänglich weich, so stößt er ihn ein Paar Mal gegen eine glatte eiserne Platte, um den Fuß des Trinkglases zu bilden. Wäre er aber dazu schon zu kalt und hart geworden, so legt ihn der Arbeiter vorher wieder einige Zeit in die Gluth. — Wie das gläserne Geschirr weiter aus dem hohlen Glaskörper gebildet wird, will ich Ihm über acht Tage erzählen, Herr Gevatter.



# Der Bote

aus

# Thüringen.

---

Drittes Stück.

---

1 8 0 7.

---

Bote. Wirth.

**W**enn Er noch im Gedächtniß hat, Herr  
Gevatter, was ich Ihm das letzte Mal über  
die Verfertigung der Trinkgläser mittheilte:  
so will ich jetzt gleich da weiter fortfahren, wo  
ich in meiner Beschreibung stehen blieb.

Um dem Fuß des Glases seine gehörige kreisrunde  
Form zu geben, wird das Blasrohr, an wels-  
chem der hohle, glühende Glaslumpen fest sitzt,  
querüber zwei glatte eiserne Stäbe gelegt, die über  
der Werkstatt des Glasarbeiters, etwa einen  
Schuh weit von einander, in wagrechter Lage  
befestigt sind. Mit der linken Hand rollt nun  
der Arbeiter das Blasrohr auf den eisernen  
Stäben so hin und her, daß sich der vorn das-  
ran sitzende hohle Glaslumpen beständig um-  
dreht. Mit der rechten Hand aber hält er die

Januar 1807.

C. Zant



Zange so geschickt an den zu bildenden Fuß des Glases, daß der noch weiche gläserne Fuß, bey dem kreisförmigen Umlauf, und dem sanftesten Druck der Zange, die gehörige kreisrunde Form annimmt.

Ein Gehülfe erscheint jetzt mit einem andern Blaserohr, an dessen glühenden Mündung ein ganz kleines, weiches Glasklumpchen sitzt. Dieses hält er an die Mitte des eben gebildeten Fußes, und es schmilzt augenblicklich mit demselben zusammen: so daß der zu bearbeitende Glasklumpen nun an zwey Blaseröhren fest sitzt. Von dem, an welchem er gleich anfangs fest saß, wird er aber, indem der Arbeiter mit der Scheere oder Zange ein Paar Mahl vorn gegen das Rohr klopft, sogleich losgemacht, und mittelst des andern Rohrs, das unten am Fuße befestigt worden ist, nochmals in die Gluth gelegt: damit er, besonders an der vordern Seite, an welche die Mündung des Trinkglases kommen soll, wieder weich werde.

Dann wird er dem Glasarbeiter wieder überbracht; der das Rohr abermahls auf den eisernen Stäben hin und her rollt, die ich Ihm vorhin beschrieben habe; und, während sich  
der



Der Glasklumpen dabey schnell herumdreht, wieder die Scheere oder Zange so geschickt daran zu halten weiß, daß die Mündung des Trinkglases gehörig erweitert, und dem ganzen Gefäß vollends die Form gegeben wird, die es bekommen soll.

Er muß sich dieses Verfahren ganz dem ähnlich vorstellen, Herr Gevatter, welches die Töpfer anwenden, um aus dem weichen Thon Töpfe und Schüsseln zu bilden. Nur vertritt bey'm Bearbeiten der weichen Glasmasse die eiserne Zange die Stelle der Hand, mit welcher der Töpfer seinen Thonklumpen unmittelbar berührt; und statt daß der Töpfer die Scheibe, auf welcher sein Thonklumpen festsißt, mit dem Fuße schnell im Kreise herumdreht, verrichtet dieß der Glasarbeiter, bey dem vorn an Blaserohr festsißenden Glasklumpen, mit der linken Hand.

Wenn nun das Trinkgeschirr seine gehörige Form hat: so klopft es der Arbeiter von dem Blaserohr los, an dem es bisher noch fest saß. Den runden Eindruck, den das eiserne Blaserohr an der Stelle wo es fest saß hinterläßt, kann Er bey jedem gläsernen Trinkgeschirr unten in



der Mitte des Bodens oder Fußes! noch deutlich wahrnehmen.

B. (indem er einige Gläser umkehrt und besieht) Ja wirklich: das ist die runde Telle, da in der Mitte; man sieht ordentlich wo das Glas, beim Klopfen, vom Blaserohr losgesprungen ist. — Na, und nun ist das Trinkgeschirr fertig?

B. Noch eine sehr nöthige Operation muß damit vorgenommen werden. So wie der Arbeiter es vom Blaserohr abklopft, steht schon der Lehrbursche mit einem dünnen Stocke bereit, mit dem er das umgestürzte Glasgeschirr auffängt, und es sogleich in den Kühlöfen trägt.

B. In den Kühlöfen? in dem Worte scheint ja ein Widerspruch zu liegen: denn ein Ofen dient ja doch sonst immer zum Erhitzen, und nicht zum Abkühlen.

B. Ja, für die Kühlung die man vor diesem Ofen findet, danke ich für mein Theil auch; ich habe es nie lange davor aushalten können, so heiß ging es von demselben. Ich will Ihm sagen wie das Ding zusammenhängt. Wenn man die gläsernen Gefäße, so wie sie, noch glühend, vom Blaserohr abgenommen worden  
sind,



sind, gleich an die freye Luft hinstellte, und sie da schnell erkalten ließe: so würden sie äußerst leicht zerspringen, wenn sie künftig, bey'm Gebrauch, auch nur den mindesten Stoß gegen einen harten Körper bekämen: weil das Glas durch das zu schnelle Erkalten noch weit spröder werden würde, als es so ist. — Man bringt daher die eben fertig gewordenen, noch glühenden Glasgeschirre in große Töpfe: die aus besonders gutem Thon verfertigt sind, damit sie in der Hitze nicht springen; und setzt nun diese Töpfe in den sogenannten Kühlen. Dieser ist so stark erhitzt, daß die Glasgeschirre anfangs noch einige Zeit darin fortglühen; bis man die Töpfe worin sie liegen nach und nach immer weiter vom Feuer zurückzieht, und so die Geschirre ganz allmählich aus dem Glühen in den kühlen Zustand übergehn läßt.

W. Das ist wirklich artig, daß man den Gläsern durch ein so einfaches Mittel ihre allzugroße Sprödigkeit und Zerbrechlichkeit benehmen kann. Nun muß ich Ihm doch noch einige Fragen vorlegen, die mir, während Seiner Erzählung von der Verfertigung des Glases befallen sind. Wie kommt es denn erstlich, daß das gewöhnliche Weinflaschenglas so grün aus-



ausfieht, und minder durchsichtig ist, als das weiße Glas?

B. Um die Weinflaschen zu einem wohlfeilern Preise liefern zu können, versetzt man den Quarzsand, welcher, wie Er sich noch erinnern wird, den Hauptbestandtheil des Glases ausmacht, nicht mit der theuern Pottasche, sondern bloß mit gemeiner Holzasche, die auch das Schmelzen des Sandes befördert. Aber bey diesem unreinern Zusatz verliert das Glas an Durchsichtigkeit, und nimmt eine grünliche Farbe an.

B. So hängt das zusammen? — Nun möchte ich zweitens auch gern wissen, wie man die gefärbten Gläser verfertigt: denn gewöhnliche Farben können dabey doch auf keinen Fall angewendet werden.

B. Das rothe, blaue, und andere farbige Glasarten erhält man durch metallische Zusätze zu der Glasmasse. Um, zum Beyspiel, blaues Glas zu erhalten, setzt man Kobalt hinzu; und durch eine Beymischung von Brauneisen zur Glasmasse, färbt man dieselbe purpurroth. Solche metallische Farbstoffe nimmt man auch, wenn man auf das Glas schreiben oder mahlen will. Sie werden, nachdem



Dem das Glas erkaltet ist, naß aufgetragen; müssen dann erstlich an der Luft trocken werden; und nun bringt man das bemahlte Glas nochmals mit der gehörigen Vorsicht in die Hitze, um die Farben einzubrennen.

W. Dann sieht man ja auch hier und da Trinkgeschirre, in welche allerhand Zierrathen und Inschriften eingeschnitten sind; wie bringt man doch wohl diese in das so äußerst harte Glas?

B. Man schleift sie ein. Das habe ich auch einmal in dem Dörfchen, bey welchem die Glashütte ist, mit angesehen. Der Glasschneider, wie man die Leute die sich damit abgeben nennt, hat eine Schleifmaschine, die der gang ähnlich ist, welche die Scheerenschleifer gewöhnlich bey sich führen. Nur ist sie erstlich in der Stabe des Mannes, wie eine Drehbank, fest angebracht; und zwentens dreht sich statt des runden Schleifsteins, hier eine kupferne Scheibe schnell im Kreise herum. Den Rand dieser Scheibe bestreicht nun der Glasschneider mit Schmergelerde, die in feines Pulver verwandelt und mit Del angemacht ist; dann setzt er sein Rad mit dem Fuße in Bewegung, und hält das Glas, in welches er etwas einschleifen



fen will, gegen den Rand der schnell umlaufenden Kupfercheibe: so schleift diese, mittelst des daran befindlichen Schmergels, Buchstaben und Verzierungen ein: denen der Glasschneider, durch geschicktes Wenden und Drehen des angehaltenen Glases, die rechte Form zu geben weiß.

B. Ey! das hätte ich mir nicht so vorgestellt. Nun noch die letzte Frage, Herr Gevatter: wer ist denn der Erfinder des Glases gewesen?

B. Das Glas ist eine sehr alte Erfindung; schon lange vor der Zeit in welcher Jesus auf der Erde lebte, kannte man dasselbe, und gebrauchte es zu Gefäßen, Fensterscheiben und Spiegeln. Eben daher kommt es aber auch, daß man weder die Zeit in welcher es erfunden worden ist, noch den Namen oder das Vaterland des Erfinders kennt. In den ältesten Schriften kommen nämlich keine bestimmten Nachrichten darüber vor.

Den Lesern des Boten aus Thüringen bemerken wir hiermit: daß die im 50sten Stücke des vorigen Jahrganges befindliche Anzeige, daß wir die Preussische Münze für ihren vollen Werth annähmen, nur auf unsere älteren Verlagsartikel Bezug hatte, und daß wir dieselbe bey der Pränumeratien auf dieses Blatt nicht annehmen können, sondern sie uns in andern gangbaren Münzsorten erbitten.

Buchhandlung der Erziehungsanstalt  
in Schnepfenthal.



# Der Bote

## Thüringen.

Viertes Stück.

1807.

Bote. Wirth.

**B.** Bestimmt Er sich noch, Herr Gebatter, wie wir uns im Januar des verfloffenen Jahres über die merkwürdigen Ereignisse des vorhergegangenen Jahres 1805 mit einander unterhielten? Wer hätte damals denken sollen, daß das Jahr 1806 eben so reich, wovon noch reicher an merkwürdigen Begebenheiten seyn würde, als jenes!

**W.** Ja gewiß! Das ganze Jahr hindurch hat, wie man zu sagen pflegt, immer ein wichtiges Ereigniß das andere gejagt: und des Geschehenen ist so viel, daß ich in Verlegenheit seyn würde, wenn jemand mich fragte, was denn im Jahre 1806 Merkwürdiges vorgefallen sey, wie ich auch nur das Merkwürdige

Januar 1807.

D

würde



würdigste davon zusammenbringen wollte, ohne Etwas auszulassen.

B. So ging es mir schon am Schluß des Jahres 1805; und ich nahm mir daher das mahls gleich vor, daß ich mir künftig das ganze Jahr hindurch, die vorkommenden wichtigen Begebenheiten nach der Reihe aufnotiren wollte, damit ich sie hernach am Ende des Jahres gleichsam mit Einem Blicke übersehen könnte. Das habe ich denn auch gethan. Vielleicht gewährt es Ihm einige Unterhaltung, wenn ich Ihm mein Verzeichniß vorlese; ich habe es deshalb heute zu mir gesteckt.

B. Ey, da lasse Er doch hören, Herr Gevatter; es wird mir gewiß Vergnügen machen.

B. Die erste merkwürdige Begebenheit im Jahre 1806 war die Eroberung des Vorgebirges der guten Hoffnung, durch die Engländer. Er weiß, daß diese wichtige Europäische Niederlassung, die an der äußersten südlichen Spitze von Afrika liegt, schon seit vielen Jahren den Holländern unterworfen war; da nun diese jetzt, als Bundesgenossen der Franzosen, mit den Engländern

in



In Krieg verwickelt sind: so landete am 6ten Januar des vorlgen Jahres eine Englische Armee von 7000 Mann in der Nähe jener Niederlassung, griff am 8ten Januar die holländische Besatzung, welche 2000 Mann stark aus Capstadt, dem befestigten Hauptorte der Colonie, ausgerückt war, an, schlug sie und besetzte Capstadt. Noch bis jetzt ist diese Niederlassung in den Händen der Engländer geblieben.

Im Februar besetzte eine Preussische Armee von 30000 Mann das Hannöversche, im Einverständniß mit der Französischen Regierung, deren Truppen indes noch die Festung Hameln, und die umliegende Gegend, 3000 Mann stark besetzt hielten. Zugleich zog sich ein Französisches Heer in der Gegend von Mainz und Frankfurt am Mayn zusammen; und von der letztern Stadt, die damahls noch Freyreichsstadt war, wurden 2 Millionen Francs, oder ungefähr 540tausend Thaler, als Contribution gefordert.

Preussen trat um diese Zeit das Fürstenthum Ansbach in Franken, an Bayern ab, wogegen Bayern das Fürstenthum Berg, das es in Westphalen besessen hatte, der Französischen Regierung überließ.



Eine andre merkwürdige Begebenheit ereignete sich in demselben Monathe in Italien. Ein Französisches Heer von 60000 Mann rückte in das Königreich Neapel ein. Der König flüchtete sich nach der Insel Sicilien, die ebenfalls zu seinem Königreiche gehörte; die mehresten Festungen ergaben sich nach einem schwachen Widerstand, und am 14ten Febr. waren die Franzosen schon in der Hauptstadt Neapel. Nur die Festung Gaeta, in welcher Prinz Ernst von Hessen Philippsthal, als Neapolitanischer General commandirte, vertheidigte sich ernstlich, und ging erst nach einer viermonathlichen Belagerung an die Franzosen über.

Ein Seegefecht, das am 6ten Febr. bey der Insel St. Domingo in Westindien zwischen 5 Französischen und 7 Englischen Linienschiffen vorfiel, endigte sich mit der Eroberung oder Zerstörung der erstern.

Im März trat Preussen das Fürstenthum Cleve, das es am Niederrhein besessen hatte, und die Oberherrschaft über zwey mit der Schweiz verbündete Ländchen, das Fürstenthum Neuchâtel (N. Rösschatell) und die Grafschaft Bas  
 lens



lengin (l. Balangeng) an den Kaiser von Frankreich ab. An demselben Tage, an welchem die Französischen Truppen die (im Elessischen liegende) wichtige Gränzfestung Wesel am Rhein besetzten, wurde den Preussen die Hannöberische Festung Hameln übergeben, die bisher noch eine Französische Besatzung gehabt hatte.

Am 30ten März erließ hierauf Kaiser Napoleon mehrere Beschlüsse, Kraft welchen er seinen Bruder, den Prinzen Joseph zum König von Neapel, seinen Schwager, den Prinzen Joachim Murat (l. Müro), zum Großherzog von Berg und Cleve, und seinen vieljährigen Waffengefährten, den Marschall Berthier (l. Bertieh) zum Fürsten von Neufchatel und Valengin ernannte. Einen andern ausgezeichneten Heerführer, den Marschall Bernadotte (l. Bernadott) ernannte der Kaiser, durch einen, wenige Monate nachher bekannt gemachten Beschluß, zum Fürsten von Pontecorvo (in Italien), und den großen Staatsmann Talleyrand (l. Tallarang), seinen Minister der auswärtigen Verhältnisse, zum Fürsten von Benevent (ebensfalls in Italien).



In demselben Monath war vom Preussischen Gouverneur in Hannover bekannt gemacht worden: daß alle Häfen und Flüsse der Nordsee dem Englischen Handel versperrt seyn, auch keine Englische Waare in oder durch das Hannöversische passiren solle. Diese Maßregel, und überhaupt die Besitznehmung von den Hannöversischen Landen, hatte einen Friedensbruch zwischen England und Preussen zur Folge: der besonders für die Preussische Kaufmannschaft verderblich wurde; da die Engländer ihnen ihre zum Theil reichbeladenen Schiffe im April und May zu Hunderten wegnahmen. Auch verfügte die Englische Regierung schon am 8ten April eine Blockade der Mündungen der Elbe, Weser und Ems, und überhaupt der ganzen Küste der Ostsee; das heißt, sie schickte Kriegsschiffe ab, welche an dieser Küste herumsegeln, und darüber wachen mußten, daß kein Schiff dort anlanden, und auch keines von da absegeln durste.

Im April entspann sich auch eine Uneinigkeit zwischen der Preussischen und der Schwedischen Regierung. Schwedische Truppen, die den jenseits der Elbe

lies



liegenden Theil des Hannöverschen noch besetzt hielten, wurden nämlich durch die eintückenden Preussen zum Rückzuge genöthigt, und dabei einige Mann getödtet. Der König von Schweden befahl hierauf, alle Preussischen Schiffe anzuhalten, die sich in seinen Häfen befänden, und alle Preussischen Häfen wurden durch Schwedische Kriegsschiffe gesperrt. Ein Preussisches Corps rückte an die Schwedisch-Pommersche Gränze; allein zu weiteren Thätlichkeiten kam es nicht, sondern die Sache wurde noch zuletzt in der Güte beigelegt.

Gegen die Mitte des Jahres bekam Holland, das bisher eine republikanische Regierungsverfassung gehabt hatte, einen König. Am 24ten Junius hielt Louis Napoleon, ein Bruder des Kaisers der Franzosen, als König von Holland, seinen feyerlichen Einzug in den Haag.

War schon die erste Hälfte des Jahres ungewöhnlich reich an merkwürdigen, das Schicksal ganzer Völker betreffenden Ereignissen gewesen: so wurde doch die zweite Hälfte desselben noch weit reicher an dergleichen Begebenheiten.



---

Im Julius vereinigten sich unter dem Schutze des Kaisers Napoleon mehrere Landesherren, die bisher deutsche Reichsstände gewesen waren, zu einem neuen Staaten-Berein, und sagten sich von ihrer bisherigen Verbindung mit dem deutschen Reiche feyerlich los. Sie nannten ihre Vereinigung den Rheinischen Bund, weil die Länder der mehresten von den dazu tretenden Herren in der Nähe des Rheinstroms lagen. Als souveräne Regenten, traten gleich Anfangs folgende Fürsten dazu: die Könige von Bayern und von Würtemberg; die Großherzoge von Baden, von Darmstadt, und von Cleve und Berg; der Fürst Primas (bisheriger Kurerzkanzler des deutschen Reichs); die Fürsten von Nassau, Ursingen, Hohenzollern, Salm, Isenburg, Ahremberg, Lichtenstein, und der Graf von der Leyen.

Das nächste Mal erzähle ich Ihm weiter davon.

---



Der Bote  
aus  
S h ü r i n g e n.

---

Fünftes Stück.

---

1 8 0 7.

---

Bote. Birtb.

**B.** Die merkwürdigen Ereignisse des vorki-  
gen Jahres hatte Er mir bis zu der Errich-  
tung des Rheinischen Bundes erzählt, Herr  
Sevatter; will Er etwa jetzt weiter fortfahren?

**B.** Recht gern. Die regierenden Herren,  
welche diesem Bunde als souveräne Fürsten  
beitraten, habe ich Ihm schon genannt. Die  
übrigen deutschen Reichsfürsten und Grafen,  
deren kleinen Gebiete in der Nähe der Besit-  
zungen dieser Mitglieder des Rheinischen Buns-  
des lagen, wie z. B. der Graf von Neuwied,  
der Landgraf von Hessen Homburg, die Gra-  
fen von Erbach, und andere, bekleideten zwar  
die Verwaltung der Einkünfte ihres Landes,  
und die niedere Gerichtsbarkeit in demselben,  
kamen jedoch unter die Landeshoheit irgend

Febr. 1807.

E eines



eines von den vorhin genannten souveränen Regenten. — Die bisherigen Freyen, Reichsstädte Frankfurt am Mayn und Nürnberg wurden, bey dieser Gelegenheit, jene dem Fürsten Primas, und diese dem Könige von Bayern, durch Commissarien des Kaisers Napoleon übergeben. Für den Fall eines feindlichen Angriffs gegen irgend einen dieser verbündeten Staaten, wurde festgesetzt, wieviel Mannschaft jeder dem angegriffenen Staate zur Hülfe senden sollte. Der Kaiser der Franzosen versprach, als Ober-Schutzherr des Bundes, allein 200000 Mann zu Hülfe zu schicken. — Zur gemeinschaftlichen Berathschlagung über das allgemeine Beste der vereinigten Staaten, sollten Gesandten derselben in Frankfurt am Mayn zu einem Bundestage zusammenkommen, dessen Leitung dem Fürsten Primas übertragen worden war. Wegen der ausbrechenden Kriegsunruhen wurde aber der erste Bundestag, der in den ersten Tagen des Octobers halten werden sollen, auf unbestimmte Zeit verschoben.

Der bisherige deutsche Kaiser, Franz der 2te, erklärte, sobald die Errichtung dieses Rheinischen Bundes bekannt worden war, daß



Daß er das bisherige Deutsche Reich für aufgelöst ansehen müsse, und daher seine Würde als Deutscher Kaiser niederlege. Der berühmte Regent Karl der Große, hatte diese Würde, vom Jahre 800 an, zuerst bekleidet; und die Dauer des sogenannten Römischen Kaisertums betrug daher 1006 Jahre. Auch der Reichstag zu Regensburg, das heißt die Versammlung der von den verschiedenen Ständen des Deutschen Reichs nach Regensburg abgesandten Personen, welche sich daselbst über Angelegenheiten, die das Beste des ganzen Reichs betrafen, gemeinschaftlich berathschlagten, ging nun aus einander.

Bei der Errichtung des Rheinischen Bundes ließ der Kaiser der Franzosen zwey Beobachtungs-Armeen, die eine gegen die Oesterreichische, die andere gegen die Sächsische Gränze vorrücken; und gleich nachher, nämlich in der Mitte des Augustmonaths fing Preussen an sich zu rüsten, und zog in Schlesien und im Hannöverischen Armee-corps zusammen. Zugleich söhnte sich diese Macht mit dem Könige von Schweden wieder aus, und gab zu daß die Schwedischen Truppen den Theil des Hannöverischen wieder besetzten,



Den sie im April den Preussischen Truppen hats  
ten wider Willen einräumen müssen.

In Paris war, durch einen vom Russischen  
Kaiser dazu bevollmächtigten Gesandten, ein  
Friedensschluß zwischen Rußland und Franks  
reich im Monath Julius zu Stande gekoms  
men; und die Englische Regierung ließ sich  
bald darauf gleichfalls in Friedensunterhands  
lungen mit der Französischen Regierung ein,  
welche durch einen nach Paris geschickten  
Englischen Bevollmächtigten den August hins  
durch betrieben wurden. Der Kaiser von  
Rußland versagte jedoch jenem Friedensschlusse  
seine Genehmigung, und bald nachdem dies  
se Nachricht in Paris bekannt worden war,  
zerschlagen sich auch die Unterhandlungen zwis  
schen England und Frankreich: der Englische  
Gesandte kehrte nach London zurück; wo man  
den am 13ten September erfolgten Tod des  
berühmten Staatsmannes Fox betrauerte,  
der seit dem 23ten Januar dieses Jahres, an  
welchem Tage der noch berühmtere Minister  
Pitt gestorben war, die auswärtigen Anges  
legenheiten Englands besorgt hatte, und mehr  
als sein Vorgänger zum Frieden mit Franks  
reich geneigt gewesen war. — Der Unmuth  
Den



den das Englische Volk wegen des Abbruchs der Friedens Unterhandlungen, und des Todes seines ihm ergebenen Ministers empfand, wurde einigermassen durch die um jene Zeit in England eingetroffene Nachricht verscheucht: daß ein kleines Englisches Heer den Spaniern die Stadt Buenos Ayres in dem an Gold, Silber und andern schätzbaren Producten so reichen Süd-Amerika weggenommen, und bey dieser Gelegenheit viele Reichthümer erbeutet habe.

Während des Septembermonaths dauerten die Preussischen Rüstungen fort; ein Preussisches Heer zog sich bey Magdeburg und Halle zusammen, und der Vortrab desselben dehnte sich in der andern Hälfte des Monaths schon bis an, und selbst über den Thüringers Wald hin aus. Auch die Sächsische Armee hatte sich zum Kampfe rüsten, und zu dem Preussischen Heere stoßen müssen. — Die Französischen Truppen, die, seit dem vorjährigen Feldzuge, in Schwaben, Bayern und Franken zurückgeblieben waren, zogen sich gleichfalls, zwischen Bamberg und Würzburg zusammen, und erhielten beträchtliche Verstärkungen aus Frankreich. In den ersten Tagen des Octobers



bers war Kaiser Napoleon in ihrer Mitte, und ungesäumt wurde nun zum Anfang der Feindseligkeiten geschritten.

Der Plan der Preussischen Feldherren war gewesen, theils über Eisenach und Fulda gegen Frankfurt und Mainz, theils in Franken gegen Würzburg hin vorzudringen. Napoleon erwartete aber ihre Ankunft nicht, sondern drang mit großer Macht und unbegreiflicher Schnelligkeit über Coburg, Cronach, Hof in das Voigtland ein, und war dem Preussischen Hauptheere zur Seite, ehe die Anführer desselben es sich versahen.

Bei dieser Ueberlegenheit der Französischen Macht, an Schnelligkeit in der Ausführung der Plane ihres großen Feldherren, und wahrscheinlich auch in Hinsicht der Anzahl der Streitenden, war die Tapferkeit mit welcher die Preussen und Sachsen, selbst nach dem Zeugnis ihrer Feinde größtentheils kämpften, nicht im Stande, den Angriffen der Franzosen mit dem gehörigen Nachdrucke zu widerstehen. Nachdem am 6ten October die Feindseligkeiten durch ein unbedeutendes Vorpostengefecht eröffnet worden waren, fiel ein ernsthafteres Gefecht am 10ten Oct. zwischen Neustadt und Auma,  
an



an der Saale vor; in welchem der Anführer des Preussisch-Sächsischen Corps, das darein verwickelt wurde, der Prinz Ludwig von Preussen, sein Leben verlor, und die Preussen und Sachsen zuletzt weichen mußten. Am 13. October waren die Franzosen schon bis Jena, Raumburg, ja bis Leipzig vorgedrungen, ohne daß auf dem Marsche nach den beyden letztern Orten sich ihnen jemand in den Weg gestellt hätte. Das vorgerückt Preussische Heer hatte sich ein Corps ausgenommen das unter dem Commando des Herzogs von Weimar ins Würzburgische eingedrungen war, auf den Höhen zwischen Weimar und Jena gelagert, und dehnte sich bis gegen Auerstedt hin aus. In dieser Stellung erwartete es den Angriff des Französischen Heers, der am 14ten in aller Frühe wirklich erfolgte.

Die Französischen Truppen drangen auf verschiedenen, zum Theil sehr übel zu passirenden Wegen aus dem Thale, im welchem Jena liegt, hervor, und so kam es zu einer Hauptschlacht zwischen Jena und Weimar. Auf der andern Seite hatte schon vor Tages Anbruch das Corps des Französischen Marschalls Das voust (lies Dorn) das Thal besetzt, durch wels

des



ches der Weg von Auerstedt nach Raumburg, über Kösen und Pforta führt; und die Preussen suchten es aus dieser Stellung wieder zu verdrängen, und gegen Raumburg vorzudringen: wodurch eine zweyte Hauptschlacht in der Gegend von Auerstedt entstand, die mit jener zu gleicher Zeit gefochten wurde.

Bekanntlich fielen beyde Schlachten für das Preussische Heer unglücklich aus; es wurde größtentheils zerstreut, und zog sich am Abend eiligst, theils gegen Erfurt, theils gegen Magdeburg hin zurück.

Von diesem Tage an folgte nun für die Preussische Macht ein Verlust auf den andern. Am 16ten October ergab sich Erfurt mit etwa zehntausend Mann, die sich nach der Schlacht hineingeworfen hatten, an die Franzosen. Am 17ten wurde die Preussische Reserve, Armee, die von Magdeburg her den vordringenden Franzosen entgegenrückte, bey Halle geschlagen, und diese Stadt von den letztern eingenommen. An demselben Tage fiel bey Nordhausen ein Gefecht zum Nachtheil der Preussen vor. Wenige Tage nachher gingen die Französischen Truppen bey Dessau, Lorgau und Wittenberg über die Elbe, und am 25ten October rückten sie schon in Berlin ein.



Der Bote  
aus  
Thüringen.

---

Sechstes Stück.

---

1807.

---

Bote. Wirth.

B. Hat Er denn auch von dem traurigen Vorfall gehört, Herr Gevatter, der sich in der vorigen Woche im Gorhalschen ereignet hat?

W. Ehrgeßtern bekam ich durch einen Reisenden, der bey mir einsprach, die erste Nachricht davon; es ist durch Zufall auf der Jagd eine der Personen verunglückt, die zu ihrem Vergnügen an derselben Antheil nahmen: nicht wahr?

B. Ganz recht; diesen Vorfall meine ich. Er scheint die nähern Umstände nicht zu wissen, Herr Gevatter! mir ist die Sache so erzählt worden. Der Verunglückte hat in dem Dorfe, bey welchem die Jagd gehalten werden soll, noch ein Geschäft abzumachen; und

Febr. 1807.

F Die



Die übrigen Theilnehmer erwarten ihn vor dem Dorfe. Jetzt kommt er aus dem Dorfe heraus, und der eine der Wartenden, sein Bekannter, nähert sich ihm freundlich, und heißt ihn willkommen. In demselben Augenblicke geht aber das Gewehr, das der Willkommenende über die Schulter gehängt trägt, los, und der vor ihm stehende Freund stürzt, nach einem kurzen Ausruf, todt nieder. Die Schrotten hatten die Lunge durchbohrt, und waren im Rückgrat sitzen geblieben.

W. Gott im Himmel! was kann doch der Mensch für Unglück haben! — Ich begreife aber noch nicht, wodurch das Losgehn des Gewehrs mag veranlaßt worden seyn; der Unglückliche, der es trug, wird doch wahrlich den Hahn in die Ruhe gesetzt haben, als er es geladen hatte, und umhing?

B. Das kann nun freylich nicht ausgemacht werden: denn gesetzt er hätte den Hahn gespannt gelassen, so würde er es doch gethan haben, ohne sich dessen bewußt zu seyn. Aber ein Jagdverständiger, den ich um seine Meinung befragte, sagte mir: der Hahn könte in der Ruhe gestanden haben, und das Gewehr dennoch, bey einem etwas starken Stoß



Stoß gegen den Schnäpper, losgegangen seyn. Es gäbe nämlich Gewehre, bey denen das Schloß, entweder durch die Nachlässigkeit des Verfertigers, oder auch durch die vieljährige Abnutzung so wandelbar wäre, daß sie, wenn man etwas stärker als gewöhnlich abschrückte, auch losgingen, ohne daß vorher der Hahn gespannt worden wäre. Ob nun dieß bey dem unglücklichen Gewehre der Fall gewesen seyn mag, durch welches dieser Vorfall veranlaßt wurde: darüber habe ich noch nichts Bestimmtes erfahren können.

W. Ey, wenn dem so ist: so wundere ich mich, daß man nicht noch häufiger von Unglücksfällen hört, die auf der Jagd vorkommen. Wäre ich bey einer Jagd der Anführer: so müßte es sich jeder der an derselben Theil nehmen wollte, gefallen lassen, daß ich sein Gewehr vorher sorgfältig untersuchte, ob es auch noch in unversehrtem Stande sich befinde. Jeder bey dessen Gewehr ich einen bedenklichen Mangel entdeckte, müßte, wenn er kein anderes beschaffen könnte, von der Jagd ausgeschlossen bleiben. Eines Menschen Leben ist ja keine Kleinigkeit!

B. Auch darauf würde ich, als Förster

§ 2 oder



oder Jagd, Anführer streng halten, daß kein leichtsinniger, unerfahrener Mensch an meinen Jagden Theil nehmen dürfte. Wen ich auch nur Ein Mal über einer Unvorsichtigkeit in der Behandlung des Schießgewehrs betroffen hätte, den nähme ich, ohne Ansehn der Person, in geraumer Zeit nicht wieder mit auf die Jagd. Denn, es ist wahr, auch dem Erfahrensten und Vorsichtigsten kann ein Unglück mit dem Gewehre begegnen; aber weit größer ist doch die Möglichkeit bey einem Unvorsichtigen, Leichtsinningen.

W. Selbst das kann ich nicht billigen, wenn jemand mit einem ungeladenen Gewehre Scherz treibt, zum Beyspiel auf andre Menschen damit zielt; denn dieses Spielen mit dem Gewehre muß allemahl so wohl ihm selbst, als auch Andern die ihm etwa zusehn, und zum Leichtsinn geneigt sind, einen Theil des Respects benehmen, den man, so zu sagen, für das Feueergewehr, als ein Instrument, das die heftigsten, schnelltödtenden Wirkungen so leicht hervorzubringen vermag, haben muß. Väter sollten nie ihren Söhnen, Aufseher nie ihren Untergebenen einen solchen, nur unschuldig scheinenden Scherz gestatten. — Doch,  
Herr



Herr Gebatter, Er ist mir ja noch die Fortsetzung seiner Erzählung von den merkwürdigen Ereignissen des Jahres 1806 schuldig; will Er nicht jetzt weiter erzählen?

B. Recht gern. Ich war bis zum Einzug der Franzosen in Berlin gekommen, der am 25ten October erfolgte. In den folgenden Tagen wurden einzelne Preussische Corps, von den sie beständig verfolgenden Franzosen bey den, nördlich von Berlin liegenden Städten Prenzlau, Pasewalk und Bismar gefangen genommen, und die Festungen Stettin und Cüstrin, so wie schon früher Spandau, öffneten den Französischen Kriegern ihre Thore.

Das letzte Treffen zwischen Preussischen und Französischen Truppen auf deutschem Grund und Boden fiel am 6ten November bey Lübeck vor; welches, von einem starken Preussischen Corps vertheidigt, mit stürmender Hand eingenommen wurde. An diesem Tage geriethen auch über 1000 Mann Schweden unweit Lübeck in französische Gefangenschaft; und am folgenden ergab sich das einzig, außerhalb der Festungen, noch in Deutschland vorhandene Preussische Corps des Generals v. Blücher an die Franzosen.

An



An Festungen hatten jetzt die Preussen auf  
Deutschem Boden noch Magdeburg, Hameln,  
Mienburg (beide im Hannöverschen) Plassens-  
burg (im Bayreuthischen) und Colberg (in  
Pommern) inne; aber auch diese wurden, die  
letzte ausgenommen, noch vor dem Ablauf des  
Novembers sämmtlich eine Beute des Siegers.

Das Churhessische, dessen Regent sich bey'm  
Ausbruch der Feindseligkeiten für neutral, das  
heißt gegen keine von beyden Partheyen er-  
klärt hatte, wurde am 1ten Nov. von einem  
Französischen Truppencorps besetzt; die hessis-  
schen Truppen wurden entwaffnet, und ihre  
Waffen, sammt den in den Zeughäusern des  
Landes aufbewahrten, wurden nach Frank-  
reich transportirt. Die Beamten des Landes  
mußten dem Kaiser Napoleon den Eid der  
Treue schwören.

Am 19ten Nov. besetzten Französische Trup-  
pen die Stadt Hamburg, und am 20ten Bres-  
men. Beyde Städte wurden, so wie am 28-  
ten Nov. das Herzogthum Mecklenburg Schwes-  
rin, durch Französische Bevollmächtigte, im Na-  
men des Kaisers Napoleon in Besitz genommen.

Am 21ten November erließ Kaiser Napo-  
leon, von Berlin aus, einen merkwürdigen  
Bes



Beschluß gegen die Engländer, die Erbfeinde Frankreichs; durch welchen er seinen Heeren befiehlt, das Verfahren, welches die Engländer in Kriegszeiten auf dem Meere sich erlaubten, gegen sie auch auf dem Lande anzuwenden: als Ie Engländer, sie möchten Soldaten seyn, oder nicht, deren sie habhaft werden könnten, zu Kriegsgefangenen zu machen; alles Englische Eigenthum, das sich in den von ihnen besetzten Ländern befände, einzuziehn; alle Gemeinschaft dieser Länder mit England zu verhindern, u. s. w.

Der Kriegsschauplatz wurde, nachdem das ganze nördliche Deutschland, mit Ausschluß von Schwedisch, Pommern, in die Gewalt der Franzosen gekommen war, ganz nach dem ehemaligen Königreich Polen und nach Schlessien verlegt.

Polen war einst ein mächtiges Königreich; aber durch die öftern Uneinigkeiten welche in seinem Innern sich entspannen, wurde seine Macht nach und nach so geschwächt, daß es allmählich eine Beute seiner Nachbarn, der Beherrscher Rußlands, Preussens, Ungarns und der Türken wurde. Mit dem Jahre 1794, in welchem Rußland, Preussen und Oesterreich sich



---

sich in den noch vorhandenen Rest desselben theilten, hörte es ganz auf ein eigenes Königreich zu seyn.

Kaiser Napoleon hatte in seinem Heere einige Generale, die gebohrne Polen waren, ehemals selbst unter der Polnischen Armee gekämpft, und in ihrem Vaterlande noch viele Freunde und Anhänger hatten. Diese erließen, indem sich die französischen Truppen, bald nach ihrem Einrücken in Berlin, dem ehemaligen Polen näherten, ein Sendschreiben an ihre Landsleute, worin sie ihnen den mächtigen Schutz des Kaisers der Franzosen zusicherten, und sie aufforderten sich mit ihm zu vereinigen, und mit bewaffneter Hand zur Wiederherstellung ihres ehemaligen Königreichs aus allen Kräften mit zu wirken.

So wurden denn die Franzosen als sie in den ersten Tagen des Novembers in Polen einrückten, überall mit offenen Armen aufgenommen.

---



# Der Bote

aus

# Thüringen.

---

Siebentes Stück.

---

1 8 0 7.

---

Bote. Wirth.

B. Heute werde ich ja wohl meine Erzählung von den merkwürdigen Begebenheiten des verflossenen Jahres beendigen können, Wobey waren wir doch stehn geblieben?

W. Bey dem Einmarsch des französischen Heeres in das ehemalige Königreich Polen, von dessen Bewohnern die Franzosen als ihre Befreyer von der fremden Herrschaft angesehen wurden, unter der sie seit der letzten Theilung des ehemals so mächtigen Reichs gestanden hatten.

B. Ganz recht! — Die Polen ließen es auch nicht bey bloßen Freundschaftsver Versicherungen bewenden: sondern sie brachten aus ihren Mitteln Geld zusammen, Kaiser Napoleon gab ihnen Waffen, und in kurzer Zeit

Febr. 1807.

© bis



bildeten sich mehrere Polnische Regimenter, die nun vereinigt mit den Französischen Truppen, gegen die Preussen und Russen kämpften.

In Schlessien rückte während dieß in Polen vorging ein Corps Bayerischer und Württembergischer Truppen, unter Anführung des Prinzen Hieronymus, des jüngsten Bruders Kaiser Napoleons, ein. Am 3ten Decembris ergab sich demselben, nach einem geringen Widerstande, die Festung Groß Glogau. Die Festung Breslau hingegen leistete tapferen Widerstand, und war am Schlusse des Jahrs noch in der Gewalt der darin liegenden Preussischen Truppen. Ein zu ihrem Entsatze anrückendes Preussisches Corps, das aus einem Theil der Besatzungstruppen der übrigen Schlessischen Festungen bestand, wurde am 24ten Dec. bey dem Städtchen Strehlen von einem ihm entgegenrückenden Württembergisch, Bayerischen Corps geschlagen, und mußte sich zurückziehn.

Während der Krieg in Polen und Schlessien seinen Fortgang hatte, fielen in Deutschland verschiedene Französische Besitz, Ergreifungen vor, die größtentheils durch ein unter dem Marschall Mortier (l. Mortier) durch

Hese



Hessen, Hannover und das Mecklenburgische gegen die Schwedisch-Pommersche Gränze vorrückendes Corps bewirkt wurden. Es wurde nämlich nicht allein von allen diesseits der Elbe liegenden ehemaligen Preussischen Provinzen im Rahmen des Kaisers Napoleon, oder seines Bruders, des Königs von Holland, feyerlich Besitz genommen, sondern auch von dem Fuldaischen, Churhessischen, Hannoverschen, dem Herzogthum Oldenburg in Westphalen, den Städten Hamburg, Bremen und Lübeck, und dem Herzogthum Mecklenburg-Schwerin.

Chursachsen schloß am 13ten December zu Posen einen Friedensvertrag mit Frankreich ab, durch welchen es zum Königreich erhoben, und dem Rheinischen Bunde einverleibt wurde. Am 15ten December wurde auch ein Vertrag zwischen der Französischen Regierung und den Sächsischen Herzogen abgeschlossen, die ebenfalls zum Rheinischen Bunde traten. Diesem Bunde war ferner, schon gleich beim Ausbruche des Kriegs der Großherzog von Würzburg (ein Bruder der Kaisers von Oesterreich) noch beigetreten.

Zu einer Hauptschlacht zwischen den Franz



gosen und Russen kam es im Jahre 1806 nicht mehr. Nach verschiedenen kleinen Vorposten- und Gefechten hatten die Russen schon zu Ende des Novembers Warschau geräumt, und sich hinter den Bug, einen Fluß in Polen, der sich unterhalb Warschau in die Weichsel ergießt, zurückgezogen. Jenseit desselben quartierten sie sich, da die Witterung nicht mehr erlaubte im freyen Felde zu campiren, in Städte und Dörfer ein. Hier wurden sie aber, des ungünstigen Wetters und der grundlosen Wege ungeachtet, von dem Französischen Heere am 24ten, 25ten und 26ten Dec. überfallen, und genöthigt, sich, mit Hinterlassung eines ansehnlichen Theils ihres Geschüßes und Gepäcks, eilig weiter zurückzuziehen. Auch mehrere tausend Gefangene sollen bey der Gelegenheit von den Franzosen gemacht worden seyn; welche, nach diesem geglückten Unternehmen, gleichfalls die Winterquartiere bezogen.

Dies war denn wohl die letzte merkwürdige Begebenheit, die sich im Jahre 1806, wenigstens in Europa ereignete: denn in andern, entferntern Theilen der Erde könnte wohl in diesem Jahre noch Manches vorgefallen

fals



fallen seyn, wovon die Nachricht noch nicht zu uns gekommen wäre. — So soll z. B. die Stadt Buenos Ayres in Südamerika in der ersten Hälfte des Octobers den Engländern, die sie um die Mitte des Jahrs erobert hatten, von den Spaniern wieder entrisßen worden seyn.

B. Ja, das ist wahr, ich wüßte mich doch auf kein Jahr, so weit ich zu denken weiß, zu erinnern, in welchem so viele merkwürdige Veränderungen in der menschlichen Gesellschaft vorgefallen wären, als in diesem. Mag man doch wirklich denken fast an welches Europäische Reich man will: so sieht es darin ganz anders aus, als am Anfange des vorigen Jahrs.

B. Selbst die Natur schien in diesem Jahre ganz andere Gesetze angenommen zu haben. Erinnert Er sich noch, daß wir im Januar und Februar von heftigen Gewittern in den Zeitungen lasen, die in Frankreich England und Deutschland ausgebrochen waren? Am 27ten Februar hatten wir ja in Thüringen selbst ein Gewitter, bey dem ein Blitzstrahl den Kirchturm in Waltershausen zündete.

Auch



Auch der Monath May, der sonst nur selten ein Gewitter aufzuweisen hat, zeichnete sich im vorigen Jahre durch viele und heftige Gewitter aus. Am 9ten war ein mit plötzlicher Ueberschwemmung verbundenes Gewitter bey Kanstein in der Mittelmark. Am 10ten gingen zu Ehingen in Schwaben 14 Häuser, bey einer durch den Blitz verursachten Feuerabruhnst in Rauch auf. Am 11ten hatten wir in Thüringen ein ungewöhnlich heftiges Gewitter, und an demselben Tage zündete der Blitz zu Wiffelhövede im Lüneburgischen. Am 14ten war in Paris ein heftiges, mit Sturm, Hagel und Platzregen verbundenes Gewitter; und am 17ten ein ähnliches, in einer andern Gegend von Frankreich.

Am letzten Tage im May fing der Berg Vesuv bey Neapel an Feuer zu speyen; seine feurigen Auswürfe dauerten mehrere Tage hintereinander mit gleicher Heftigkeit fort; erst um die Mitte des Junius wurde er wieder ruhiger. Die andere Hälfte des Junius machte sich durch ungewöhnliche Kälte merkwürdig. Besonders auffallend war sie in der Nacht vom 23ten zum 24ten, in welcher nicht nur hin und wieder in unserer Gegend, sondern



bern sogar an manchen Orten in dem weiter gegen Mittag liegenden Schwaben, die Bohnen, und Gurkenpflanzen erfroren, ja selbst das Kartoffelkraut, der junge Klee, die Weiden, Erlen und Holunderblätter, und die jungen Schosse der Obstbäume vom Frost gerührt wurden.

Und ganz in frischem Andenken ist uns noch die außerordentliche Gelindigkeit, durch welche sich der Winter bis zum Schluß des vorigen Jahres hin auszeichnete. Ich bin doch kein junger Barsch mehr — aber eines solchen Winters müßte ich mich in meinem Leben nicht zu erinnern. Bis in die Mitte des Novembers wurde ja das Rindvieh bey uns ausgetrieben, und fand immer noch etwas zu seiner Nahrung. Ja, den ganzen December durch habe ich auf meinen Marschen immer noch grünende und blühende Pflanzen hier und da angetroffen. Nur an einem einzigen Tage, am 3ten Dec. nämlich, froz es den Tag über; und selbst nur auf dreys zehn Nachtfroste kann ich mich besinnen, von denen wir acht schon im October hatten.

W. Ja gewiß: das verfllossene Jahr 1806 bleibt in doppelter Rücksicht ewig merkwürdig:



sowohl wegen der äußerst wichtigen Begebenheiten die im Laufe desselben sich in der menschlichen Gesellschaft ereigneten, als auch wegen der ungewöhnlichen Bitterung die wir während eines Theils desselben hatten.

In der Buchhandlung der Erziehungsanstalt in Schnepfenthal ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Sittenlehren und Klugheitsregeln in Versen, für Schullehrer zum Vorschreiben, und für Kinder zum Lernen, herausgegeben, von Johann Heinrich Christian Beutler, Adjunctus der Superintendentur Seltershausen und Pfarrer zu Zella im Gotha'schen. Fünfte, vermehrte Auflage 1807. Preis 1 gr. sächsisch.

Bei den vergriffenen vier starken Auflagen ist dieses Büchlein bekannt genug geworden, daß wir also nicht für nöthig halten etwas zu seiner Empfehlung zu sagen. Wir bemerken daher nur daß es, da man es zehret in mehreren Schulen als Schulgesangbuch brauchte, noch mit 39 zu diesem Zwecke passenden Liedern und Versen vermehrt worden ist.

Wer den Betrag von 24 Exemplaren baar an uns einsendet, erhält 12 Freysexemplare.

Buchhandlung der Erziehungsanstalt  
in Schnepfenthal.



# Der Bote

aus

# Thüringen.

---

Achtes Stück.

---

1807.

---

Bote. Wirth.

B. Er scheint mir ja heute gar nicht recht bey guter Laune, Herr Gevatter; befindet Er sich denn nicht recht wohl?

W. Es muß wohl so was in meinem Körper stecken; wenn ich sonst bisweilen einen kleinen Verdruß habe: so ist nach einer Stunde gewöhnlich Alles wieder vergessen; heute aber will mich die mißmuthige Stimmung gar nicht wieder verlassen, in die ich durch einen unangenehmen Auftritt diesen Morgen versetzt wurde.

B. Mir geht es manchemahl eben so; und es wird wohl nirgends ein Mensch leben, der es in der Unabhängigkeit des Geistes von dem Körper so weit gebracht hätte, daß er dem erstern auch selbst dann eine heitere

Febr. 1807.

H Stimm



Stimmung erhalten könnte, wenn in dem letztern Unordnungen entstanden sind. — Vielleicht kann ich etwas dazu beitragen, daß Er das, was ihn so mißmuthig gemacht hat, eher wieder vergißt, wenn ich Ihm eine Geschichte erzähle, die ich am Sonntag in einem Büchelchen gelesen habe, das der Herr Pfarrer mir lieh.

B. Ach das thue Er doch, Herr Sebaster; zum Discuriren bin ich so heute nicht aufgelegt.

B. Der Vorfall, den ich Ihm erzählen will, hat sich in Schottland ereignet; das wie Er sich erinnern wird, den nördlichen Theil einer ansehnlich großen Insel ausmacht, die Großbritannien genannt wird. England, welches den größerern südlichen Theil der Insel ausmacht, hat mit Schottland einerley Regierung. Etwa sechs Millionen Menschen bewohnen die ganze Insel; von denen ungefähre  $4\frac{1}{2}$  Millionen in England, und nur  $1\frac{1}{2}$  Millionen in Schottland leben.

Eine der ansehnlichsten Städte in Schottland heißt Glasgow. In dieser Stadt lebte ein Lieutenant, Namens Spearing (l. Spirling), der die Hauptperson in meiner Geschichte



schichte ist. An einem angenehmen Herbsttage machte derselbe einen Spaziergang nach einem Laubhölzchen, das in der Nähe der Stadt liegt, und wegen der vielen Haselnußsträucher die es enthält, zur Zeit der Reife häufig besucht wird. Auch er suchte Nüsse, und ging deshalb vom Wege ab, tiefer ins Gebüsch hinein. Kaum aber mochte er eine Viertelstunde darin herumgekrochen seyn, als er stolperte — nieder fiel, und das Unglück hatte, in einen Steinkohlen-Schacht zu stürzen, der seit mehreren Jahren nicht mehr benutzt, und daher nach und nach vom umstehenden Gesbüsch so überwachsen worden war, daß ihn der Unglückliche, dessen Augen auf die Nußsträucher geheftet waren, nicht bemerkt hatte.

B. Da muß ich Ihn doch einmahl unterbrechen, Herr Gebatter; nichtwahr die Steinkohlen sind brennbar, wie die Holzkohlen; und werden auch eben so, wie diese, benutzt?

B. Ganz recht; nur ist ihr Ansehn ganz anders; sie glänzen, sind weit dichter als die Holzkohlen, und haben daher, bey gleicher Größe, mehr Gewicht als diese. In England und Schottland werden sie vorzüglich häufig gefunden, und tragen, was man kaum vers



muthen sollte, zum Reichthum der Engländer sehr viel bey.

W. En wie ginge denn das nur zu?

B. Das will ich Ihm sagen, Herr Bevater. Die Engländer ziehen, nächst dem Handel, doch ihren Reichthum hauptsächlich auch aus den großen Fabriken, die sie angelegt haben. Fast in allen Fabriken wird aber viel Feuerung gebraucht; besonders bey den Engländern, die viele große Maschinen, welche man Dampfmaschinen nennt, durch Feuer in Bewegung setzen, und sich derselben mit großem Vortheile bey ihrem Fabrikwesen bedienen. Hätten sie nun nicht an den Steinkohlen, die in England und Schottland im Ueberfluß gegraben werden, ein so wohlfeiles Feuerungs- Material: so könnten sie ihre Waaren nicht um den wohlfeilen Preis geben, der ihnen, nebst ihrer bekannten Güte, den starken Eingang in die mehresten Länder verschaffte.

W. Aha! — und hätten sie keinen so ungeheuern Absatz gefunden, so würden sie sich durch ihr Fabrikwesen nicht so sehr haben bereichern können; nicht wahr?

B. Freylich. Diese Steinkohlen werden nun, da sie oft tief unter der Oberfläche der  
 Er



Erde liegen, eben so aus der Tiefe hervorgebracht, wie bey uns zu Lande die Erze; Das heißt: Die Bergleute machen geräumige Löcher, bis weilen Hundert und mehr Schuh tief gerade in die Erde hinein, welche sie Schachte nennen; und durch diese Schachte steigen sie auf Leitern hinab, bis an die Stelle wo die Steinkohlen liegen; arbeiten diese mit ihren Instrumenten los, und winden sie dann in großen hölzernen Gefäßen in die Höhe, die an ein starkes Seil oder eine Kette befestigt sind.

In einen solchen Schacht, der jedoch, wie gesagt, nicht mehr von den Bergleuten besfahren wurde, stürzte also unser Lieutenant Spearing ein und funfzig Fuß tief hinab. Schon während des Falles benahm ihm, wie sich leicht denken läßt, der Schreck alle Besinnungskraft; und er mag wohl eine gute Weile unten gelegen haben, ohne sich seiner bewußt zu seyn. Indes kehrte doch das Bewußtseyn endlich zurück; er saß, als er aus seiner Ohnmacht erwachte, mit übergeschlagenen Beinen auf dem Boden des Schachts, und fühlte daß sein Mund mit Blut angefüllt sey. Diese Bemerkung brachte ihn sogleich auf den Gedanken, daß er bey'm Nies  
Der



Derstürzen einen innerlichen Schaden davon getragen haben möchte, und er erwartete nichts gewisser, als sein nahes Ende.

So wie indeß sein Gefühl allmählich immer richtiger wurde, bemerkte er, daß das Blut im Munde von einer Verletzung der Zunge herrühre, auf die er im Fallen gebissen haben mochte. Das Tageslicht, das in den Schacht hinabfiel, war hinlänglich, um ihm das Zifferblatt seiner Taschenuhr sichtbar zu machen; als er danach sah, fand er daß es etwas über vier Uhr sey.

Jetzt versuchte er aufzustehn. Die bange Furcht, in welcher er bis dahin noch immer wegen seiner Glieder geschwebt hatte, wurde bey diesem Versuche zu seiner großen Freude zerstreut. Keins derselben war zerbrochen, er konnte ohne große Schmerzen auf seinen Beinen stehn.

B. Das ist doch fast unglaublich, Herr Gevatter! funfzig Fuß tief hinab zu stürzen, ohne Hals und Beine zu brechen? Da könnte man ja wohl eben so gut von unserm Thurm herunter springen!

B. Nun, gesetzt auch Euer Thurm wäre nicht über 50 Fuß hoch: so wäre denn doch  
zweis



zwischen den beyden Sprüngen noch ein gewaltiger Unterschied. Der Schacht ist vielmehr leicht, wie das wohl mehr der Fall ist, nicht so ganz lothrecht in die Erde hinein gegangen, sondern in etwas schiefer Richtung: so daß der Unglückliche nicht in einem ununterbrochenen Sturze hinab fuhr, sondern mehrmals an die Seitenwand des Schachts anstieß, dadurch wieder etwas im Fallen aufgehalten wurde, und nicht mit voller Gewalt unten auf den Boden schlug. Und dann trifft es sich ja wohl mehrmals, daß ein Mensch von einer beträchtlichen Höhe herabstürzt, und doch, wegen der glücklichen Lage seines Körpers bey'm Niederfallen, keinen beträchtlichen Schaden nimmt.

So ganz ohne Schaden war auch wirklich unser Lieutenant nicht weggekommen; er hatte mehrere heftige Quetschungen erhalten, und eine seiner Rippen war aus ihrer rechten Lage gekommen.

In seiner traurigen Einsamkeit stand ihm eine Freundin zur Seite, die so oft das Herz des Betrübten erheitert, und zur Ausdauer in Leiden und Gefahren stärkt: die Hoffnung; welche ihn mit seiner baldigen Erlösung aus  
der



---

der traurigen Lage, in der er sich befand, tröstete. Längstens, so dachte er, wirst du noch die nächste Nacht in diesem unterirdischen Gefängniß zubringen müssen: denn da mehrere Fußwege durch das Hölzchen führen, und da jetzt gerade die Rußzeit ist: so werden gewiß morgen viele Menschen aus der umliegenden Gegend in deine Nähe kommen, von denen doch wohl wenigstens Einer dein Rufen vernehmen muß. Diese Ueberzeugung machte ihm Muth, und belebte in ihm den Entschluß, sich bis zu seiner baldigen Errettung seinen traurigen Zustand so viel zu erleichtern, als er vermöchte.

Bald fing es an dunkel zu werden; und mit dem Einbruch der Nacht stellte sich auch noch etwas ein, das die Lage unsers armen Gefangenen wieder um Vieles verschlimmerte; nämlich ein heftiger und anhaltender Regen.

---



# Der Bote

aus

## S h ü r i n g e n.

---

Neuntes Stück.

---

1807.

—  
Bote. Wirth.

B. Er will doch wohl weiter hören, wie es dem Lieutenant in Schottland gegangen ist, der in den Steinkohlenschacht gestürzt war? — Ich hatte ihm den Vorfall bis zu dem Eintritte des heftigen Regens erzählt, der sich gleich am ersten Abende seines Aufenthalts im Schachte ergoß. Die Seltengänge welche sonst in Schachten angetroffen werden, waren bey diesem, da er schon seit mehreren Jahren nicht mehr benutzt wurde, durch das zusammenbrechende Erdreich schon verschüttet worden, und so konnte der Unglückliche nirgends einigen Schutz gegen den stromweise herabstürzenden Regen finden. Bald waren seine Kleider gänzlich durchnäßt; ungeachtet des höchst unangenehmen Gefühls, das ihm diese Nässe verurs

März 1807.

J sachte,



sachte, versuchte er es indeß doch, ein wenig zu schlafen. Aber legen mochte er sich dabei nicht, weil theils der Schacht ihm vielleicht nicht Raum genug dazu gestattete, theils der Boden ohne Zweifel mit Schlamm bedeckt war, den der eindringende Regen erzeugen mußte. Ein Gabelstock, den er im Schachte fand, zog ihn einigermaßen aus dieser peinlichen Verlegenheit. Er lehnte ihn schief an die Seitenswand des Schachts, und verschaffte nun mittelst desselben bald seinem Kopfe, bald seinem gequetschten Körper, der ihn sehr schmerzte, eine freylich nur unvollkommene Stütze. Anhaltend konnte daher sein Schlaf unter diesen Umständen wohl nicht seyn, und die Nacht dünkte ihm äußerst lang.

Jetzt bemerkte er, aus seinem tiefen Kerker hervor, den ersten Schimmer der Morgenröthe; und seine Freude über diese Entdeckung wurde noch durch das Gezitscher eines Rothkehlchens erhöht, das sich auf die Aeste gesetzt hatte, die über dem Schacht hingen. Die Gesellschaft dieses Vögelchens war ihm in seiner einsamen Lage etwas sehr angenehmes.

Indeß war der Gesang desselben nicht der einzige Schall, den er vernehmen konnte: sondern



dern er hörte auch das Geflapper einer, nur etwa 500 Schritte von dem Schachte entfernten Wassermühle, das Schreien des Federviehs, welches der Müller hielt, das Getrappel der Pferde die nach der Mühle gingen, oder von da herkamen; ja sogar menschliche Stimmen vernahm er zuweilen. Er selbst hingegen strengte vergeblich alle seine Kräfte an, um durch starkes Rufen die nicht sehr entfernten Menschen zur Hülfe herbeizuschaffen; niemand vernahm seine Stimme — niemand erschien zu seiner Errettung.

So verstrichen zwey Tage, ohne daß der Unglückliche von einem dem Schachte näher gekommenen Menschen bemerkt worden wäre. Am dritten Tage seines Aufenthalts in dem feuchten Loch, wo nur Frösche, Kröten, große schwarze Erdschnecken und mancherley Würmer und Insecten seine bleibenden Gesellschafter waren, ließ der Regen etwas nach, der bis dahin fast ununterbrochen gefallen war; und nun hörte er zu seinem großen Vergnügen die Stimmen einiger Kinder, die das Holz durchstreiften, wahrscheinlich um Haselnüsse zu suchen. Er wiederholte die Anstrengungen seiner Stimme; statt aber daß sich die



Kinder ihm hätten nähern sollen, bemerkte er zu seinem Leidwesen, daß sie sich entfernten, indem er nichts mehr von ihnen vernehmen konnte.

Der vierte Tag, den er im Schachte zubrachte, war sein Geburtstag; er beschloß sein 410tes Jahr.

Man sollte meynen, daß, bey einem so langen Entbehren aller Speise, schon dadurch dem unglücklichen Lieutenant Spearing (l. Spiring) alle Lebenskraft müsse benommen, und sein Ende herbeygeführt worden seyn. Er versichert aber in der von ihm selbst aufgesetzten Erzählung seiner Leiden, daß er nicht viel vom Hunger gelitten habe: ja, daß am 3ten oder vierten Tage sein Verlangen nach Speise gänzlich verschwunden sey. Um dieß zu erklären, macht er darauf aufmerksam, daß er sich wahrscheinlich, während seines ganzen Aufenthalts in dem Schachte, in einem fortdauernden Fieber-Zustand befunden haben müsse. Die Wunden die er bey dem Sturze erhielt, und die Feuchtigkelt des Orts an den er gefesselt war, konnten sehr leicht ein so anhaltendes Fieber ihm zuziehen. Fieberkranke haben aber bekanntlich wenig Appetit, und dagegen

bes.



beständigen Durst: und gerade so war es bey ihm der Fall.

Gleich in den ersten Tagen hatte er auf Mittel gedacht, wodurch er sich von dem quälenden Durst befreien könnte, den er litt. Auf ein Sammeln des Regenwassers fiel er zuerst; aber es fehlte ihm an einem Gefäß dazu, und der Erdboden saugte jeden Tropfen, der darauf fiel, sogleich in sich. In der Noth suchte er sich durch das Ausfaugen seiner feuchten Kleider Linderung zu verschaffen; allein die dadurch erhaltene Erquickung war nur sehr unbedeutend. Endlich entdeckte er, zu seiner Freude, den Schenkelknochen eines Ochsen, der, wie er späterhin erfuhr, 18 Jahre vor ihm in den Schacht gestürzt war. Der Knochen war ganz von Schutt bedeckt; er zog ihn hervor, und bemerkte, bey genauerer Untersuchung, daß er an dem einen Ende eine Höhlung habe, die etwas Wasser fassen könne. In dieser kleinen Höhlung fing er das Wasser auf, welches nach dem häufigen Regen aus der Erde hervordrang, und allmählig immer reichlicher floß. Oft fand er zwar sein Wasserbehältniß von Kröten und Schnecken besetzt: aber gleichwohl genoß er, nach seinem eigenen

Ge



Geständniß, nie in seinem Leben einen Trunk mit dem Wohlbehagen, mit welchem er das mahl's dieses in der Höhlung des Ochsenknochens gesammelte Wasser hinterzuschürfte.

Dies war übrigens nicht die einzige Unannehmlichkeit, welche ihm die Gesellschaft, in der er jetzt leben mußte verursachte. Die Frösche und Kröten trieben ihre Zutraulichkeit noch weiter: sie krochen ihm oft, während seines kurzen Schlafs, an den Hals; und wenn er nun erwachte, fand er denselben dick mit diesen ungewohnten Freunden besetzt. Die Kröten tödtete er dann, um ihrer los zu werden; die Frösche hingegen verschonte er, um im Nothfall seinen Hunger mit denselben stillen zu können.

Auf den Fall, daß er in seinem Kerker stürbe, knüpfte er jeden Morgen einen Knoten in sein Schnupstuch: damit diejenigen, die seinen Leichnam fänden, aus der Zahl der Knoten die Anzahl der Tage ersehen könnten, die er lebendig an dem Orte zugebracht hätte. Die heitere Stimmung des Geistes, die sich wohl hauptsächlich auf die ihn nicht verlassende Hoffnung einer baldigen Errettung gründete, blieb ihm auch am sechsten Tage seines

Aufs



Aufenthalts in dem Schachte noch; an welchem er Nachmittags seine Perücke abnahm, sie auf dem Knie kämmte, und dazu ein lustiges Liedchen trillerte.

Am siebenten Morgen, war er eben auf den heltern schönen Herbsttag, und den freundlichen Sonnenschein aufmerksam geworden, und ergözte sich nun an dem Gezwitzcher seines lieben Rothkehlchens, das keinen Morgen ausblieb: als ein vermischtes Getöse menschlicher Stimmen seine Aufmerksamkeit erregte. Da er bemerkte daß es näher kam, so rief er: und — man denke sich seine freudige Empfindung — auf sein Rufen kamen die Personen, die er gehört hatte, alle nach dem Schacht gelaufen. „Großer Gott! er ist noch am Leben!“, hörte er nun eine ihm wohlbekannte Stimme ganz deutlich rufen. — Die Retter die ihm erschienen, waren seine Freunde aus der nahen Stadt Glasgow, die sich selbst aufgemacht hatten, um seinen Leichnam aufzusuchen und anständig zu begraben: denn daß er noch am Leben seyn würde, hatte keiner für möglich gehalten.

Aus der nahen Mühle wurde nun sogleich ein Sell begehohlt, und ein Kohlengräber  
aus



aus der Nachbarschaft, der zufällig gerade da vorbeyging, und sich aus Neugierde dem Schachte näherte, gab die nöthigen Kunstgriffe an, die man bey dem Herausziehen des Berunglückten anwenden müsse.

Ich habe nun auch ein Brandverhütungsbüchlein für Familien ausgearbeitet und wird, da bereits schon mehr als die Hälfte davon im Drucke fertig ist, dasselbe noch vor Ostern die Presse verlassen. Was mein Feuerskatechismus für gemeine Landschulen ist, das wird dieses Büchlein für gebildete Familien werden; und ich behaupte daher gewiß nicht zu viel, wenn ich sage, daß es, in der Stadt und auf dem Lande, in jedem Hause, das auf vernünftige Vorsicht nur einigen Anspruch machen will, durchaus eingerichtet und zum Handbuche gemacht werden sollte. Nach seinem Erscheinen kostet es 6 Gr. sächsisch, oder 27 Kr. Rheintl. Wer also, bis zum 12. März. 1 Thlr. sächsisch, oder 1 Gulden 48 Kr. baar und franko an mich einsendet erhält jedes Exemplar um 4 Gr. oder 18 Kr. und überdieß noch eins frey für seine Bemühung daren. Auf dem Lande rechne ich vorzüglich auf die Beförderung der Herren Prediger. Langenberg bey Gera den 8ten Febr. 1807.

D. Steinbeck, Verf. des Feuers Noths und Hülfsbuchs, des Handbuchs der Feuerpolizei und des Feuerskatechismus.



# Der Bote

aus

## Thüringen.

---

Zehntes Stück.

---

1807.

---

Bote. Wirth.

**B.** Habe ich doch in langer Zeit an keiner Erzählung so lebhaften Antheil genommen, als an der Geschichte des Lieutenants Spearling, die er mir lezthin erzählt hat; ich habe sie die ganze Zeit her nicht wieder aus dem Kopfe kriegen können. — Aber Eins wundert mich nur, Herr Gevatter! — daß nämlich die Freunde des Lieutenants nicht eher, als am siebenten Tage sich aufmachten; um ihm zu Hülfe zu kommen.

**B.** Ja, das habe ich Ihm noch nicht erklärt. Sie hatten allerdings, sobald sie das Aussehen desselben gewahr wurden, gleich Nachforschungen angestellt: aber erst am vierten Tage seiner Abwesenheit zufällig erfahren, daß er nach dem Hölzchen gegangen wäre.

März 1807.

R Gleich



Gleich den Tag darauf hatten sie einige Bauern in das Hölzchen geschickt, und ihnen noch besonders befohlen, in dem alten Schachte nachzusehn. Aber — stelle Er sich nur die Gewissenlosigkeit dieser Missethinge vor — sie hatten sich gescheuet in das von Regen durchs näste Gebüsch einzudringen, waren bloß zum Müller gegangen, und hatten sich bey ihm nach dem Lieutenant erkundigt; und, da ihnen dieser keine Auskunft geben konnte, waren sie nach der Stadt zurückgekehrt, und hatten den Freunden des Lieutenants vorgezogen, daß sie den Schacht untersucht, aber nichts von dem Vermissten darin gefunden hätten.

W. Sollte man doch nicht meinen, daß es so gewissenlose Menschen geben könnte! — So geht es aber, wenn sich der Mensch einmahl dazu gewöhnt hat, bey allem was er thut, bey jeder kleinen Mühe die er übernimmt, auch sogleich die sinnliche Belohnung vor Augen zu haben, die ihm dafür zu Theil werden soll: das Geld, welches ihm dafür gezahlt wird, oder den sinnlichen Genuß den er dadurch erlangen kann. In einem solchen Menschen erstirbt nach und nach alles Gefühl für



für Pflicht, für Recht und Unrecht; er thut nur so lange seine Schuldigkeit, als er von denen, die ihn dafür belohnen sollen, beobachtet wird. Zeigt sich hingegen eine Gelegenheit, wo er unbemerkt sich eines Theils der ihm aufgetragenen Arbeit entledigen kann: so benützt er sie, und wenn auch noch so viel Schaden und Unheil für Andere daraus entspringen sollte.

B. Vor einer solchen Gesinnung bewahre doch der liebe Gott jeden Menschen! Es ist wahr: ein Arbeiter ist seines Lohnes werth; und es ist Gottes Einrichtung, daß die mehren Menschen von dem Verdienste, den ihre Arbeit ihnen verschafft, leben, ihre nothwendigsten Bedürfnisse befriedigen müssen. Also kann man es auch niemandem verargen, wenn er sich für die Geschäfte die er übernimmt belohnen läßt. Aber dieser Lohn darf nur nicht die einzige Triebfeder seiner Handlungen werden; es darf ihm nicht genug seyn, wenn er durch seine Arbeit zu der dafür versprochenen Bezahlung kommt: sondern er muß, um seine Würde als Mensch, als Mitarbeiter des Weltregierers zu behaupten, sein Augenmerk hauptsächlich darauf haben, daß er die ihm über-

R 2      trages



tragenen Geschäfte so pünktlich und so gut ausgerichtet, als es ihm nur möglich ist. —

Auch darüber bekam der Lieutenant Speasring nach seiner glücklichen Befreyung aus dem Schachte, noch Aufschluß, warum die Kinder, die einige Tage vorher, in der Nähe des Schachts Haselnüsse gesucht hatten, sich so schnell entfernten, als er ihnen aus dem Schachte zurief.

W. Aha! die sind gewiß von irgend einer abergläubischen Furcht ergriffen worden, die sie zur Flucht bewogen hat?

B. Er hat es errathen. Aus Mangel an gutem Unterricht, hatten diese Kinder schon den Glauben an einen wilden Mann, der in diesem Buschhölzchen sein Wesen treiben sollte, von andern abergläubischen Menschen angenommen; sobald sie also das Rufen hörten, und doch niemanden erblickten der rief, so war nichts gewisser, als daß der wilde Mann gerufen hatte; und folglich, nach ihrer Meinung, nichts nöthiger, als sich so schnell als möglich aus dem Staube zu machen, um nicht dem wilden Mann in die Klauen zu gerathen.

W. Da haben wir einmahl wieder einen auffallenden Beweis von der Schädlichkeit des  
Über



Aberglaubens. Durch ihren Aberglauben wurden jene Kinder von einer sehr wohlthätigen Handlung abgehalten. Wahrscheinlich bot sich ihnen ihr ganzes übriges Leben hindurch die Gelegenheit nicht wieder dar, einem Menschen das Leben zu retten; und jetzt ließen sie dieselbe, thörichter Weise, ungenutzt vorbegehen!—

War denn in dem Buche, in welchem Er die merkwürdige Geschichte gelesen hat, Herr Gebatter, nicht auch noch gesagt: ob der unglückliche Lieutenant keine übeln Folgen für seine Gesundheit, von dem siebentägigen Aufenthalte in dem feuchten Schachte, und der eben so langen Entbehrung aller Nahrungsmittel, verspürt hat?

B. Ach die Geschichte seiner Leiden ist noch lange nicht aus. Da Er einmahl so vielen Antheil an dem Schicksal des Unglücklichen nimmt, so wird Er wohl auch gern umständlich erfahren wollen, wie es ihm weiter ergangen ist. Höre Er also.

Umringt von seinen Freunden, die ihm auf alle Art ihre Freude über seine glückliche Errettung aus der drohenden Todesgefahr zu bezeugen suchten, verließ er das Gehölz. Obgleich er ohne fremde Hülfe gehen konnte, so  
bei



bestrebte sich doch jeder ihn zu führen, und zu unterstützen. Man führte ihn in die nahe Mühle, wo eine Menge Leute aus der Nachbarschaft sich nach und nach versammelte, um ihn zu sehn. Einer aus der Versammlung erquickte ihn mit Wein, in welchen er geröstetes Brot tauchte, und dieß genoß. Er fühlte das Bedürfniß des Schlafs; man machte ihm ein Bett zurecht, und er bestieg es mit der Erwartung, daß eine erquickende Ruhe von einigen Stunden zu seiner völligen Wiederherstellung hinreichend seyn würde.

Allein er hatte sich sehr geirrt. — Bey'm Erwachen wurde er erst gewahr, daß seine Beine, von der Kälte und dem anhaltenden Stehen im Schachte, geschwollen und ganz taub waren. Man rieth ihm, einen Arzt aus Glasgow hohlen zu lassen, und diesen deßhalb zu Rathe zu ziehn: und er willigte das zu. Leider waren aber der Arzt und Wundarzt, die erschienen, in ihrem Fache nicht gar gut bewandert. Sie wendeten verkehrte Mittel bey dem Patienten an, dieser bekam unerträgliche Schmerzen an seinen leidenden Gliedern, die ihm fast allen Schlaf raubten, und es schlug an beyden Füßen der Brand darzu.



zu. Nach wenigen Tagen fielen die Haut und die Nägel vom linken Fuße ab, und drey Nägel vom rechten.

Sechs Wochen brachte er in der Mühle in diesem traurigen Zustande hin; dann ließ er sich nach Glasgow bringen, um da seinen Aerzten näher zu seyn. Der rechte Fuß war geheilt; am linken blieb aber noch eine breite Wunde, und der Knochen war schon angefressen. Um, bey den Schmerzen, die ihm derselbe verursachte, nur etwas Schlaf zu erschaffen, mußte er jeden Abend ein betäubendes Mittel einnehmen. Endlich willigten die Aerzte in seine wiederholte Bitte, ihm den schadhaften Fuß abzulösen; und auch bey dieser Operation verfolgte ihn noch das Unglück. Der Verband war nach derselben so nachlässig angelegt worden, daß er in der Nacht aufging, und der Patient in seinem Blute schimmend erwachte. Kaum daß der Wundarzt noch zur rechten Zeit erschien, um der Verblutung Einhalt zu thun.

Neun Monate waren, seit seiner Befreyung aus dem Schachte bereits verflossen, als er sich zum ersten Mahl wieder ins Freye wagen durfte. Er ließ sich in einer Sänfte auf  
 das



Das Land bringen, wo der Gebrauch frischer Milch ihn vollends wieder herstellte. Am Schlusse der Erzählung bemerkt der Erzähler noch mit Aeußerung des gerührtesten Danks gegen die göttliche Vorsehung, daß er seine volle Gesundheit wieder erlangt, sich hernach noch verheirathet habe, und der glückliche Vater von neun Kindern geworden sey.

---

Nachstehende Bücher sind bey uns erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Première Instruction dans la morale pour les enfans de huit à dix ans. Traduit de l'allemand de Mr. le Professeur Salzmann par J. V. Le-Roux Laserre. 8. 1803. Preis 18 Gr.

Henri Gottschalk dans sa famille, ou première Instruction dans la Religion pour les enfans de dix à douze ans, par C. G. Salzmann. Traduit de l'allemand par J. V. Le-Roux Laserre. 1805. 8. Preis 20 Gr.

Diese beyden Schriften, welche in mehreren Lehranstalten eingeführt sind, können wir nicht nur in Hinsicht der Richtigkeit der Uebersetzung, sondern auch wegen der Correctheit des Stils und des Druckes allen empfehlen, die in der französischen Sprache Unterricht geben.

Wer sich mit seinen Bestellungen an uns wendet, und den Betrag von mehreren Exemplaren baar einsendet, erhält dieselben sauber gebunden.

Buchhandlung der Erziehungsanstalt  
in Schnepfenthal.



# Der Bote

aus

# Thüringen.

---

Elftes Stück.

---

1 8 0 7.

—w—  
Bote. Wirth.

**W.** **E**n, wie ist Er denn heute so in die Nacht hineingekommen, Herr Gebatter? ich habe Ihn schon seit zwey Stunden erwartet: es schlägt ja gleich acht.

**B.** Ich wurde in der Stadt länger, als gewöhnlich aufgehalten. Heute auf einem bekannten Wege in der Dunkelheit zu gehn, war aber in der That mehr angenehm als unangenehm; hat Er denn nicht hinausgesehn, und den schönen, gestirnten Himmel bemerkt?

**W.** Wohl habe ich das, und mich gleichfalls herzlich darüber gefreuet.

**B.** Ach es ist doch wahrhaftig ein Herz erhebender Anblick, wenn man die Schaar der Sterne so übersieht, und dabey sich es recht lebhaft denkt, daß jeder dieser Sterne, die

März 1807.

£ uns



uns als kleine Fünkchen erscheinen, ein großer Weltkörper ist, der unsere Erdfugel bey weitem an Größe übertrifft; daß jeder von dem nächsten viele Millionen Meilen weit entfernt ist; daß zwischen ihnen, aller Wahrscheinlichkeit nach, noch eine beträchtlich größere Anzahl dunkler Weltkörper vertheilt ist, die unserer Erde gleichen; und die von dem leuchtendsten Sterne, der ihnen am nächsten steht, ebenso erleuchtet werden, wie unsere Erde von der Sonne erleuchtet wird; daß endlich höchst wahrscheinlich alle diese Weltkörper von lebendigen, ja gewiß auch von vernünftigen, des Nachdenkens fähigen Wesen bewohnt werden.

Da fühlen wir recht lebhaft, wie erhaben, wie vollkommen Gott seyn müsse, der diesem unermesslichen Weltgebäude die vortreffliche Einrichtung gab, die wir an ihm bewundern; der fortdauernd alles an demselben in der Ordnung erhält, ohne welche es nicht würde bestehen können! —

W. Also hält man wirklich die mehresten Sterne, die wir an heitern Abenden erblicken, für Weltkörper die unserer Sonne ähnlich sind? und glaubt, daß durch jeden derselben wieder  
meh



mehrere dunkle Weltkörper erleuchtet und erwärmt werden?

B. Allerdings. Die Sternkundigen oder Astronomen haben nämlich durch sorgfältige Beobachtungen und Messungen, die sie mit Hülfe der Fernröhre und ihrer andern Instrumente anstellten, gefunden: daß diese Sterne, die man zum Unterschiede von den Planeten auch Fixsterne nennt, außerordentlich weit von uns entfernt sind; so weit: daß wir sie unmöglich würden von der Erde aus erkennen können, wenn sie nicht einen dem blendenden Lichte der Sonne gleichkommenden Glanz hätten. Da nun das Licht der Sonne zur Erleuchtung und Erwärmung mehrerer für sich dunkeln Weltkörper, der Planeten nämlich, zu denen auch unser Erdskörper gehört, verwendet wird: so schließen sie daraus mit vieler Wahrscheinlichkeit, daß auch das Licht der Fixsterne eine ähnliche Bestimmung haben müsse; daß auch um jeden dieser Fixsterne eine Anzahl dunkeler, unserer Erdfugel ähnlicher Weltkörper sich auf ähnliche Weise herumdrehen, wie die Planeten sich um unsere Sonne herumbewegen, daß der



Sir Stern sie mit seinem Lichte erleuchten und erwärmen könne.

**W.** Gott! da schwindelt einem ja, wenn man Ihm so zuhört, Herr Gebatter. Der Sir Sterne sind schon so viele, daß niemand auch nur die zu zählen im Stande ist, die man von unserer Erde aus erkennen kann; und nun sollten noch um jeden derselben wieder mehrere für uns unsichtbare Weltkörper herumlaufen?

**B.** Für unsern beschränkten Verstand ist es frehlich eine unmögliche Aufgabe, zu begreifen, wie ein so zahlloies Heer von Weltkörpern durch die Allmacht Gottes hervorgebracht worden ist, und in steter Ordnung erhalten wird; aber gleichwohl leitet uns unser Nachdenken über das, was wir mit unsern Sinnen von dem unermesslichen Weltgebäude wahrnehmen können, auf den Gedanken, den ich Ihm vorhin mittheilte.

**W.** Nun sage Er mir aber nur, wie die Sternkundigen es beweisen können, daß die Sir Sterne wirklich so ungeheuer weit von uns entfernt sind?

**B.** Unser Herr Pfarrer hat mir die Sache so erklärt.

Wenn



Wenn ich vor einem Garten vorbeigehe, und ich merke mir einige Bäume, die in demselben stehen: so werde ich gewiß finden, daß diese Bäume ihre scheinbare Lage gegen einander, so wie ich weiter gehe, beständig verändern. Ständen zum Beispiel zwey derselben vorhin gerade hinter einander: so wird, wenn ich zehn Schritte weiter gegangen bin, der eine Baum seitwärts neben dem andern zu stehen scheinen; und sie werden immer weiter aus einander rücken, je mehr Schritte ich vorwärts thue.

W. Das gebe ich zu, Herr Gevatter.

V. Gut! nun gebe Er weiter Achtung. Wenn ich auf einer Anhöhe marschiere, von welcher ich in der Entfernung mehrere Kirchtürme von den umliegenden Dorfschaften übersehen kann, und ich merke wieder genau auf die scheinbare Lage, welche diese Kirchtürme für mein Auge gegen einander haben: so werde ich, nachdem ich zehn Schritte vorwärts gethan habe, nicht die geringste Veränderung in der scheinbaren Lage der Thürme gegen einander, wahrnehmen. Nicht wahr?

W. Auch dagegen finde ich nichts einzuwenden.

V.



B. Wie kann es nun, daß die zehn Schritte, die ich bey'm Vorübergehn an dem Baumgarten vorwärts that, eine so auffallende Aenderung in der Lage der Bäume des Gartens gegen einander, für mein Auge hervorbrachten: und hingegen die zehn Schritte, um welche ich auf der Anhöhe vorwärts rückte, die Lage der Kirchtürme für mein Auge gar nicht merklich veränderten?

W. Nun, davon weiß ich Ihm den Grund auch noch anzugeben; es kam daher, weil die Kirchtürme viel weiter von Seinem Auge entfernt lagen, als die Bäume im Garten. Je weiter die Gegenstände, auf deren Lage gegen einander ich merke, von meinem Auge entfernt sind, desto geringer ist die von meinem Auge wahrgenommene Veränderung in der Lage jener Gegenstände, die das Fortrücken des Auges um eine gewisse Strecke zur Folge hat.

B. Gut, Herr Gevatter. Wenn er nun also von Gegenständen hörte, die ihre Lage gegen einander auch nicht im aller mindesten zu verändern schienen, wenn gleich das Auge das sie beobachtet, hundert Meilen weit fortsrückte: was würde Er gleich für einen Schluß aus dieser Wahrnehmung machen?

W.



W. Daß die Gegenstände, von denen die Rede wäre, außerordentlich weit von dem sie beobachtenden Auge müßten entfernt gewesen seyn.

B. Nun sieht Er, gerade eben so haben auch die Sternkundigen geschlossen. Sie untersuchten mit Hülfe der dazu dienlichen Instrumente, den Stand oder die Lage mehrerer Fixsterne gegen einander auf das Genaueste; reisten dann in ein anderes, entferntes Land, und untersuchten dort die Lage welche jene Sterne nunmehr gegen einander für ihr Auge zu haben schienen, wieder möglichst genau; und, siehe da: sie fanden auch nicht die allergeringste Veränderung: alle Fixsterne hatten, von dem letztern Standpuncte aus betrachtet, noch genau dieselbe Lage gegen einander, die sie, von dem erstern Orte aus betrachtet gehabt hatten; wenn gleich die beyden Orte mehrere Hundert, ja wohl über tausend Meilen weit von einander entfernt waren.

Nichts war und bleibt also gewisser, als daß die Fixsterne die wir im Weltraume erblicken, ganz außerordentlich weit von uns entfernt seyn müssen.



In meinem Verlage erscheint nächstens folgendes Werk, auf welches ich das Publikum, und besonders diejenigen, welche die französische Sprache bald zu erlernen wünschen, in dem jetztigen Zeitpunkte aufmerksam zu machen nöthig achte:

Der selbstlehrende französische Sprachmeister oder kurzgefaßte Anweisung auf eine leichte Art, und ohne Beyhülfe eines Lehrers, in kurzer Zeit die Hauptgrundsätze der französischen Sprachlehre zu erlernen. Von Charles Louis Berger,

Dieser Titel sagt Alles, und Kenner der französischen Sprache werden finden, daß der Inhalt dem Zwecke völlig entspricht, und dieses eine der vollständigsten und in der Aussprache richtigsten Grammatiken ist.

Der Preis ist roh 14 Gr., brochirt 16 Gr. Wer 12 Exemplare roh begehrt, bekommt solche für 6 Thlr., gebunden für 7 Thlr., wenn man sich directe an die Verlogshandlung wendet.

Liebhaber belieben sich also in hiesiger Gegend an meine, auswärtige an die ihnen zunächst gelegene Buchhandlung zu wenden.

Erfurt, den 18ten Febr. 1807

Georg Adam Keyser.



# Der Bote

aus

## Thüringen.

---

Zwölftes Stück.

---

1807.

---

Bote. Wirth.

B. Als wir lezthin von den Fixsternen sprachen, Herr Gevatter, so machte ich Ihn doch darauf aufmerksam: daß zwey Beobachter, die um mehrere hundert Meilen von einander entfernt wären, doch beyde die Fixsterne ganz in derselben Lage gegen einander erblickten; und wir schlossen daraus, daß die Fixsterne außerordentlich weit von unserer Erde entfernt seyn müßten. — Aber ich will Ihm noch mehr sagen. Ihm ist's ja nichts Neues, daß unsere Erde sich jährlich einmahl um die Sonne ringsherum bewegt. Von der Sonne ist sie aber, wie die Astronomen durch ihre sehr genauet Beobachtungen und Rechnungen gefunden haben, etwa um 21 Millionen Meilen entfernt. Nun denke Er sich einmahl den Ort im Welts

März 1807.

M. raume,



raume, an welchem sich unsere Erde heute über ein halbes Jahr befinden wird, wo sie gerade wieder halb um die Sonne herum gekommen ist: so wird Er mir zugeben müssen, daß dieser Ort von dem Orte an welchem unsere Erde sich jetzt befindet um 42 Millionen Meilen entfernt seyn muß.

**B.** Allerdings. Von hier bis zur Sonne wären es 21 Millionen Meilen, und von der Sonne bis zu dem Orte an welchem sich unsere Erde nach einem halben Jahre befinden muß, wieder 21 Millionen: das macht zusammen eine Entfernung von 42 Millionen Meilen.

**B.** Nun gut: also heute über ein halbes Jahr steht ein Sternkundiger, der heute die Lage mehrerer Fixsterne, so genau als es ihm seine Augen und seine Instrumente erlauben, untersuchen mag, an einem Plage im Weltraume, der um 42 Millionen Meilen von seinem heutigen Beobachtungsplage entfernt liegt. Und — es ist fast unbegreiflich — gleichwohl entdeckt er, bey dieser ungeheuern Entfernung von 42 tausend mahl tausend Meilen, auch nicht die mindeste Veränderung in der Lage der Fixsterne gegen einander.

**B.** Das ist doch außerordentlich! die Ents  
fers



fernung der Fixsterne von uns muß ja, wenn dem so ist, gar nicht auszusprechen seyn!

B. Die Zahl der Meilen, um welche ein Fixstern von unserer Erde, oder von der Sonne entfernt wäre, hat auch, aller angewandten Mühe ungeachtet, noch kein Sternkundiger erforschen können; ja, es ist selbst gar keine Wahrscheinlichkeit dazu da, daß sie jemahls von uns Erdenbewohnern werde herausgebracht werden können. Nur soviel haben die Sternkundigen, durch ihre mühsamen Beobachtungen, mit Gewisheit über die Entfernung der Fixsterne bestimmt: daß der nächste unter ihnen doch wenigstens über zweymahl hunderttausend mahl weiter von uns entfernt seyn muß, als die Sonne von uns entfernt ist.

W. Nun, das geht an! Die Sonne ist, wie Er vorhin sagte, ungefähr 21 Millionen Meilen von unserer Erde entfernt: da müßte also der nächste Fixstern über 4 tausend und 2 hundert mahl tausend Millionen Meilen von uns entfernt seyn: da stehn einem ja die Gedanken still!

B. Ja, freylich wohl; und doch ist hier immer noch von dem nächsten die Rede: wie weit müssen da nicht die übrigen von uns ent-



fernt seyn, die wir noch mit unsern Augen wahrnehmen können; wie weit die Fixsterne welche die Milchstraße bilden? — Hat Er denn auch schon einmahl von der Milchstraße gehört?

W. Gehört wohl, aber sage Er nur immer was Er mir davon zu erzählen weiß: ich höre es doch gern.

B. Wenn man den Stern, Himmel an einem Abende, wo kein Mondschein ist, aufmerksam betrachtet: so wird man einen breiten, weißlich schimmernden Streifen gewahr, der über einen beträchtlichen Theil des Himmelsraumes fortläuft. Diesen schimmernden Streifen nennt man die Milchstraße. Richtet man ein gutes Fernrohr danach: so entdeckt man, daß der Lichtschimmer durch eine unzählbare Menge von Fixsternen verursacht wird, die in jener Gegend gehäuft, bey einander zu stehn scheinen, und mit bloßen Augen, wegen ihrer allzugroßen Entfernung, nicht einzeln erkannt werden können.

W. Ja, ja, ich glaube Er hat selbst einmahl mit mir davon gesprochen; wie gesagt: es schwindelt einem, wenn man über die Größe des Weltgebäudes nur ein wenig nachdenkt.

Das



Das sage Er mir doch noch, Herr Bevater, wie man die Planeten am Himmel von den Fixsternen unterscheiden kann. Ich weiß es wohl, daß jene im Weltraume fortrücken, also auch für unser Auge ihren Platz nach und nach zu verändern scheinen; aber bey ihrer ansehnlichen Entfernung von uns, kann uns dieses Fortrücken doch wohl immer nur erst nach mehreren Tagen, Wochen oder wohl gar Monaten bemerkbar werden.

B. Da hat Er allerdings recht; man kann die Planeten aber auch wirklich schon nach dem bloßen äußern Ansehn von den Fixsternen unterscheiden. Da nämlich die erstern für sich dunkle Weltkörper sind, die erst von der Sonne erleuchtet werden, und hingegen die letztern, so wie unsere Sonne, ihr eigenes Licht haben: so unterscheiden sich diese von jene durch ihr Funkeln. Sieht Er also einen Stern, dessen Licht eine zitternde Bewegung zu haben scheint, auch wohl bald ins rothe, bald ins grüne, bald ins gelbe, bald ins blaue spielt: so kann Er versichert seyn daß dieser Stern ein Fixstern ist. Die Planeten glänzen zwar zuweilen eben so schön, wie die glänzendsten



sten Fixsterne: allein das Zittern und Farbenspielen findet bey ihnen nicht Statt.

B. Was für Planeten sind denn jetzt in den Abendstunden am Himmel zu sehn, Herr Gesvatter?

B. Ich habe zwey bemerkt; einen am westlichen Horizont, in der Gegend, wo die Sonne untergegangen war, und den andern am östlichen Horizont, wo die Sonne des Morgens aufgeht. Den erstern erkannte ich gleich selbst für die Venus, da er einen so vorzüglich schönen Glanz hatte, und bald nach Sonnensuntergang am Abendhimmel stand. Von dem andern sagte mir der Herr Pfarrer, daß es der Mars wäre. Er machte mich auch im Voraus darauf aufmerksam, daß gegen Ostern hin noch ein anderer Planet des Abends zwischen 9 und 10 Uhr über den östlichen Horizont herauskommen werde; nämlich der Saturn.

B. Er hat so lange her sich mit mir nicht über die Planeten unserer Sonne unterhalten, daß ich wahrhaftig nicht mehr weiß, wie viel ihrer sind.

B. Bis zum Anfange dieses Jahrhunderts kannte man nur sieben Hauptplaneten; seit  
sechs



sechs Jahren her sind aber wieder drey neue von den Sternkundigen entdeckt worden, denen man, da einmahl die übrigen alle nach Göttern und Göttinnen benennt worden sind, an welche die alten Römer und Griechen glaubten, auch solche Nahmen gegeben hat. Man nannte sie nämlich Ceres, Pallas und Juno. Daß man sie nicht eher am Himmel aufgefunden hat, rührt von ihrer geringen Größe her; sie sind nur durch gute Fernröhre sichtbar, und schwer von den in ihrer Nähe erscheinenden Fixsternen zu unterscheiden.

W. Also hätte man nun zusammen zehn Planeten, die um unsere Sonne in bestimmten Zeiten sich herumbewegen, am Himmel entdeckt? Nenne Er sie mir doch einmahl alle zehn her, und zwar zuerst den, welcher der Sonne am nächsten steht; und dann die andern, wie sie auf einander, folgen.

B. Gut, Herr Gevatter; sie heißen so: Merkur, Venus, unsere Erde, Mars, Juno, Pallas, Ceres, Jupiter, Saturn, Uranus. — Soll ich Ihm auch noch von jedem besonders das Merkwürdige anführen, was mir bepfällt?

W. Das thue Er doch, Herr Gevatter.

B. Merkur, der Planet welcher unter  
denen



Denen die wir bis jetzt kennen, der Sonne am nächsten ist, macht seinen Umlauf um dieselbe in einer Entfernung von etwa acht Millionen Meilen; und Uranus, der entfernteste unter den uns bekannten Planeten, steht beynah vierhundert Millionen Meilen weit von der Sonne ab.

So verschieden diese Entfernung von der Sonne ist, eben so verschieden ist auch die Länge des Zeitraums in welchem jeder dieser beyden Planeten seinen Umlauf um die Sonne Ein Mal zurücklegt. Merkur braucht dazu nur 88 Tage; und hingegen Uranus über 83 Jahre. Während also der Uranus Einen Umlauf um die Sonne vollendet, kommt der Merkur 344 Mal herum. Unsere Erde macht in dieser Zeit ihre Reise um die Sonne 83 Mal: denn ein Jahr ist ja eben die Zeit welche über Einem Umlauf unsers Erdkörpers um die Sonne verfließt.

Ueber acht Tage will ich Ihm noch von der Größe der Planeten, und andern Merkwürdigkeiten erzählen.

---

Nach der Schlacht bey Jena ist bey Johann Carl Schwarze zu Wilberstadt ein schwarzer Ballach, eine rothschwächige Kuh, wie auch ein einjähriger Stier stehen geblieben, welches er hierdurch bekannt machen läßt.

---



## Thüringen.

---

Dreizehntes Stück.

---

1 8 0 7.

Bote. Wirth.

**B.** Er wollte mir also heute erstlich von der Größe der Planeten erzählen, Herr Gevatter.

**B.** Nun gut. In Ansehung der Größe ist wieder ein beträchtlicher Unterschied zwischen den verschiedenen Planeten. Der größte unter allen zehn ist Jupiter; seine Oberfläche ist ungefähr 130 Mal so groß, als die Oberfläche unserer Erde. Der kleinste hingegen ist der Planet Juno; seine Oberfläche beträgt kaum den 30ten Theil von der Oberfläche unserer Erde, und ist also nicht einmal halb so groß als die Oberfläche unsers Mondes. Außer dem Planeten Juno sind auch Ceres, Pallas, Merkur, Mars und Venus kleiner als unsere Erde; doch letzterer nur um ein Geringes.

März 1807.

R. W.



W. Ob nur die übrigen Planeten eine ähnliche Beschaffenheit haben mögen, wie unsere Erde? Das möchte ich wohl wissen.

B. Mancherley Aehnlichkeiten mit unserer Erde hat man an ihnen allerdings durch Hülfe guter Fernröhre entdeckt. Betrachtet man die Planeten durch dieselben, so zeigt es sich zum Beispiel, daß sie alle, wie der Erdkörper, eine Kugelähnliche Gestalt haben. Ferner hat man auf mehreren von ihnen sehr deutlich Berge wahrgenommen; besonders hohe Gebirge soll es auf dem Planeten Venus geben, der uns unter allen der nächste ist. Aus dem Fortrücken dieser Berge, und der dunkeln Flecken, die man hier und da auf den mehresten Planeten durch Fernröhre wahrnimmt, hat man geschlossen, daß sich die Planeten auch, wie unsere Erde, um sich selbst drehen: so daß Tag und Nacht dort, wie bey uns, abwechseln müssen. Beym Jupiter ist die große Geschwindigkeit merkwürdig, mit welcher er sich umdreht: Denn obgleich er beträchtlich größer als unsere Erde ist, braucht er doch nur etwa zehn Stunden zu einer Umdrehung: da sich hingegen die Erde erst binnen 24 Stunden Einmahl



mahl umdreht. Tag und Nacht dauern also auf dem Planeten Jupiter zusammen nur zehn Stunden.

W. Ist mir's doch, als hätte ich auch einmahl von Monden gehört, die es außer unserm Monde noch geben soll.

B. Da besinnt Er sich ganz recht, Herr Gevatter; die Sternkundigen haben außer diesem noch siebzehn andre Monde entdeckt. Unser Mond bewegt sich doch nähmlich beständig um unsere Erde herum; und da man nun in der Nähe einiger andern Planeten Weltkörper antraf, die sich gleichfalls um diese Planeten herumbewegten: so nannte man dieselben auch Monde. Andre Sternkundigen nennen sie Nebenplaneten, auch wohl Trabanten: weil sie die Hauptplaneten auf ihrer Reise um die Sonne begleiten, wie ein großer Herr von seinen Trabanten begleitet wird.

W. Von zehn Hauptplaneten hat Er mir nur gesagt: und doch soll es achtzehn Monde geben? da käme ja auf einen Hauptplaneten mehr als Ein Mond!

B. Unsere Erde hat zwar nur Einen Mond zu ihrem Begleiter, und bey allen Planeten



Die kleiner sind als unsere Erde hat man gar keinen Mond bemerken können. Hingegen wird Jupiter von vier Monden, Uranus von sechs, und Saturn gar von sieben Monden umgeben.

W. Nun das ist doch eine artige Gesellschaft! Mit bloßen Augen kann man aber wohl alle diese Monde von unserer Erde aus nicht erkennen?

B. Nicht einen einzigen; selbst die Jupitersmonde, die uns noch die nächsten sind, erscheinen, durch kleine Fernröhre betrachtet, nur wie ganz kleine helle Pünctchen; die Monde des Saturns und des Uranus kann man nicht einmahl durch solche kleinere Fernröhre erkennen: und doch sind mehrere darunter größer als unser Mond.

W. Nun da müssen sie wohl sehr vielmahl weiter von unserer Erde entfernt seyn, als unser Mond: daß sie uns so klein erscheinen!

B. Die Jupitersmonde, die uns, wie gesagt, die nächsten sind, mögen doch wenigstens 1600 Mahl weiter von unserer Erde abstehn, als unser Mond.

W. Ja da lasse ich mir es gefallen: Das macht freylich einen Unterschied. — Wenn  
aber



aber die drey Planeten Jupiter, Saturn und Uranus jeder mehrere Monde haben: so müßten ja wohl auf denselben auch viel häufiger Monde und Sonnenfinsternisse sich ereignen, als auf unserer Erde?

B. Ja freylich: besonders da überdieß noch diese Monde ihrem Hauptplaneten alle verhältnißmäßig näher stehn, als unser Mond der Erde steht; und auch die mehrsten von ihnen den Umlauf um ihren Planeten in viel kürzerer Zeit zurücklegen, als unser Mond seinen Umlauf um die Erde. Da tritt also der Fall viel häufiger ein, daß einer der Monde durch den Schatten seines Hauptplaneten geht, und also verfinstert wird; oder daß er den Bewohnern des Jupiters gerade vor der Sonnenscheibe erscheint, ihnen dieselbe ganz oder zum Theil verdeckt, und also eine Sonnenfinsterniß bewirkt. Im Jupiter, meynete der Herr Pfarrer, ereignete sich im Durchschnitt wenigstens alle Tage eine Mondfinsterniß.

W. Nein, so häufig hätte ich mir sie doch nicht gedacht! wieviel Tage brauchen denn die Monde des Jupiters zu ihrem Umlauf um denselben?

B. Derjenige welcher dem Jupiter am nächsten



sten steht, braucht nur 1 Tag  $18\frac{1}{2}$  Stunden dazu; der folgende etwa  $3\frac{1}{2}$  Tage, der dritte etwas über 7 Tage, und der vierte über 16 Tage.

W. Da kommen sie ja alle vier schneller herum, als unser Mond um die Erde; und nun kann ich es mir freylich eher denken, wie die Mondfinsternisse im Jupiter so häufig vorkommen müssen; denn je schneller ein Mond seinen Umlauf um den Hauptplaneten macht, desto häufiger kommt er in die Gegend des Weltraums, nach welcher hin der Schatten des Planeten fällt; desto häufiger tritt also auch der Fall ein, daß der Mond ganz oder zum Theil durch diesen Schatten geht, und folglich total oder partial (siehe den vorlgen Jahresgang S. 110) verfinstert wird.

B. Ganz recht, Herr Gevatter. — Noch etwas merkwürdiges hat mir der Herr Pfarrer erzählt, als ich lezthin mit ihm über die Monde des Planeten Jupiter sprach; das muß ich Ihm doch auch noch mittheilen. Ein Sternkundiger, es war ein Däne der Olof Röm er hieß, kam nämlich durch die aufmerksame Beobachtung der Verfinsterungen, die sich an jenen Monden so oft ereignen,  
um



um das Jahr 1675 auf die wichtige Entdeckung, daß das Licht einige Zeit nöthig habe, um von einem Orte im Weltraum zu einem andern überzugehn.

W. Aha, ungefähr so wie der Schall? der braucht auch immer einige Zeit, um von dem Orte wo er entstanden ist, bis in unser Ohr zu gelangen. Sieht man zum Beyspiel des Abends, wenn es dunkel ist, in der Ferne den Blitz von einem abgeschossenen Gewehre: so dauert es immer noch eine geraume Zeit, bis man den Knall hört, der doch mit dem Blitze zugleich entstand.

B. Ja, ja! Nun mit Römers Entdeckung ging es so zu. Er hatte den Lauf der Jupitersmonde so genau beobachtet, daß er im Stande war bis auf die Minute genau auszurechnen, wenn ein jeder von ihnen in den Schatten des Jupiter treten, und also verfinstert werden würde. Verglich er aber die Zeit in welcher er die Verfinsterung beobachtete, mit der Zeit welche ihm seine richtige Rechnung gegeben hatte: so trafen beyde zwar bisweilen zusammen, aber oft auch nicht.

Er dachte über die Ursach dieses Unterschieds nach; und da fiel ihm ein, daß der Jupiter  
mit



mit seinen Monden nicht immer gleich weit von unserer Erde entfernt sey. Jupiter so wohl als die Erde bewegt sich doch nähmlich um die Sonne. Steht nun Jupiter zu einer gewissen Zeit auf derselben Seite der Sonne, auf welcher zu der Zeit die Erde steht: so sind sie einander um etwa 42 Millionen Meilen näher, als wenn Jupiter auf der einen, und die Erde auf der entgegengesetzten Seite der Sonne steht.

Auf diesen Unterschied gab Römer nun Achtung; und da fand er, daß die Verfinsterungen der Jupiters, Monde ihm allemahl eher zu Gesicht kamen, als es seine Rechnung bestimmt hatte, wenn die Erde dem Jupiter am nächsten stand; und hingegen allemahl später, wenn die Erde am weitesten von demselben entfernt war. Der ganze Unterschied betrug 16 Minuten und 15 Secunden.

Daraus machte er nun den Schluß, dessen Richtigkeit durch alle folgenden Untersuchungen der Sternkundigen bestätigt worden ist, daß das Licht 16 Minuten und 15 Secunden Zeit gebrauche, um einen Weg von 42 Millionen Meilen zurückzulegen.



Der Bote  
aus  
Thüringen.

---

Vierzehntes Stück.

---

1807.

---

Bote. Wirth.

**W.** Ich habe über das recht nachgedacht, Herr Gevatter, was Er' mir bey unserer vorklaren Zusammenkunft über die Geschwindigkeit sagte, mit welcher das Licht von einem Orte im Weltraum zum andern gelange; und da bin ich über diese unbegreifliche Geschwindigkeit ganz erstaunt. — Von der Sonne bis zu uns zu gelangen brauchte das Licht also nur 8 Minuten und  $7\frac{1}{2}$  Secunden? wieviel legt es denn da in Einer Secunde zurück?

**B.** Ueber 40 tausend Meilen. Der Schall hingegen durchläuft in Einer Secunde nur eine Strecke von etwa 100 Ruthen, oder 500 Ellen. — Nun soll Er aber auch noch Ein Mahl über die ungeheure Entfernung der Fixsterne recht erstaunen, Herr Gevatter. Bedens

April 1807.

D se



te Er nur: obgleich das Licht in jeder Minute einen Weg von 2 Millionen und 4 mahl hunderttausend Meilen zurücklegt: so braucht es doch, um von dem nächsten Fixsterne bis zu uns zu kommen, eine Zeit von mehr als drey ganzen Jahren.

W. Da stehn mir die Gedanken still, Herr Gebatter! —

B. Wenn also der liebe Gott heute einen der Fixsterne, die wir des Abends erblicken, vernichtete: so würden wir ihn doch noch länger als drey Jahre ruhig an seinem Orte stehn sehn: da er uns nämlich jeden Abend durch dasjenige Licht sichtbar wird, welches vor mehr als 3 Jahren von ihm ausströmte.

Ja, wir könnten noch mancherley über diesen Gegenstand plaudern; aber da fällt mir gerade eine Nachricht aus Dresden ein, die ich lezthin in der Zeitung gelesen habe; ich wollte sie Ihnen gleich damahls mittheilen, vergaß es jedoch immer über andern Dingen.

Im Januar dieses Jahrs fand man nämlich zwey Italiäner, die sich in Handelsgeschäften an jenem Orte aufhielten, des Morgens leblos in ihrem gemeinschaftlichen Schlafzimmer. Da man äußerlich keine Ursach ihres plötzl



plötzlichen Todes an ihnen entdecken konnte, und durch den betäubenden Dunst, der in dem Zimmer herrschte, bald auf die wahre Veranlassung zu diesem Vorfall geleitet wurde: so eilte man, bey ihnen alle die Mittel anzuwenden, durch welche Scheintodte bisweilen noch dem wirklichen Tode entrissen werden können; und war so glücklich wirklich den einen von ihnen wieder ins Leben zurückzubringen. Bey dem andern hingegen war der Erfolg nicht so glücklich: er blieb todt.

**W.** Aha, die haben gewiß glühende Kohlen in ihrem Zimmer gehabt, deren Dunst sie betäubte?

**B.** Er hat recht vermuthet, Herr Gevatter. Sie hatten am Abend ein Becken voll glühende Kohlen mit in ihre Schlafkammer genommen, um sich daran zu wärmen; waren dann eingeschlafen, und durch den Kohlendunst so betäubt worden, daß sie nicht wieder erwachten.

**W.** Es ist doch arg! Sage Er mir nur, ob auch solche Kohlen, die wirklich durchaus verkohlt sind, und keine holzigen Theile mehr enthalten, bey'm Glühen, für die Menschen, die sich in der Nähe befinden, gefährlich wer-



Den können? — man sieht ja doch von solchen Kohlen nicht den geringsten Dampf aufsteigen, wenn sie glühen.

B. Auch die besten, reinsten Kohlen, Herr Gebatter, können, wenn ihrer eine hinlängliche Menge, in einem verschlossenen, besonders in einem engen Zimmer in welchem kein Luftzug Statt findet, glühen, dem Leben der Menschen die sich zugleich im Zimmer aufhalten, und im Schlafe die allmähliche Betäubung nicht merken, gefährlich werden. Das hat mir der Herr Apotheker, mit dem ich lezthin darauf zu reden kam, ganz bestimmt versichert.

Er meynte, es entstehe bey'm Glühen der Kohlen ein unsichtbarer Dunst, der, seiner äußern Beschaffenheit nach, mit unserer gewöhnlichen Luft Aehnlichkeit hätte, die man auch nicht sehen kann. Kohlensäure Luft nannte er diesen Dunst, und erzählte mir davon, daß er auf den menschlichen Körper gerade die entgegengesetzte Wirkung von der gewöhnlichen Luft habe. So wie diese, wenn der Mensch sie einathme, zur Erhaltung seines Lebens diene, ihm Munterkeit und Kraft gebe: so errege hingegen jene bey dem Menschen der sie einathme Betäubung, Erschlaffung: ja,  
wenn



wenn sie anhaltend eingeathmet würde, den Tod.

**W.** Zeigt sich denn solche kohlen-saure Luft immer nur da, wo Kohlen glühen; oder trifft man sie auch noch sonst wo in der Natur an?

**B.** Sie soll sich noch unter mancherley andern Umständen erzeugen; zum Beispiel bey'm Gähren des jungen Weins und des Biers; auch bey'm Kalkbrennen. Ja es gibt sogar in Italien, nicht weit von Neapel eine Höhle, in welcher beständig solche Luft angetroffen wird. Geht ein Mensch aufrecht in der Höhle herum: so hat er keine Unannehmlichkeiten von derselben zu besorgen; sobald er sich aber mit dem Kopfe dem Fußboden nähert, und nun ein Paar Mahl athmet: so wird er betäubt, und fällt ohnmächtig nieder. Allen Thieren, z. B. den Hunden, die in diese Höhle kommen, geht es eben so: da sie den Kopf gewöhnlich näher an der Erde tragen als der Mensch. Man hat ihr daher auch den Rahmen Hunds, Grotte beygelegt.

**W.** Wie geht es denn nur aber zu, daß man nur dann die schädlichen Wirkungen der kohlen-sauern Luft empfindet, wenn man sich mit dem Kopfe dem Fußboden nähert?

**B.**



B. Das will ich Ihm sagen, Herr Gebats-  
ter. Erinnert Er sich noch, daß ich Ihn vor  
dem Jahre einmahl darauf aufmerksam gemacht  
habe, daß die Luft die uns umgibt eben so  
wohl schwer sey, oder gegen die Erde hin  
drücke, als die übrigen auf der Erde befindli-  
chen Körper (s. S. 132 im vorlgen Jahrgang)?

W. Ach ja, das habe ich mir wohl gemerkt.

B. Die kohlen-saure Luft ist denn ebenfalls  
schwer; und ein gleiches Maas kohlen-saure  
Luft wiegt noch mehr, als ein gewisses Maas  
gewöhnliche Luft: so wie ein Mäsel Wasser  
mehr wiegt als ein Mäsel Mehl.

Nun weiß Er, daß wenn man Wasser und  
Mehl in ein Gefäß zusammenschüttet, das  
Wasser allemahl den untersten Platz, am Bos-  
den des Gefäßes einnimmt, und das leichtere  
Mehl hingegen über dem Wasser stehn bleibt.  
Gerade derselbe Fall ist aber mit der kohlen-  
sauern und der gewöhnlichen Luft; befinden  
sie sich an einem Orte beyde zugleich: so nimmt  
die kohlen-saure Luft allemahl den untersten  
Platz, zunächst am Fußboden ein; die gewöhn-  
liche Luft hingegen, hält sich, da sie leichter  
ist, über derselben auf. Steht nun ein Mensch  
in der Hundsgrotte aufrecht: so ist sein Kopf  
in



in der Gegend, wo sich gewöhnliche Luft befindet, die er ohne Nachtheil einathmen kann. Legt er sich hingegen nieder, so kommt der Kopf dem Fußboden so nah, daß er bey'm Einathmen kohlen-saure Luft verschluckt: und diese bewirkt nun die schädlichen Folgen die man wahrnimmt.

W. J, das ist doch eigen.

B. Mit der kohlen-sauern Luft die sich bey der Gährung erzeugt, ist es eben so. Wollte man sich daher in Weinkellern, worin gerade junge, noch gährende Weine sich befänden, an den Boden legen: so würde man derselben Gefahr ausgesetzt seyn, wie in der Hundsgrotte, nur nicht allemahl in so hohem Grade.

W. Da ist's wohl möglich, daß die beyden Stalläner, von denen Er mir vorhin erzählte, auf der Streue, oder wenigstens in niedrigen Betten geschlafen haben, so daß ihre Köpfe sich nicht gar weit vom Fußboden befanden. Dann mußte nämlich die kohlen-saure Luft, die sich, wie Er sagt, immer nah am Fußboden befindet, gerade am häufigsten von ihnen eingeathmet werden, und sie betäuben.

B. Das ist wohl möglich; obgleich in der  
Zeit



Zeitung, in der ich die Geschichte las, nichts Bestimmtes darüber gesagt wurde.

**W.** Solche kohlen saure Luft ist es ja auch wohl, wovon bisweilen die Bergleute in den Gruben betäubt werden? und durch welche bey'm Aufräumen alter Brunnen, verfallener Keller oder anderer unter der Erde befindlicher Behältnisse, in denen es an Luftzug fehlt, schon manchemahl Menschen verunglückt sind?

**B.** Oft wenigstens trifft man auch an solchen Orten diese Luft, Art an; es gibt aber außer derselben noch verschiedene andere Arten von Luft, die den Menschen betäuben und ihm wohl gar das Leben rauben, wenn er sie einathmet. Die brennbare Luft, von welcher ich Ihm vor dem Jahre erzählte (s. S. 134 des vor. Jahrg.), als wir über die Luftschiffe uns unterhielten gehört auch unter dieselben; doch häuft sich diese in einer Grube nicht so an, wie die kohlen saure Luft: denn da sie leichter ist, als die gewöhnliche Luft, so steigt sie in der gewöhnlichen Luft auf, und zerstreuet sich im Luftkreise; dahingegen die kohlen saure Luft, wie ich Ihm schon gesagt habe, am Boden einer Grube sich sammelt, und nur durch einen verursachten Luftzug herausgetrieben werden kann.



Der Bote  
aus  
Thüringen.

---

Fünfzehntes Stück.

---

1 8 0 7.

—  
Bote. Wirth.

B. So kurz wie heute ist mir doch der Weg von Kornheim herüber noch niemahls vorgekommen, Herr Gebatter.

W. Nun? hatte Er vielleicht einen unterhaltenden Gesellschafter, der Ihm die Zeit so gut zu vertreiben wußte?

B. Freylich hatte ich den; der neue Herr Pfarrer ging mit mir. Ich wußte daß er mehrere Jahre in Rußland, als Erzieher der Kinder eines dortigen Edelmanns gelebt hat; und, wie ich denn immer mit Jedem am liebsten über solche Gegenstände spreche, die er als Augenzeuge kennt; so suchte ich auch bald das Gespräch mit dem Herrn Pfarrer auf Rußland und seine Bewohner zu lenken, und erfuhr da gar mancherley, was mir neu war.

April 1807.

W Bes



Besonders lange hat er mir von den Kosaken erzählt, die zeither mehrmals in den Kriegsnachrichten erwähnt worden sind, und über welche ich lange gern etwas ausführlicheres hatte hören wollen.

W. Nun, denselben Wunsch habe ich erst vor ein Paar Tagen wieder gehabt, wo ich in der Zeitung las, daß ein Trupp Kosaken dreystausend seiner Kriegsgefährten wieder befreyt habe, die in der Schlacht bey Eylau in die Französische Gefangenschaft gerathen waren. Setze Er sich doch her, und erzähle Er mir wieder, was Er von dem Herrn Pfarrer über die Kosaken gehört hat.

B. Erst fragte ich ihn, ob denn die Kosaken nur eine besondere Art von Russischen Soldaten wären, oder ob sie wirklich ein besonderes Volk ausmachten, das einen eigenen Theil des großen Russischen Reichs bewohnte? — Er bejahete das letztere, und sagte, daß die Kosaken gerade eine der angenehmsten, fruchtbarsten Gegenden Rußlands zur Heilmath hätten; nämlich diejenigen Provinzen, welche am weitesten gegen Mittag hin lägen, und in denen es folglich wärmer wäre, als in allen übrigen Provinzen des Reichs. Ich wollte

te



te es dem Herrn Pfarrer kaum glauben, als er mich versicherte, daß in diesen mittägigen Länderstrichen sogar guter Wein gebauet und Melonen im freyen Lande gezogen würden: Denn ich hatte mir immer ganz Rußland als ein kaltes Land vorgestellt, in welchem man Noth hätte das Korn und den Waizen fortzubringen.

Von dem Lande der Kosaken, meinte der Herr Pfarrer, könnte man mit Recht sagen: daß „Milch und Honig innen fließt“; es gäbe daselbst die vortrefflichsten Viehwälder, die denn auch von den Kosaken bestens zur Viehzucht benutzt würden; und die Bienen gedeiheten in der Nähe der vielen Blumenreichen Wiesen ebenfalls vortrefflich. Ueberdies baut man in diesem fruchtbaren Lande auch alle Arten von Getreide und Hülsenfrüchten, und Taback. An Holz fehlt es auch nicht; und die Flüsse, welche das Land durchströmen, liefern einen Ueberfluß an wohlgeschmeckenden Fischen.

Eine Landplage haben die Kosaken aber doch auch in ihrem schönen Lande: das sind die Heuschrecken. Diese vermehren sich unter dem warmen Himmelsstriche so stark, daß bisweilen ganze Strecken von ihnen kahl gefressen



sen werden. Sie verschonen nichts: Gras, Getreide, Baumblätter, Früchte, alles wird von ihnen verzehrt. Am schlimmsten ist die sogenannte wandernde Heuschrecke, die in ungeheuern Schaaren große Länderstriche durchreißt, in Einem Tage wohl 5 Meilen zurücklegen kann, des Nachts aber sich niederläßt und mit ihren Camraden oft in wenigen Stunden eine ganze Gegend rein ausplündert. Ehedem, meinte der Herr Pfarrer, hätten diese Thiere sogar unser Vaterland heimgesucht; seit dem Jahr 1748 wäre aber kein Zug wieder nach Deutschland gekommen.

**B.** Die Kosaken machen also wirklich ein eigenes Volk aus, und bewohnen ein besonderes Land?

**B.** Allerdings; im Grunde sind sie aber doch nichts anders, als Russen: das beweisen schon ihre Sprache und ihre Religion. Jene hat mit der Russischen Sprache die größte Aehnlichkeit; und in Ansehung der Religion sind sie der Griechischen Kirche aufs eifrigste zuges than, die in ganz Rußland die herrschende ist.

Man glaubt daß die Kosaken sich um das Jahr 1340 zuerst von den übrigen Russen getrennt, und ein eigenes Volk zu bilden angefangen



fangen haben. In diesem Jahre wurde nämlich ein großer Theil von Rußland durch die Polen erobert, die sich darin auch wirklich festsetzten. Unter der Oberherrschaft eines fremden Volks zu stehn, mochte wohl für Viele von den Bewohnern des eroberten Landes eine unerträgliche Sache seyn; sie verließen daher ihre Heimath, und suchten in den mittäglichen Gegenden eine Freystatt, bis zu welchen die Polen nicht vorgedrungen waren. An Unterhalt konnte es ihnen in dem fruchtbaren Lande nicht fehlen; sobald sie aber sich eingerichtet und ihre Scheuern und Viehhürden gefüllt hatten, fanden sich auch Gäste ein, die mit ihnen zu theilen Willens waren. Die benachbarten Tataren, Türken, Polen und Lithauer unternahmen öftere Streifzüge in ihr Land, und nahmen mit, was sie bekommen konnten.

Dieser Umstand nöthigte sie, ihrer Colonie eine kriegerische Einrichtung zu geben, um sich gegen solche ungebetenen Gäste mit dem gehörigen Nachdruck vertheidigen zu können. Jede Mannsperson mußte sich bewaffnen, und im geschicktesten Gebrauch der Waffen üben; es wurden Anführer ernannt, und, kurz, die Einrichtung so



so getroffen, daß bey jedem feindlichen Einfall schnell ein bewaffneter Haufe bey der Hand war, der die Feinde zum Rückzug nöthigte.

Die kriegerische Lebensart hat ihnen auch, ohne Zweifel, ihren Rahmen gegeben: denn Kasak ist ein tatarisches Wort, das einen leicht bewaffneten Krieger bedeutet; und diesen Rahmen verdienen sie in der That: da sie von jeher so leicht bewaffnet und beritten waren, daß sie, wie bey andern Kriegsvölkern die Husaren, schnell ihren Feind auffuchen und verfolgen konnten. Auch jetzt noch thun sie in den Kriegen den Dienst der leichten Kelterey; machen bald hier bald dahin einen raschen Streifzug gegen das feindliche Heer; suchen einen Transport von Lebensmitteln aufzufangen, die Bedeckung zu zerstreuen, und mit ihrer Beute davon zu eilen; überfallen plötzlich die feindlichen Vorposten, und nehmen sie gefangen; suchen die vom Feinde gefangenen Leute von ihrer Parthey wieder zu befreien, und was dergleichen schnell auszuführende kriegerische Unternehmungen mehr sind.

Um aber wieder auf die Geschichte der Kosaken zurückzukommen, so vermehrte sich die Zahl der Russen, die aus Unzufriedenheit  
über



über die Herrschaft der Polen, ihre vaterländische Gegend verließen, und sich mit dieser kriegerischen Gesellschaft der Kosaken verbündeten, von Jahr zu Jahr; und sie mußten sich daher auch nach und nach über einen immer größern Strich Landes ausbreiten. Bald entstanden in demselben Städte und Dörfer, in welche sich zur Winterszeit alle zurückzogen, und ruhig bey ihrer Familie lebten; dahingegen den Sommer über die jungen Mannspersonen auf den Gränzen ihres Landes herumzogen, und einen beständigen Krieg gegen ihre Nachbarn, die Tatarn und Türken führten.

Von Seiten der Polnischen Regierung wurde den Kosaken nichts in den Weg gelegt: vielmehr suchte man ihre Freundschaft, und gestattete ihnen mancherley Vorrechte. Denn sie dienten wirklich den Königen von Polen zu einer sehr sichern Vormauer gegen die eben genannten zwey Nationen.

Hier will ich für heute meine Erzählung abbrechen, Herr Gevatter und Ihm noch ein Paar Worte über die schädlichen Lustarten sagen, von denen wir vor acht Tagen sprachen.

Weiß Er denn nähmlich wohl, wie man sich, ehe man in einen Brunnen, der gefegt  
wers



werden soll, oder in eine andere Grube steigt, in die seit langer Zeit kein Mensch gekommen ist, überzeugen könne, daß keine schädliche Luft sich darin angesammelt habe, die einen betäuben oder am Ende gar ums Leben bringen könnte?

W. Es ist mir, als hätte ich einmahl von dem Mittel gehört, das man, um sich in solchen Fällen gegen Gefahr zu sichern, anwenden muß; läßt man nicht eine Laterne mit einem brennenden Lichte in die Grube hinunter?

B. Ganz recht; brennt nun das Licht unten am Boden der Grube ruhig fort, so kann man getrost hinein steigen; fängt aber das Licht, sobald es hinunter kömmt, an dunkler zu brennen, und verlöscht bald darauf gar; so ist schädliche Luft in der Grube vorhanden. Ein Licht, und überhaupt jedes Feuer kann nämlich nie in solchen Luftarten fortbrennen, die dem menschlichen Leben nachtheilig sind.

W. Nun, das Mittel will ich mir doch merken.



# Der Bote

aus

## Thüringen.

---

Sechzehntes Stück.

---

1807.

—  
Bote. Wirth.

B. In der Geschichte der Kosaken war ich bey den Begünstigungen stehen geblieben, die sie von Seiten der Polen genossen, die das mahlß über einen Theil von Rußland die Herrschaft behaupteten.

Der König von Polen, Stephan Bathori, ein kluger und tapferer Mann, nahm sich ihrer besonders an; und suchte sie dadurch noch brauchbarer für den Krieg zu machen, daß er sie, wie die regulären Soldaten, ordentlich in Regimenten abtheilte. Er errichtete im Jahre 1566 sechs Regimenten, jedes von tausend Mann, unter ihnen auf; über welche er einen obersten Befehlshaber setzte, der den Titel Hetmann führte. Bewaffnet mußten sich die Kosaken auf eigene Kosten;

April 1807.

2 auch



auch erhielten sie keinen eigentlichen Sold vom Könige. Nur wurde jedem der zu einem der sechs Regimenter gehörte, ein jährliches Geschenk mit einem Ducaten, einer Ochsenhaut und zuweilen auch noch mit einem Pelze gemacht. Eine gewisse Anzahl der in Regimenter vereinigten Kosaken mußte beständig bey dem Hetmann sich aufhalten; die übrigen wohnten in ihren Dörfern, und besorgten den Feldbau und die Viehzucht.

Die folgenden Polnischen Könige verdarben es aber mit den Kosaken, indem sie ihre Vorrechte immer mehr zu beschneiden, und sie besonders auch in der freyen Ausübung der Griechischen Religion zu stöhren suchten, an deren Stelle sie ihnen gern die Römischkatholische Religion aufgedrungen hätten. Es brach daher ein langwieriger Krieg zwischen den Polen und den Kosaken aus, während welchem der Hetmann Bogdan Chmelnizki, der ein sehr kluger und geschickter Mann war, die Macht der Kosaken bis auf 40tausend Mann brachte, die wirklich im Felde dienten.

Als dieser Chmelnizki endlich sah, daß die Unruhen auf keine andere Weise ein Ende nehmen würden, als wenn die Kosaken sich wies

der



der förmlich mit derjenigen Nation vereinigt  
 ten, aus welcher ihre Vorfahren entsprossen  
 waren: so beschloß er mit Einwilligung seiner  
 Untergebenen, sich der Oberherrschaft des Za-  
 ren oder Kaisers von Rußland zu unterwerfen.  
 Den 6ten Januar 1654 kam diese Unterwer-  
 fung zu Stande, und die Anzahl der zum  
 Kriegsdienst bestimmten Kosaken wurde nun  
 auf 60tausend Mann festgesetzt, die in 10  
 Schaaren vertheilt waren. Jede Schaar er-  
 hielt einen besondern Rahmen, nach der Haupt-  
 stadt des Bezirks den sie bewohnte.

In dem Kriege den der Kaiser von Ruß-  
 land, Peter der Erste, am Anfang des voris-  
 gen Jahrhunderts gegen die Schweden führte,  
 wurden die Kosaken auf Anstiften ihres da-  
 mahligen Hetmanns Mazepa von ihm abtrün-  
 nig, und gingen zur Schwedischen Partey  
 über. Diese Untreue wurde aber, nachdem  
 Peter den König von Schweden bey Pultawa,  
 im Lande der Kosaken, aufs Haupt geschlagen  
 hatte, schwer von ihm gerächt; er ließ eine  
 große Anzahl derselben mit Weibern und Kin-  
 dern von seinen Soldaten niedersäbeln, und  
 ihre Güter unter die letztern vertheilen.

Gleichwohl sind die Kosaken, auch nach

2 2 Dies



Diesem traurigen Vorfall, bis auf unsere Zeiten in ihrer ehemaligen Verfassung und ihren besondern Vorrechten größtentheils erhalten worden; wiewohl die Kaiserinn Katharina die zweyte die Würde eines Hetmann ganz aufhob, und den Kosaken einen andern Oberbefehlshaber, mit dem Titel Generalgouverneur gab.

Das Land welches die Kosaken bewohnen; wird gewöhnlich die Ukraine genannt, welches in unserer Sprache soviel als ein Gränzland, ein Land das an der Gränze zwey oder mehrerer andern Reiche liegt, bedeutet. Es liegt nämlich, wie ich Ihm schon erzählt habe, zwischen Rußland, Polen und der Türken.

Noch muß ich Ihm doch von der Tracht und den Waffen der Kosaken etwas sagen. Sie tragen, wie die Russischen Bauern, lange und weite Röcke, die mit den Pelzen unserer Schäfer Aehnlichkeit haben. Der Kopf ist mit einer nicht gar hohen Mütze bedeckt, und den Bart lassen sie lang wachsen. Außer dem Säbel und dem Schießgewehr, führen sie noch eine besondre Art von Waffen: nämlich eine sehr lange Lanze, die vorn mit einer eisernen Spitze versehen ist. Das untere Ende dieser  
Lans



Lanze ruht in einer ledernen Kapsel, die mit dem rechten Fuß des Kosaken in Verbindung steht; und so wissen sie dieselbe mittelst des Fußes sehr geschickt zum Durchbohren ihres Gegners zu gebrauchen.

W. Nun, da hat Er mir doch durch seine Erzählung eine deutlichere Vorstellung von den Kosaken beigebracht, Herr Gevatter. Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, habe ich indes vor der Hand keine Lust: denn ich habe mein Lebtag nicht viel Gutes von den Burschen gehört.

B. Ich muß gestehn, daß ich sie selbst immer für sehr wilde Krieger gehalten habe; der Herr Pfarrer erzählte mir aber doch noch etwas von ihnen, das mir gefallen hat. Ganz kürzlich ist nämlich in der Zeitung, und zwar in einer Nachricht von der Französischen Armee, die gegen die Russen im Felde steht, von den Kosaken gerühmt worden, daß sie den Franzosen, die sie gefangen bekämen, nicht einmahl ihre Uhren und also wahrscheinlich auch nicht ihr Geld abnahmen. Wenn diese Nachricht, wie ich wünsche, gegründet ist: so muß man sich wirklich wundern, bey Menschen, die in der Jugend doch gewiß nicht den besten Unterricht



richt genossen, und wohl wenig Gelegenheit gehabt haben ihre Gesinnung zu veredeln, eine solche Schonung gegen überwundene Feinde anzutreffen.

W. Hat Ihm der Herr Pfarrer denn vielleicht sonst noch etwas Merkwürdiges erzählt?

B. Wir kamen auch auf Constantinopel zu reden, welches, nach den neuesten Nachrichten aus der Türken, auch ein Schauplatz des Kriegs geworden zu seyn scheint. Um so angenehmer war es mir, daß mein unterhaltender Begleiter mir auch von dieser Stadt Mancherley zu erzählen wußte, das mir noch unbekannt war.

W. Nun da lasse Er mich doch auch Etwas davon hören.

B. Erst beschrieb mir der Herr Pfarrer recht deutlich die Lage von Constantinopel. Hat Er nicht Seine Karte von Europa bey der Hand.

W. Hier ist sie.

B. Nun da können wir ja Alles deutlich drauf sehn. Hier, zwischen Europa und Afrika ist das Mittelländische Meer; und da zwischen Rußland, Asien, und der Türken das Schwarze Meer. Will man aus dem Mittel-

tels



telländischen Meere in das Schwarze Meer segeln: so kommt man erst durch den Theil des erstern, welcher der Archipelagus genannt wird. In demselben befindet sich eine große Menge sehr fruchtbarer, anmuthiger Inseln, deren Bewohner sich zur Griechischen Religion bekennen, und unter der Botmäßigkeit der Türken stehn, die für sie sehr drückend seyn soll. Von da fährt man durch die Straße der Dardanellen, eine schmale Meerenge, die zwischen Europa und Asien liegt, und kommt in das Meer von Marmora. Dieses wird endlich von dem Schwarzen Meere abermahls durch eine Meerenge getrennt, an welcher denn Constantinopel liegt, und die daher die Straße von Constantinopel genannt wird.

Die Straße der Dardanellen hat ihren Rahmen von den vier Thürmen oder Schloßern mit sehr dicken Mauern, von denen jedes eine kleine Festung vorstellt, und welche die Dardanellen genant werden. Sie liegen, zwey und zwey, einander gegenüber, an der Meerenge; zwey in Europa und zwey in Asien. Die ungeheuern Kanonen, mit denen sie besetzt sind, hat man in der Lage eingemauert, daß die daraus abgeschossenen Kugeln dicht über dem



---

dem Wasser hinstreichen, und also ein Schiff, das sie treffen, an einer gefährlichen Stelle durchbohren. Indeß kann freylich aus jeder der unbeweglichen Kanonen auf dasselbe Schiff nur Ein Schuß gethan werden.

Das Meer von Marmora hat seinen Namen von einer kleinen Insel die, nebst einigen andern, in diesem Meere liegt.

Constantinopel liegt also an der Meerenge, welche das Meer von Marmora mit dem Schwarzen Meere verbindet. Die Stadt kößt gegen Mittag an das erstere und gegen Morgen an das letztere: ihre Lage ist daher zur Schiffahrt sehr bequem, und begünstigt den Seehandel der von derselben aus getrieben wird, außerordentlich.

Der Hafen liegt an der Mittagsseite der Stadt, ist ungemein geräumig, und gewährt den Schiffen einen sehr sichern und bequemen Aufenthalt. — Was mir der Herr Pfarrer sonst noch von Constantinopel erzählt hat, soll Er über acht Tage hören, Herr Gevatter.

---



Der Bote  
aus  
Thüringen.

---

Siebzehntes Stück.

---

1 8 0 7.

—  
Bote. Wirth.

B. Heute erzähle ich Ihm also von Constantinopel weiter, Herr Gevatter. Merke Es auf. — Beschützt wird diese Stadt, theils durch eine alte Mauer die sie umgibt, theils von mehreren um sie heram liegenden Casteletten oder kleinen Festungen. Diese Befestigungswerke sind jedoch alle so beschaffen, daß es einem mit den Kunstgriffen des Krieges bekannsten Heere ein Leichtes seyn würde, dieselben zu überwältigen.

Aus einiger Entfernung betrachtet, nimmt sich die Stadt Constantinopel sehr schön aus. Sie zieht sich vom Ufer des Meeres an, allmählich an einer Anhöhe hinauf; und hat eine große Anzahl von Moskeen oder Kirchen, deren rundgebaueten Dächer und hohen Thürme,

April 1807.

R mit



mit vergoldeten Knöpfen und halben Monden verziert sind. Zwischen den Palästen der Stadt erblickt man Gärten und Baum- und Pflanzungen, die der Stadt ein freundliches Ansehn geben. Kommt man aber hinein: so verliert sich der angenehme Eindruck, den sie aus der Ferne betrachtet machte, gar sehr. Man trifft nämlich fast durchgängig in den engen und abhängigen Straßen, und an den Gebäuden selbst eine auffallende Unreinlichkeit an; und ein sehr großer Theil der Häuser ist niedrig, und bloß aus Holz und Leimen leicht aufbauet.

Die Zahl der Häuser in Constantinopel soll sich auf 4 mahl hunderttausend belaufen; woe bey die ansehnlichen Vorstädte nicht einmahl mitgerechnet sind. Zwey und zwanzig Thore führen in diese ungeheuerere Stadt, deren Umfang drey Meilen betragen soll. Die Zahl der Einwohner schätzt man auf eine Million, oder zehnumal hunderttausend. Wenigstens der vierte Theil derselben bekennt sich zur Griechischen Religion; auch befinden sich über sechzig tausend Juden unter denselben. Die mehresten der übrigen sind der Muhamedanischen Religion zugethan, welche die herrschende in der Türkey ist.

Mun



Nun muß ich Ihm doch auch von den merkwürdigsten Gebäuden in Constantinopel etwas erzählen, Herr Gevatter. Das vornehmste unter allen ist das Residenzschloß des Türkischen Kaisers, der auch Sultan und Großer Herr titulirt wird. Die Türken nennen es Padischah Sarai, das heißt Kaiserliches Schloß; auch wohl bloß Sarai. Daraus haben die Franzosen nach ihrer Aussprache das Wort Serail (l. Seralg) gemacht, und unter diesem Rahmen kommt es auch in deutschen Zeitungen und Schriften am häufigsten vor. Man darf sich darunter nicht ein einzelnes großes Gebäude vorstellen, sondern es besteht aus einer ganzen Anzahl verschiedener Gebäude, zwischen denen auch schöne Gärten angelegt sind. Das Ganze wird von einer hohen Mauer umgeben, und man hat wohl drey Viertelstunden nöthig um das zu umgehen.

Das Sarai liegt am Hafen, und man genießt aus demselben nach allen Seiten hin eine sehr schöne Aussicht. Auf dem Theile der großen Mauer, der längst dem Meere hinläuft, sind viele Kanonen aufgepflanzt; bey Spazierfahrten des Kaisers, oder bey öffentlichen Freudenbezeugungen, werden Salven aus dens



selben gegeben. Hört man aber einen einzelnen Schuß daraus fallen: so erfährt man das Durch, daß eine Hinrichtung im Sarai Statt gefunden habe, und der Leichnam des Verurtheilten eben ins Wasser geworfen worden sey. Und so ist jeder solche Schuß eine Ermahnung an das Volk, sich vor verbotenen Handlungen zu hüten.

Der Haupteingang ins Sarai ist von Marmor. Durch denselben gelangt man in den ersten Hof, der sehr groß, aber unregelmäßig geformt und übel gepflastert ist. An diesen stoßen unter andern die Hof, Moskee, die Münze, ein großes Krankenhaus, und mehrere Stallgebäude. Etwa tausend Schritte vom ersten Thor entfernt, folgt das zweyte Thor, durch welches man in den zweyten Hof gelangt. Dieser ist schöner als der erste, aber die ihn einschließenden Gebäude haben doch nicht einmal einerley Höhe. In der Mitte desselben befindet sich ein schöner Springbrunnen, der mit Cypressen und Maulbeerbäumen umpflanzt ist; wie man denn überhaupt zwischen den verschiedenen zum Sarai gehörigen Gebäuden viele Baumpflanzungen antrifft. Nur der Sultan selbst darf in diesem Hof zu Pferd steigen,  
oder



oder abſitzen; alle andern Perſonen müſſen dieß im erſten Hofe thun.

Die merkwürdigſten unter den Gebäuden, die den zwoyten Hof umgeben, ſind der Divan, die Schatzkammer, der Marſtall und die Kaiſerliche Küche. Der Divan iſt das Gebäude, in welchem die vornehmen Staatsbeamten ſich verſammeln und ihre Berathſchlagungen halten. Die Geſandten der verſchiedenen Europäiſchen Höfe gehn aus dieſem Divan durch einen verdeckten Gang in das Kaiſerliche Audienzzimmer, wenn ſie bey dem Sultan Audienz haben, das heißt eine feyerliche Unterredung mit ihm halten wollen. Außerdem darf ſich kein Fremder in den dritten Hof oder überhaupt in das Innere des Sarai wagen, das der Sultan mit der zahlreichen Geſellſchaft ſeiner Gemahlinnen bewohnt. Daß alle Thore mit Wache beſetzt ſind, verſteht ſich.

Mitten in Conſtantinopel iſt noch ein altes Sarai, in welches nach dem Tode eines Sultans ſeine ſämmtlichen Gemahlinnen gebracht werden. Sie bleiben darin lebenslang; es ſey denn daß ſie Gelegenheit fänden ſich anderweitig zu verheyrathen.

Vor dem äußern Eingang zu dem neuern

Sar



Sarai stehn zwey andre merkwürdige Gebäude. Das eine davon ist nach allen Seiten offen, durch ein vergoldetes eisernes Gitter umgeben, und auch übrigens aufs prächtigste verziert. In demselben wird gutes Trinkwasser unentgeltlich ausgetheilt, und es stehn zu dem Ende im Innern des Gebäudes beständig mehrere dazu bestellte Leute, die Schalen von vergoldetem Kupfer, mit Wasser gefüllt in der Hand halten. — Das andere ist eine prächtige Moschee oder Türkische Kirche. Sie ist viereckig gebaut, und jede Seite ist 250 Schritte lang. Vier Minnarähs, oder runde, hohe Thürme dienen ihr zur Zierde; von denen, so wie von den Minnarähs der übrigen Moskeen, das Volk binnen 24 Stunden immer fünf Mal durch einen dazu bestellten Ausrufer zum Gebeth ermuntert wird: denn Glocken sind bey den Türken nicht, wie bey uns, im Gebrauch.

In Constantinopel gibt es zusammen 300 Moskeen, unter denen 8 sogenannte kaiserliche Moskeen sind, die der Sultan abwechselnd des Frentags besucht. Bey denselben befinden sich auch die Grabmähler der Sultane. Jedes besteht aus einem kleinen viereckigen Gebäude mit einem Thurme, und ist aus weissem

Stein



hem Marmor erbauet. Darin liegt ein Sultan, in der Mitte seiner Gemahlinnen und Kinder; jedes in einem marmornen Sarge. Den Armen werden bey diesen Grabmählern Almosen gereicht, und sie werden dabey ermuntert für die Ruhe der abgeschiedenen Seelen zu bethen.

Den Christen, Juden, und andern Religionsverwandten wird zwar der gemeinschaftliche Gottesdienst nach ihrer Weise gestattet: aber ihre Kirchen dürfen keine Thürme und keine Glocken haben, und sich überhaupt von aussen nicht von andern Gebäuden unterscheiden. Die Griechen haben allein 22 Kirchen in Constantinopel.

Das Schloß der sieben Thürme ist eine von den kleinen Festungen, die zur Vertheidigung der Stadt in den alten Zeiten erbauet worden sind. Es dient zugleich zur Verwahrung der Staatsgefangenen, und liegt am südlichen Ende der Stadt, gegen das Meer von Marmora hin. Fünf der 7 Thürme, von denen es den Rahmen hat, sind durch Erdbeben zerstöhrt, und nur Einer davon ist wieder aufgebauet worden.

Mehrere abgesonderte Theile der Stadt Constantins



stantinopel, die man als Vorstädte, oder auch als besondre daran stoßende Städte betrachten kann, haben ihre besondern Rahmen, die ich Ihm doch noch bekannt machen will.

Kassum, Paschi ist der Theil der Stadt, in welchem sich das Zeughaus und die Schiffswerfte befinden, das heißt die Plätze auf welchen die neuen Schiffe aufgezimmert, und alte ausgebessert werden. Der Kapitän, Pascha, oder Oberbefehlshaber der Türkischen Kriegsflotte hat hier seine Wohnung. Nicht weit davon liegt die Banje oder Banjo, der Ort an welchem die Sklaven des Sultans, deren er eine große Anzahl besitzt, aufbewahrt, und zu harter Arbeit angehalten werden.

Die Vorstadt Ejub liegt am weitesten Landeinwärts. Galata liegt dem Sarai gegen über, an der andern Seite eines Meeres Canals, der sie trennt. Hier wohnen die meisten Europäischen Kaufleute. Weiter an dem nach dem Schwarzen Meere führenden Canale hinauf liegt die Vorstadt Tophana, in der sich die Kanonengießerey befindet. Pera liegt Landeinwärts von Galata und Tophana, auf einer Anhöhe. Wegen der gesunden Luft und schönen Aussicht die man daselbst genießt, wird es von den Vornehmsten aus allen in Constantinopel lebenden Nationen bewohnt; auch die fremden Gesandten haben hier ihren Aufenthalt. Nah dabey liegen: der offene Begräbnisplatz der Christen, und die von Griechen bewohnte Vorstadt St. Demitri. Terschana endlich ist der Ort am Meerbusen, bey welchem die Türkische Kriegsflotte gewöhnlich vor Anker liegt.



Der Bote  
aus  
S h ü r i n g e n.

---

Achtzehntes Stück.

---

1807.

---

Bote. BIRTH.

B. Das hieß doch ein schöner Frühlingstag, Herr Gevatter! Lange habe ich meinen Marsch hieher nicht mit einer so vorzüglich heltern Gemüths- Stimmung gemacht, wie heute.

B. Ein herrlicher Tag war es! Ich ganz im Hause zu verleben, würde mir wahrhaftig schwer angekommen seyn. Mein Sohn ging des Nachmittags ein Paar Stunden herüber, und ich marschirte von zwey Enkelchen begleitet in meinen Garten vor dem Dorfe, wo ich mir allerhand zu thun machte. Die Kinder gingen mir dabey zur Hand.

B. Ja, es ist freylich wahr: man kann in jeder Jahreszeit vergnügte Tage genießen; aber so mannigfaltige Aufforderungen zur Freus-

May 1807.

S

de



De bletet doch die Natur dem denkenden und empfindenden Menschen in keiner andern Jahreszeit dar, wie im Frühlinge. Welche Veränderung wird man in derselben gewahr, wenn man sie in ihrem jetzigen Zustande betrachtet, und dann zurück denkt, wie es noch vor acht Wochen in den Gärten, auf den Wiesen und Feldern, und im Walde aussah!

Ein fahles Gelb war die Farbe der Wiesen und Grasgärten, wenn nicht Schnee die ganze Oberfläche der Erde um uns her mit einer gleichartigen Decke überzogen hatte: wie angenehm sticht dagegen das frische Grün ab, das uns jetzt aus ihnen entgegen lacht; wie erfreut uns die Erscheinung der ersten Frühlingsblumen, die diesem Grün, in der Nähe betrachtet, eine gut ins Auge fallende Abwechslung gewähren.

Entblättert, oder nur noch mit abgestorbenen Blättern spärlich versehen, standen unsere Obstbäume, unsere Weiden, Erlen, Eichen, Buchen und Birken, und die Sträucher der Hecken und Gehölze den Winter hindurch da: und nun, mit der Wiederkehr der mildern Luft, legt wieder einer nach dem andern  
 feis



seinen Blätter, und Blüthenschmuck an, und zeigt sich uns in seiner ganzen Pracht.

Die Felder waren öde und todt, so lange der Winter das Regiment führte; kaum daß das Krächzen der Raben und Krähen von Zeit zu Zeit einmahl die auf denselben ruhende Todtenstille unterbrach. Aber man durchwandte sie jetzt, an einem Tage, wie der heutige war: wie wird man diese traurige Stille verdrängt finden! Nicht hundert Schritte habe ich heute auf meinem Marsche gethan, ohne durch das Gesicht oder das Gehör daran erinnert zu werden, daß die Bewohner unserer Gegend durch den wiederkehrenden Frühling zu neuem Leben, zu neuer Thätigkeit erweckt worden wären. Immer schwebten mir die Verse aus dem schönen Frühlingsliede vor, das in unserm Gesangbuch steht:

Das Land, das erst erstorben lag,  
 Erwacht und lebt nun wieder.  
 Es strömet jeden neuen Tag  
 Sein Segen neu hernieder.  
 Der Wurm, der in dem Staube lebt,  
 Der Vogel, der in Lüften schwebt,  
 Erfreut sich seines Lebens.



Der Erde Antlitz ist verjüngt;  
 Erheitert glänzt der Himmel,  
 Gebirg und Thal und Wald erklingt  
 Von freudigem Gezummel.  
 Und voll Erbarmen schaut herab,  
 Der allen Seyn und Leben gab,  
 Auf seiner Schöpfung Werke.

Ging ich durch die Felder: so erfreuten mich  
 Die Lerchen, die hoch in der Luft schwebten,  
 Durch ihren muntern Gesang; mancherley an-  
 dere Vögel ließen sich hören, wenn der Weg  
 mich zwischen Gärten hin, oder durch ein Holz  
 führte. Blickte ich zur Erde nieder: so fiel  
 mir auch da gewöhnlich etwas Lebendiges in  
 die Augen; ein Käfer, eine Raupe, eine  
 Schnecke oder sonst ein Geschöpfchen von der  
 Art, die sich an den jungen Pflanzen oder auf  
 dem Boden fortbewegten, und sich ihrer neuen  
 Wirksamkeit zu freuen schienen.

Und wie angenehm war es mir, das Feld  
 wieder durch Menschen belebt zu finden, die  
 so emsig mit der Bearbeitung desselben, und  
 mit der Ausstreuung des Samens beschäftigt  
 waren! Wieviel erfreuliche Gedanken erwach-  
 ten bey dem Erblicken dieser Thätigkeit, und  
 bey



bey dem Aufmerken auf alles was sonst noch um mich her vorging, in meiner Seele!

Bey dem Anblick der vielen lebendigen Wesen, von so mancherley Art, die mich umgaben, die alle nach ihrer Art sich zu freuen schienen, dachte ich an die Güte des Schöpfers, der jedem seiner empfindenden Geschöpfe diejenige Kräfte, Neigungen und Fähigkeiten gab, die ihm nöthig waren, wenn es seines Daseyns froh seyn, wenn es sich glücklich fühlen sollte; der auch jedem derselben von den außer ihnen befindlichen Dingen so viel zukommen ließ, als es zur Befriedigung seiner Bedürfnisse, zur Beglückung seiner Lebensstage nöthig hatte.

Dann fiel es mir ein, daß nicht an allen Tagen, ja selbst nicht an jedem Frühlingstage die Natur in einem so vorzüglich freundlichen Lichte erscheine; ich dachte an den kalten Nordwind, den wir vor einigen Wochen hatten, an das Schneegestöber das damit verbunden war, und das die Erde, aus welcher schon Pflanzen von mancherley Art durch die vorhergegangenen warmen Tage waren hervorgelockt worden, wieder mit tiefem Schnee überdeckte. Und damit verband ich den Gedanken: daß auch  
in



in Ansehung der menschlichen Schicksale eine ähnliche Abwechslung Statt finde; daß die Tage des Menschen nicht in ununterbrochener Ruhe, unter lauter angenehmen Empfindungen dahinfließen: sondern daß auch trübe Tage unter die frohen gemischt sind; daß von Zeit zu Zeit schmerzhaftere Ereignisse, oder drückende Sorgen eintreten, und die heitere Stimmung des Menschen unterbrechen; daß aber auch diese Tage der Leiden, so wie die kalten und stürmischen Tage im Frühling, vorübergehend sind, daß ihnen immer bald wieder Tage der Freude folgen, deren Genuß nach glücklich überstandenen Leiden dann doppelt angenehm ist.

Die vielen Menschen, die ich im Felde arbeitend antraf, leiteten mich auf eine Betrachtung über die hohe Würde des Menschen. Alle Thiere die ich auf dem Wege beobachten konnte, waren nur geschäftig, ihre gegenwärtigen Bedürfnisse zu befriedigen; an die Zukunft dachte keines von ihnen. Nicht so der Mensch, den seine Vernunft weit über die Thiere des Feldes erhebt: er lockerte das Erdreich seiner Aecker mühsam auf, streute die Samentörner in dasselbe, und bedeckte sie  
wie



wieder mit Erde: nicht um sich heute von den Früchten dieser seiner Bemühung zu nähren und zu kleiden, sondern um erst nach mehreren Monaten dieselben einzusammeln, gehörig verarbeiten und dann bis zur nächsten Ernte seine Bedürfnisse damit befriedigen zu können.

Freylich fielen mir bey dieser Betrachtung auch die Thiere ein, welche dem Menschen in Ansehung der Sorge für die Zukunft zu gleichen schelnen: die Bienen, die Feldmäuse, die Hamster und andre, welche den Sommer oder Herbst über an einem Vorrath für den Winter sammeln. Als ich aber ihr Verfahren dabey, mit dem Verfahren der Menschen verglich, fand ich doch bald, daß nur bey dem letztern sich eine überlegende Vernunft thätig zeige.

Die Bienen, zum Beyspiel, bauen die Zellen, in denen sie ihr Honig verwahren, noch ganz auf dieselbe Art, wie die Bienen sie baueten, die vor tausend und mehr Jahren lebten; und daraus sieht man also, daß die zweckmäßige Einrichtung jener Zellen, nicht eine Frucht des Nachdenkens, der Ueberlegung ist: sondern daß ein den Bienen vom Schöpfer eingepflanzter Naturtrieb, dieselben ganz un-

will,



willkürlich zur Zusammensetzung ihres künstlichen Gebäudes, und zur Füllung desselben mit Futter für den Winter, gerade eben so antreibt, wie ein anderer Trieb sie und die übrigen lebenden Geschöpfe zum Genuß der Nahrungsmittel reizt.

Wie ganz anders verhält es sich hingegen mit dem Menschen! Bey ihm ist die Einstreuung des Samens in die Erde, die vorhergegangene Zubereitung des Bodens, die Einsammlung der Früchte in Scheuern und Böden, wirklich ein Werk der Ueberlegung. Er denkt bey der Aussaat an die Ernte, bey der Ernte an die Zeit, wo er das Eingesammelte genießen wird. Er findet durch Nachdenken von Jahr zu Jahr neue Mittel auf, wodurch er die Mühe bey der Aussaat sich erleichtern, oder die Ernte ohne größere Anstrengung ergiebiger machen kann; er bauet Nahrungsmittel, die seine Vorfahren oft nicht einmahl dem Namen nach kannten; und beweist dadurch, daß er auf einer weit höhern Stufe der Vollkommenheit stehe, als alle andern Bewohner der Erde.

---

Nebst allen bereits bekannten in- und ausländischen Sämereyen, ist jetzt Saamen von der großen spanischen gelben Kohlrübe in kleinen Portionen abzulassen; man will daher Oekonomen auf diese edle und köstliche Frucht aufmerksam machen.

Eh. And. Salzmann, in Erfurt.

---



Der Bote  
aus  
Thüringen.

---

Neunzehntes Stück.

---

1 8 0 7.

---

Bote. Bith.

**W.** Unser voriges Gespräch, über die Freuden des Frühlings, hat mich auf die manchereley Veränderungen, die mit der Annäherung desselben in der Natur vorgehn, noch aufmerksamer gemacht, Herr Gevatter; und, wenn es Ihm recht ist, so lasse Er uns doch heute noch ein wenig über diesen Gegenstand sprechen.

**B.** Von Herzen gern; wer sollte nicht mit Vergnügen vom Frühling reden, der doch gewiß allen Menschen immer herzlich willkommen ist.

**W.** Wenn Er mir es doch noch einmahl recht deutlich erklärte, wie es eigentlich mit der Abwechselung der Jahreszeiten zugeht. Die Sache ist doch gar zu wichtig und wohlthätig für das Menschengeschlecht, als daß man

May 1807.

E nicht



nicht wünschen sollte eine recht richtige Vorstellung von derselben zu haben.

B. Ich will versuchen, ob ich Seinen Wunsch befriedigen kann. — Soviel sieht Er wohl selbst ein: Daß die einzige wahrnehmbare Ursach aller der Veränderungen, die wir, bey'm Eintritt des Frühlings, in der Natur vorgehn sehen, die zunehmende Wärme der Luft und des Erdbodens ist.

W. Allerdings; auch weiß ich wohl, daß der Grund von dieser Zunahme darin zu suchen sey, daß die Sonne, um diese Zeit, von Tage zu Tage höher am Himmel zu stehen kömmt, und auch immer länger scheint. Wie das aber eigentlich zugehe, das möchte ich wohl gern erklären hören.

B. Nun, so merke Er einmahl auf, Herr Gevatter.

Daß die Sonne des Morgens am östlichen Horizont hervorkommt, sich den Vormittag hindurch, nach und nach immer höher am Himmel erhebt, dann aber Nachmittags eben so allmählich sich wieder dem westlichen Horizonte nähert, und zuletzt am Abend unter demselben sich wieder verbirgt, ist, wie Er schon weiß, nicht die Folge von einer wirklichen Bes  
wes



wegung der Sonne, sondern davon, daß sich unsere Erdkugel in Zeit von 24 Stunden immer Ein Mal ganz herumdreht.

**W.** Ja, das ist mir bekannt; und, nicht wahr, zwey einander gerade gegenüberstehende Punkte an der Oberfläche der Erdkugel machen diese drehende Bewegung nicht mit; und diese Punkte werden die beyden Pole der Erde genannt; einer der Nordpol und der andere der Südpol?

**B.** Ganz recht. Von dem einen dieser Pole zum andern kann man sich eine gerade Linie denken: so ist das gleichsam die Ase, um welche die ganze Erdkugel sich dreht; man hat diese gerade Linie deshalb auch wirklich die Erdaase genannt.

**W.** Indem sich nun also die Erdkugel so um ihre Ase dreht, rücken wir Bewohner derselben natürlich auch mit fort; und daher kommt es daß wir bey der Nacht von Stunde zu Stunde immer wieder andere Gestirne gerade über uns erblicken; daß Sterne, die wir in der vorhergehenden Stunde nicht sahen, in der folgenden am östlichen Himmel sichtbar werden; und daß diejenigen, welche in der vorhergehenden Stunde am westlichen Himmel standen, in



der folgenden sich unsern Augen entzogen haben: kurz, daß alle Sterne am Himmel von Morgen gegen Abend fortzurücken scheinen. Nichtwahr?

B. Ja, ja, Herr Gebatter; Er sieht die Sache recht gut ein. Nun höre Er mich einmahl weiter.

Stelle Er sich vor, es bliebe nicht allein die Sonne, sondern auch die Erde an dem Platze den sie im Weltraume einnimmt unverrückt stehn; und die Aye, um welche die Erde sich dreht, behielte auch beständig einerley Lage: so wird Er mir zugeben müssen, daß uns die Sonne unter diesen Umständen einen Tag wie den andern zu derselben Stunde erscheinen, auch zu derselben Stunde wieder aus unserm Gesichtskreise verschwinden, und daß sie alle Tage eine gleiche Höhe am Himmel erreichen würde.

B. Dagegen ist nichts einzuwenden, Herr Gebatter.

B. Nun gut: so stelle Er sich einmahl ferner vor, die Erdfugel bewegte sich, außer ihrer täglichen Umdrehung um ihre Aye, auch noch wirklich im Weltraume weiter; und zwar so, daß sie im Kreise um die Sonne herumginge:



ginge: wie denn das auch wirklich der Fall ist. Die Erdaxe stände aber auf der Ebene des Kreises, den die Erdkugel in einem Jahre durchläuft, senkrecht: das heißt, sie hätte eben die Lage gegen diese Ebene, welche der Faden eines frey herabhängenden Bleyloths gegen die Oberfläche eines stillstehenden Wassers hat: so muß Er wohl einsehn, Herr Gevatter, daß die Sonne auch dann noch uns, so lange wir an demselben Orte auf der Erde blieben, täglich auf einerley Weise erscheinen müßte.

B. (Nach einiger Ueberlegung). Ja, Herr Gevatter; auch davon bin ich jetzt wirklich überzeugt.

B. Nun, das freut mich; da werden wir mit unserer Erklärung bald aufs Reine kommen.

Hätte der Schöpfer also unserer Erdkugel eine solche Lage gegeben, daß die Axe um welche sie sich dreht, auf der Ebene des Kreises senkrecht stände, durch welchen sich die Erde um die Sonne herum bewegt: so ginge die Sonne alle Tage zu einerley Zeit auf, zu einerley Zeit unter, und stände keinen Tag im Jahre höher am Himmel als den andern: kurz, es fände keine Abwechselung der Jahreszeiten auf der Erde statt; es wäre im Januar eben



eben so warm als im Juni; wenn nicht etwa Nebenumstände eine Aenderung hervors brächten.

Bloß durch das höchst einfache, und eben deswegen so laut von der Weisheit des Höchsten zeugende Mittel hingegen, daß die Erdaxe eine schiefe Lage gegen die Ebene der Erdbahn erhielt, wurde der große und wohlthätige Zweck einer regelmäßigen Abwechslung der Jahreszeiten erreicht; und zwar auf folgende Weise.

Bei dem jährlichen Umlauf der Erdkugel um die Sonne, kommt die schief stehende Erdaxe Ein Mal so gegen die Sonne zu stehen, daß ihr Nordpol nach der Sonne hinwärts, der Südpol aber von ihr abwärts geneigt ist. Zu der Zeit, wo die Erdaxe diese Lage hat, muß aber, wie eine aufmerksame Erwägung der Umstände Ihn lehren wird, die Hälfte der Erdkugel, in welcher sich der Nordpol befindet nicht nur anhaltender von der Sonne beschienen werden als die andre Hälfte, sondern es muß auch den Bewohnern der erstern die Sonne am Mittag höher am Himmel erscheinen, als den Bewohnern der südlichen Erdkugel. — Dann haben die erstern Sommer,  
und



und die letztern Winter; jene lange Tage, diese kurze; jene warme Witterung, diese Kälte.

Ein halbes Jahr nachher aber hat sich das Blatt gewendet; nun ist der Südpol der schief stehenden Erdaxe mehr nach der Sonne hingerichtet, und der Nordpol von ihr abgewandt; und bey dieser Lage muß es nun in der südlichen Erdhalbkugel Sommer, und dagegen in der nördlichen Winter seyn.

Mitten zwischen diesen beyden Zeitpuncten tritt allemahl der Fall ein, daß weder der Nordpol noch der Südpol mehr nach der Sonne zugewandt ist, als der andere. Dann wird die ganze Erdkugel gleichförmig von der Sonne beleuchtet; jeder Ort an ihrer Oberfläche hat 12 Stunden Sonnenschein oder Tag, und die folgenden 12 Stunden Nacht; an den Orten die in den beyden Erdhalbkugeln, der nördlichen und der südlichen, gleichweit vom nächsten Pole entfernt liegen, kommt die Sonne Mittags gleich hoch am Himmel zu sehn; und zu dieser Zeit hat dann diejenige Hälfte der Erdkugel, die zuletzt Winter hatte, Frühling; die andere aber, auf der zuletzt Sommer gewesen war, hat nun Herbst.

Hat



---

Hat Er mich denn auch recht verstanden?

W. So ziemlich wenigstens. Wenn ich hernach allein bin, will ich die Sache noch einmahl ruhig für mich überdenken; da wird mir glaube ich, alles noch deutlicher werden. — Jetzt also, wo wir Frühling haben, ist in den Ländern die zur südlichen Erdhalbkugel gehören der Herbst eingetreten?

B. Allerdings; denn bey uns naht der Sommer, in diesen Ländern hingegen naht der Winter heran. Auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, zum Beispiel, oder in der Gegend von Buenos Ayres in Südamerika, das er kürzlich aus der Zeitung hat kennen gelernt, fängt der Frühling im September, der Sommer im December, der Herbst im März, und der Winter im Junius an.

---



# Der Bote

aus

## Schüringen.

---

Zwanzigstes Stück.

---

1807.

—  
Bote. Wirth.

B. Nun, Herr Gevatter, wie stehts? Hat Er denn die Sache mit der Abwechslung der Jahreszeiten recht verstanden?

W. Wenigstens ist doch meine Vorstellung davon um Vieles heller geworden; und schon das macht mir viele Freude. — Ich habe mir, als Er vor acht Tagen weg war, die Sache auf eine anschauliche Weise noch deutlicher zu machen gesucht: und das hat mir sehr gute Dienste gethan. Ich nahm eine Kugel aus meiner Regelbahn im Garten, stellte mir darunter die Erdkugel vor, und schlug ein Paar Drahtspitzen in dieselbe, die einander gerade gegenüber standen, und mir die Erdaxe bezeichnen. Der Punct in welchem ich die eine Spitze bes

May 1807.

U fes



festigt hatte, war mein Nordpol, der entgegengesetzte war der Südpol.

Nun stellte ich des Abends ein brennendes Licht auf den Tisch, dessen Flamme mir die Sonne vorstellte. Hielt ich dann meine Erdkugel in einiger Entfernung seitwärts von der Flamme, und neigte die Axe derselben so, daß der Nordpol nach der Flamme zugekehrt war: so war augenscheinlich von der nördlichen Halbkugel ein viel beträchtlicherer Theil erleuchtet, als von der südlichen. Brachte ich hingegen meine Erdaxe in die Lage, daß der Südpol mehr nach der Flamme hinstand, als der Nordpol: so wurde von der südlichen Halbkugel ein größerer Theil beschienen, als von der nördlichen. So hatte ich zuerst in der nördlichen, und hernach auch in der südlichen Halbkugel meiner kleinen Erde den Sommer vorgestellt, und allemahl in der entgegengesetzten Halbkugel, die am wenigsten von meiner Sonne beschienen wurde, den Winter.

Hielt ich aber meine Kugel so, daß weder der eine noch der andere Pol der Lichtflamme zugekehrt war: so bemerkte ich auch, daß wirklich von der nördlichen Halbkugel dann gerade eben so viel beschienen wurde als von der südlichen

lichen



lichen, so daß jetzt weder die eine, noch die andre im Vortheil stand. Da hatte ich denn die Lage der Erdkugel vor Augen, in der sie sich im März und September befindet, wo beyde Halbkugeln derselben gleichmäßige Erleuchtung und Erwärmung von der Sonne genießen, wo in der einen der Frühling und in der andern der Herbst eintritt.

B. Nun, das hat Er vortrefflich gemacht, Herr Gevatter! wenn hernach Licht angesteckt wird, werde ich Ihn bitten, daß Er mir selbst Seine Erklärung einmahl vormacht.

B. Das soll mit Vergnügen geschehn. Im Voraus muß ich Ihn doch aber um Aufklärung einiger Bedenklichkeiten bitten, die mir bey meinem Nachdenken über die Sache aufstießen.

Wenn ich nähmlich meine kleine Erdkugel gegen das Licht hielt, und sie nun um ihre durch die zwey Drahtspitzen vorgestellte Are drehete, um es mir deutlich zu machen, wie durch die tägliche Umdrehung der wirklichen Erdkugel die Abwechselung von Tag und Nacht entstände: so kam ein Ort auf derselben, den ich mir durch ein Pünctchen mit Kreide angemerkt hatte, bald oben bald unten zu stehn. Muß das nun bey'm Umdrehen der wirklichen



Erdkugel nicht auch so seyn? Und wenn es so ist; wie kommt es, daß nicht alle Menschen, Steine und andre unbefestigten Gegenstände die sich an einem solchen Orte befinden, von der Erde herab fallen, sobald der Ort unten hin zu stehn kömmt?

B. Da hat Er sich durch den Schein täuschen lassen, Herr Gebatter! Weiß Er denn nicht, warum die Körper, die von der Erde entfernt, und nicht unterstützt sind, nach derselben herabfallen?

W. Ey, weil sie schwer sind.

B. Schwer seyn heißt aber nichts anders, als: eine Neigung oder ein Bestreben haben, sich der Erde zu nähern; und wenn also ein schwerer Körper fallen soll, wohinwärts muß er allemahl sich bewegen?

W. Freylich wohl nach der Erde zu.

B. Ist es also nicht bloße Täuschung, wenn Er glauben konnte, die unbefestigten Körper kämen, bey der Umdrehung der Erde in Gefahr von derselben wegwärts zu fallen?

W. Er hat wohl recht, Herr Gebatter. Von meiner durch die Kugel aus der Kegelsbahn vorgestellten Erdkugel würden freylich die unbefestigt darauf liegenden Körper gegen  
die



Die wahre Erdkugel herab fallen müssen, wenn man sie um ihre Aye drehete; aber an die wirkliche Erdkugel ist ja, wie ich nun wohl einsehe, eben durch das Band der Schwere, jeder Körper gleichsam gefesselt: so daß er nur durch eine besondere Gewalt, wie durch die Gewalt des entzündeten Schießpulvers, oder durch die Kraft des menschlichen Arms, eine Strecke weit von der Erde fortgeschleudert werden kann, doch aber selbst dann immer bald wieder nach der Erde zurück getrieben wird.

B. Freylich. Die Menschen also, man nennt sie unsere Gegenfüßler, welche auf der andern Seite der Erdkugel wohnen, und uns folglich, wenn sie und wir aufrecht stehen, die Beine zukehren, stehn eben so sicher auf dem Erdboden als wir. Sie haben nämlich eben so wohl die Erde unter sich, als wir; werden eben so wohl durch die Schwere gegen die Erde gleichsam festgedrückt, wie wir; und sehen eben so wohl die Gestirne über sich, wie wir: nicht etwa unter sich, wie mancher aus Täuschung glauben mag.

B. Hernach noch eine Frage, Herr Gevatter. Wie geht es denn eigentlich zu, daß die Erdkugel, bey ihrem jährlichen Umlauf um die

Sonne



Sonne, immer zu den bestimmten Zeiten im Jahre diejenige Lage gegen die Sonne erhält, bey welcher die gehörige Jahreszeit eintreten muß?

B. Dazu ist weiter nichts erforderlich, als daß die Erdaxe während des ganzen Umlaufs beständig einerley Richtung behält, immer nach derselben Himmelsgegend hin gerichtet bleibt. Und daß dieß wirklich geschieht, können die Sternkundigen auch schon aus dem Umstande abnehmen, daß das ganze Jahr hindurch immer ein und derselbe Stern die scheinbare tägliche Bewegung der übrigen Sterne von Morgen gegen Abend nicht macht, sondern uns Erdenbewohnern unverrückt an derselben Stelle erscheint; woraus sie denn schließen daß die Erdaxe, während der ganzen Reise unserer Erde um die Sonne, nach diesem Sterne hin gerichtet bleiben müsse.

Run führe Er einmahl Seine Kugel so um die Lichtflamme herum, daß die Drahtspitzen, welche die Erdaxe vorstellen sollten, beständig nach einerley Gegend in der Stube hinweisen; etwa die eine nach dem obern Theile der Wand da, und die andere nach dem untern Theile der gegenüber liegenden Wand:

so



so wird Er bald gewahr werden, daß wenn zuerst die Kugel sich gerade zwischen der Flamme und der erstern Wand befindet, der untere Pol, der einmahl den Südpol vorstellen mag, nach der Flamme zugekehrt, der Nordpol aber von ihr abgewandt ist; und so hätte die Kugel jetzt die Stellung gegen die Flamme, in welcher sich die Erdfugel gegen die Sonne zu der Zeit befindet, wo bey uns der Winter eintritt. — Lasse Er dann die Kugel um den vierten Theil ihres Einmahligen Umlaufs um die Flamme weiter rücken: so wird sie sich in der Lage befinden müssen, in der die Erdfugel sich ein Vierteljahr nach dem Eintritt des Winters befindet; und Er wird finden daß nun wirklich die beyden Pole einerley Lage gegen die Flamme, die die Sonne vorstellt, haben; wie es bey dem Eintritt unsers Frühlings mit der Erdfugel der Fall ist. — Hat die Kugel abermahls ein Viertel ihres ganzen Umlaufs gemacht: so wird ihr Nordpol nach der Flamme zugekehrt, der Südpol davon abgewandt, und also ihr Stand gegen die Flamme, dem Stande der Erdfugel gegen die Sonne am Anfang unsers Sommers gleich seyn. — Und wenn die Kugel nun das dritte Viertel ih

rer



rer Reise zurückgelegt hat, wird sie gerade dieselbe Lage gegen die Flamme haben, wie am Ende des ersten Viertels; so wie die Lage der Erdkugel gegen die Sonne am Anfang unsers Herbstes, ihrer Lage am Anfang unsers Frühlings gleicht. — Ist endlich auch das letzte Viertel des Umlaufs zurückgelegt, so befindet sich die Kugel wieder in ihrer anfänglichen Lage.

W. Ja, ja: Das ist mir nun auch recht deutlich geworden.

B. Weiß Er denn auch wohl, Herr Gervatter, daß es Länder auf unserer Erde gibt, in denen die Jahreszeiten gar nicht so, wie bey uns abwechseln?

W. Ey, das wäre doch sonderbar; in welcher Gegend der Erde liegen sie denn?

B. Alle Länder die von den beyden Polen der Erde ungefähr gleich weit entfernt sind, also unter der Linie oder, wie die Gelehrten es nennen, unter dem Aequator liegen, haben so gut als keine Abwechselung der Jahreszeiten. Denn in diesen Ländern steht die Sonne, Jahr aus Jahr ein, um Mittag, zwar nicht immer gleich hoch; aber doch so hoch am Himmel, daß daselbst nie solche Kälte eintreten kann, wie bey uns im Winter.



# Der Bote

a u s

## S h ü r i n g e n .

---

Ein und zwanzigstes Stück.

---

I 8 0 7 .

—  
Bote. Wirth.

**W.** Willkommen im Grünen, Herr Gevatter! will Er mich heute einmahl in meinem Garten besuchen?

**B.** Da ich Jhn nicht zu Hause fand, mußte ich Jhn ja wohl hier im Garten auffuchen, wenn ich nicht weiter marschiren wollte ohne Jhn gesprochen zu haben. Eigentlich habe ich aber schon lange gewünscht Seinen Garten einmahl wiederzusehn; ich glaube es ist Jahr und Tag daß ich nicht hineingekommen bin. — Hat Er nicht wieder neue Anlagen und Verbesserungen darin angebracht! man sieht ja seine Freude daran.

**W.** Verbessern muß man ohne Unterlaß an jeder Sache, wenn sie nicht bald von ihrem vorigen Werthe verlieren soll. Denkt man

May 1807.

Æ bloß



bloß darauf, sie in dem Zustand zu erhalten, in welchem sie sich jetzt befindet: so verliert man gar leicht die Lust und den Eifer für dieselbe: man fängt an, sich immer seltener damit zu beschäftigen, und läßt sie gewöhnlich bald gar liegen.

B. Die ganze Reihe von Bäumchen da ist ja, wie es scheint, in diesem Frühjahr neu angepflanzt worden.

W. Noch im vorigen Herbst, Herr Gebatter; es bleibt auch nicht Eins davon aus: eben habe ich sie mit Vergnügen durchgemustert.

B. Sie sind wohl gar von Ihm selbst aufgezogen und veredelt worden? wenigstens ist mir's so, als hätte Er mir einmahl gesagt, daß Er sich eine Baumschule angelegt habe.

W. Das wollte ich meinen; und eben weil ich sie selbst aufgezogen habe, macht mir nun der Anblick und die Verpflegung derselben so viel Vergnügen. Komme Er doch ein Bißchen mit hinter in meine Baumschule.

B. — — Ey, sieh da! das ist doch wirklich ein freudiger Anblick: wie die Wachsterezen stehn ja Seine Bäumchen hier auf den Beeten; da die Aepfelstämmchen, dort die Birnen, und hier die Kirschen und die Pflaumen.

Da



Da bekömmet man wahrhaftig selbst Lust sich eine Baumschule anzulegen.

W. Nun, da sollte Er gleich dieß Jahr Anstalt dazu machen; es würde Ihn sicher nicht gereuen.

B. Ach, Er scherzt nur, Herr Gebatter; weiß Er denn das Sprichwort nicht: was Hänchen nicht lernte, lernt Hans nimmers mehr?

W. Darin liegt nun freylich viel Wahres; allemahl wird es besser seyn, wenn man in der Jugend alles das zu erlernen, und alle die Geschicklichkeiten sich zu erwerben sucht, wo zu die Gelegenheit sich einem darbietet: weil man als Irdings in der Jugend sich von Andern leichter etwas aneignet, als in spätern Jahren. Wer indeß, wie Er, in der Jugend nicht den Müßiggang geliebt, sondern seinen Kopf und seine Hände immer gern mit etwas Nützlichem beschäftigt hat: der wird gewiß auch im Alter noch fähig seyn, sich diese oder jene neue Fertigkeit zu erwerben, oder auch manche neue Kenntniß in sein Gedächniß nachzutragen.

Hat Er also sonst kein Bedenken, so sammle Er diesen Herbst in Gottes Rahmen die Kerne von dem Obst das er genießt, und säe



Er sie aus, um den Anfang zu einer Baumschule zu machen.

B. Ich denke nur immer, das Alter hat mich schon zu mürrisch zu einer solchen Beschäftigung gemacht, wie das Warten und Beredeln der Obstbäumchen ist.

W. Mache Er nur den Versuch, Herr Gesvatter; in ein Paar Jahren, wenn Gott das Leben schenkt, wollen wir dann wieder mit einander sprechen: und ich weiß gewiß, Er wird dann bekennen müssen, daß seine Baumschule vielmehr zu seiner Aufheiterung recht viel beigetragen, daß sie ihn wieder um zehn Jahre jünger gemacht habe.

B. Nun, wann müßte ich denn da mein Werk anfangen? ist es für dieses Jahr nicht schon zu spät dazu?

W. Mache Er sich immer unter der Hand ein Beetchen in Seinem Garten zurecht, das eine sonnige und lustige Lage hat, und im vorigen Jahre gedüngt worden ist: denn die Kirschkerne, und dann späterhin die Pflaumenkerne legt man am besten gleich nach dem Genuße dieser Obstarten, wenn sie noch frisch und saftig sind. Gleichwohl gehn sie nicht eher auf, als im folgenden Frühjahr.

B.



B. Und die Aepfel, und Birnenkerne?

W. Die braucht Er nicht gleich frisch zu säen, sondern Er sammelt sie nach und nach, so wie Er seine Aepfel und Birnen verbraucht: Doch mit der Vorsicht daß Er sie nicht feucht in das Behältniß zusammenwirft, worin Er sie sammeln will, sondern sie erst einige Tage einzeln an der Luft liegen und abtrocknen läßt. Dann bringt Er sie im spätesten Herbst ins Land, wär's auch erst im December, wenn Er da noch in die Erde kommen kann.

B. Ist denn bey'm Aussäen vielleicht etwas Besonderes zu beobachten?

W. Was für eine Lage das Beet haben müsse, habe ich Ihm schon gesagt, Herr Gesvatter; lockere Gartenerde ist freylich auch eine nothwendige Bedingung, wenn die Kerne ungehindert aus der Erde hervortreiben und die Stämmchen freudig wachsen sollen; ein gar zu fetter Boden wäre aber eher nachtheilig als vorthellhaft.

Noch etwas fällt mir ein. Wenn Er Mäuse in Seinem Garten hat: so könnten Ihm die seine ausgesäeten Kerne bey der Erde wegsfressen. Dagegen kann Er sich aber, wenn Er die Mühe nicht scheuet, dadurch sichern,  
daß



Daß Er das Beet im Herbst ein Grabfeld tief aussticht, die Erde an die Seite wirft, nun den Boden und die Seiten des Beets mit fleisnem Wachholderreis belegt, und dann die Erde wieder hinein bringt. Die stachelartigen Nadeln dieser Reiser halten die gierigen Gäste am sichersten von Seiner Aussaat ab.

B. Das ist ja ein recht artiges Mittel.

W. Besorgt Er überdieß von obenher Angriffe: so legt Er, nach gescheneher Aussaat auch auf das Beet Wachholderreis oder Dornen.

Zu dicht darf Er die Kerne nicht säen, auch die Riefen worein Er sie legt nicht zu tief machen; zwey Finger breit ist die rechte Tiefe.

B. Auf diesem Beete können doch aber die Stämmchen nicht gleich stehn bleiben und veredelt werden?

W. Bewahre: da ständen sie ja viel zu dicht. Nur zwey Sommer hindurch bleiben sie noch darauf, und müssen diese Zeit über ja immer von Unkraut recht rein gehalten werden. Besorgt man im Winter Besuche von den Hasen: so legt man im Herbst Dornen auf die jungen Bäumchen.

B.



B. Im zweenen Herbst werden sie also wohl ausgehoben und versetzt?

W. Richtig; oder auch wohl wenn dieser Herbst gar zu feucht wäre, erst im nächsten Frühjahr. Versetzt man sie im Herbst, so darf es nicht eher geschehn, als bis sie das Laub verloren haben; im Frühjahr aber müssen sie vor dem Eintritt des Safts, also vor dem Ausbrechen der Blätterknospen verpflanzt werden.

B. Bey dem Verpflanzen der Bäumchen ist gewis auch mancher Vortheil zu beobachten, den ich nicht kenne, Herr Gevatter.

W. Freylich hat man auf mancherley zu sehn, wenn man gesunde, gute Stämmchen ziehn will. Was ich zum Beispiel vorhin von der Lage und Beschaffenheit des Beets sagte, auf welches man die Obstkerne legt, das gilt auch von der Lage der Beete, auf die man die jungen Bäumchen verpflanzt. Wählt man einen zu fetten Boden dazu; so wachsen die Stämmchen allerdings schneller empor; versetzt man sie aber hernach in den Garten, wo sie einen magern Boden finden: so bleiben sie im Wachsthum desto mehr zurück, und werden leicht ungesund; welches bey Bäumchen,  
Die



---

Die in einem weniger fetten Boden aufwuchsen, nicht so leicht der Fall ist.

Hebt man die Bäumchen zum Versetzen aus: so darf dabey ja nicht etwa Gewalt angewendet werden, weil sonst die feinen Würzelchen derselben zerreißen würden. Am besten kommt man weg, wenn man dicht an dem Beete hin, auf dem sie stehn, einen Graben gräbt, der so tief ist, als die Wurzeln der Bäumchen in die Erde gehn. Dann zieht man die jungen Bäumchen nach dem Graben herüber, und bekommt sie, auf diese Weise, gewöhnlich ohne die mindeste Verletzung aus der Erde heraus.

Was sonst noch bey'm Versetzen und der weitem Erziehung der Obstbäumchen zu beobachten ist, will ich Ihm das nächste Mal sagen.

---



# Der Bote

aus

## Thüringen.

---

Zwey und zwanzigstes Stück.

---

1807.

—  
Bote. Birtb.

**W.** Nun, Herr Gevatter, wie stehts mit Seiner Baumschule?

**B.** Ich habe mir es nun ernstlich vorgesonnen, gleich dieses Jahr Anstalt dazu zu machen; und Er soll sehen, daß ich meinem Vorsatz treu bleibe. Das Beet in meinem Garten ist schon ausgesucht, auf welches die ersten Kerne gelegt werden sollen.

**W.** Nun, das ist recht. Soll ich Ihm denn bald weiter erzählen, wie ich meine jungen Bäumchen behandle?

**B.** Ach ja, das thue Er doch. Er hatte mir zuletzt den Vorthell beschrieben, dessen man sich bey'm Ausheben der jungen Bäumchen aus dem Beete, auf welches man die

Juni 1807.

Y

Kers



Kerne gelegt hat, bedient; um die Wurzeln  
Daben nicht nicht zu verletzen.

W. Ich besinne mich. Ueber das Ver-  
pflanzen derselben muß ich Ihm nun noch  
Einiges sagen. Eistlich sondert man, gleich  
bey'm Ausheben, diejenigen Bäumchen ab,  
Die im Wachstume merklich hinter den übs-  
rigen zurückgeblieben sind. Von diesen ist es  
nähmlich wahrscheinlich, daß sie aus minder  
vollkommenen Kernen entsprossen sind, und  
also auch in der Folge schwächer bleiben  
werden, als die andern. Will man sie nicht  
geradezu wegwerfen, so versetzt man sie wes-  
nigstens auf ein besonderes Beet; und bringt  
nach einem oder Zwey Jahren nur diejenigen  
davon in die Baumschule, die seitdem ein bes-  
seres Wachsthum gezeigt haben. Die übris-  
gen kann man bey der Anlage einer lebendis-  
gen Hecke recht gut gebrauchen, um sie mit  
hinein zu pflanzen.

Zweytenß ist es rathsam nicht mehr Bäume-  
chen auf Ein Mahl aus dem Beete zu heben  
als man gleich nachher verpflanzen kann. Wes-  
nigstens dürste man die übrig bleibenden ja  
nicht an der freyen Luft liegen lassen, weil  
sonst die feinen Wurzeln derselben vertrock-  
nen,



nen, und die Bäumchen dann nicht so gut anwurzeln würden.

Drittens hat man von den Wurzeln der zu verpflanzenden Stämmchen gewöhnlich nichts abzuschneiden, als bey dem Kernobst die lange Pfahlwurzel; von der man nur so viel übrig läßt, als zum Ansetzen der Nebenwurzeln erforderlich ist. Hat das Stämmchen aber zwey oder mehrere solche Pfahlwurzeln: so schneidet man oft gar nichts weg, sondern legt dieselben bey'm Einsetzen in die Erde nur so aus einander, daß sie nicht wieder niedwärts, sondern seitwärts fortwachsen. Einzelne, allzulange Nebenwurzeln pflegt man zu verkürzen, und sie mit den übrigen gleichlang zu machen. Auch werden diejenigen Wurzeln, die irgend eine Verletzung an sich haben, über derselben weggeschnitten. Rathsam ist es, ein scharfes Messer zum Abstutzen der Wurzeln zu gebrauchen, um recht glatte Schnitte zu erhalten.

Viertens muß ich Ihm noch sagen, was man am Stämmchen selbst, bey'm Versetzen, wegzuschneiden hat. Nur wenn man es im Frühjahre verpflanzt, darf und muß vor dem Einsetzen in die Erde etwas äußerlich das



ran weggeschnitten werden. Ist die Wurzel des Bäumchens schwach, so muß mehr weggenommen werden, als wenn sie stärker wäre. Gewöhnlich schneidet man am Stamme alle Zweige, bis auf einige, mit einem scharfen Messer glatt weg, und verkürzt die übrigen, nebst der obersten Spitze. An krummgewachsenen Stämmchen sucht man ein Auge auf, das gerade aufwärts gerichtet ist, und schneidet den Stamm über diesem Auge schief durch. — Bäumchen, die man im Herbst verpflanzt, darf man erst im nächsten Frühjahr, wenn keine starken Fröste mehr zu besorgen sind, beschneiden; wobei man sich vorzusehn hat, daß man nicht, durch die bey'm Schneiden anzuwendende Gewalt, das Bäumchen in der Wurzel wieder losmache.

Fünftens theilt man, um bequem zu jedem Bäumchen kommen zu können, die Baumschule am besten ordentlich in Beete ab, pflanzt die Bäumchen nach der Schnur darauf, und sorgt dafür, daß jedes etwa eine Elle weit vom nächsten zu stehn komme. Die Löcher macht man lieber etwas zu weit und zu tief, als zu klein: denn es ist gut, wenn die Wurzel überall mit lockerer Erde umgeben ist.

Man



Man breitet die Wurzel bey'm Einsetzen gehörig aus einander, streuet, am besten mit den Händen, recht lockere Erde darüber, und wenn sie damit gehörig bedeckt ist, rüttelt man das Bäumchen sanft auf und nieder, um die Erde dadurch zwischen die feinen Würzelchen zu bringen. Sind die obern Wurzeln durch das Rütteln wieder von Erde entblößt worden: so wirft man nochmals lockere Erde darauf, und wiederholt das Rütteln. Zuletzt kann man gröbere Erde über die lockere werfen, und den Baum vorsichtig mit dem Fuße fest treten; wobey man den Fuß in einiger Entfernung vom Stamme ansetzt, und dann den Tritt gegen den Stamm hin richtet.

Fangen nun die Bäumchen in der Baumschule an zu treiben, so nehme Er ihnen im ersten Sommer keinen von den neuentstehenden Zweigen weg, Herr Gebatter; nur dann wenn sie aus der Wurzel ausschlagen, würde das Wegschneiden dieser Ausschläge rathsam seyn. Indem nähmlich das Stämmchen mehrere Seitenästchen treibt, bekommt es auch selbst mehr Stärke und Festigkeit. Sollte dieß daher bey diesem oder jenen nicht der Fall seyn: so müßte man ihm dadurch zu Hülfe kommen,  
 Daß



daß man die Spitze desselben von Zeit zu Zeit abknelpete, und es dadurch am zu schnellen in die Höhe schleßen verhinderte.

Wenn Er den Erdboden um seine Bäumchen behackt, um ihn aufzulockern und von Unkraut zu reinigen: so muß er dabey ja vorsichtig zu Werke gehen, und sich hüten, daß er den Bäumen nicht mit dem Häckchen zu nahe kommt: weil er sie sonst leicht an der Wurzel beschädigen könnte. Uebrigens wird es nöthig seyn, daß Er dieses Behacken jährlich drey bis viermahl vornimmt.

B. Nun, wenn geht es denn eigentlich an das Beredeln der Bäumchen?

W. Gleich will ich Ihm darüber Auskunft geben. Im nächsten Frühjahr mustert man seine Bäumchen durch, und schreitet bey densjenigen, welche die gehörige Stärke erreicht haben, zur Beredelung. Bey den übrigen schneidet man alle im vorigen Sommer hervorgewachsenen Zweige dicht am Stämmchen weg, damit nicht so viele Kraft in dieselben gehe, und dem Stamme entzogen werde; die neuen Aus schläge aber läßt man, wie im vorigen Jahre fortwachsen.

Was nun das Beredeln selbst, und die  
vers



verschiedenen Arten desselben betrifft: so würde ich Ihm das Verfahren dabey doch durch eine bloße Beschreibung nicht völlig deutlich machen können. Es wird also am besten seyn, wenn Er entweder mir künftiges Frühjahr bisweilen zusieht, wenn ich pflanze und copulire, oder sonst Jemanden der sich damit abgibt; und wenn Er dann selbst Alles so nachzuahmen sucht, wie Er es sah. Indes merke Er sich doch vorläufig Einige Regeln, die man dabey zu beobachten hat.

Die Pfropfreiser bricht oder schneidet man, am besten noch ehe der Saft in die Bäume gestreten ist, also in den allerersten gelinden Tagen des Frühjahrs, von gefunden veredelten Bäumen, und zwar am besten aus dem Gipfel derselben. Man wählt dazu diejenigen jungen Zweige, die der Baum im vorhergehenden Sommer getrieben hat. Daß der Baum, von dem man sie nimmt, schon getragen habe, ist nicht eben nöthig; man kann sie auch von ganz jungen veredelten Stämmen abschneiden.

Bis zum Gebrauch verwahrt man die Pfropfreiser an einem schattigen Orte im Garten, wo man sie zur Hälfte etwa mit Erde bedeckt, damit sie nicht durch die Luft ausgetrocknet



trocknet werden. Die Reiser von Steinobst schlagen auch recht gut ein, wenn man sie erst unmittelbar vor dem Pfropfen vom Baume abschneidet; nur darf man nicht warten bis die Knospen schon im Aufbrechen begriffen sind, weil dann die Reiser das Versetzen auf das wilde Stämmchen nicht mehr wohl vertragen können, sondern gewöhnlich absterben.

In der Regel pflöpft man nur immer jede Obstsorte auf ein Stämmchen von derselben Art; also Apfelveiser immer auf Apfelstämmchen, Süßkirschveiser immer auf Süßkirschstämmchen u. s. w. Nur bey den Sauerkirschen findet in so fern eine Ausnahme statt, daß sie, wie ein erfahrner Gärtner mich versichert hat, am besten gedeihen, wenn man sie auf Süßkirschstämmchen pflöpft. Ich habe den Versuch auch selbst gemacht, und er ist ganz nach Wunsch ausgefallen. Umkehren läßt er sich aber nicht wohl; Süßkirschveiser auf Sauerkirschstämmchen gebracht, sollen nicht gut gedeihen. Versucht man es Apfelveiser auf Birnstämmchen zu pflöpfen, oder Birnveiser auf Apfelstämmchen: so schlagen sie wohl gewöhnlich an, sterben aber fast immer noch in demselben Jahre, oder doch in dem folgenden wieder ab.



Der Bote  
aus  
Thüringen.

---

Drey und zwanzigstes Stück.

---

1 8 0 7.

---

Bote. BIRTH.

**B.** Als wir lezthin von dem Beredeln der jungen Obstbäume sprachen, Herr Gevatter, erwähnte Er ja immer nur des Pfropfens und Copulirens; gibts aber nicht noch eine dritte Art des Beredelns, die man das Oculliren nennt?

**B.** Allerdings; dieses kann aber nicht im Frühlinge, sondern muß erst in der letzten Hälfte des Sommers, im August oder September vorgenommen werden. Es wird nähmlich dazu erfordert, daß sich ein Auge des guten Baums, mit der Schale die es zunächst umgibt, leicht vom Zweige ablösen lasse; ferner, daß auch die Schale des wilden Stammens, in welche man ein Paar Einschnitte macht, sich bequem vom Holze trennen lasse,

Juni 1807.

3

Das



Damit das vorher abgeldste Auge hernach das zwischen geschoben werden, und an den jungen Stamm festwachsen könne.

B. So, so. Dann wollte ich Ihn um noch etwas befragen. Ich habe in meinem Garten ein Paar Feldbirn, Bäume, die schon eine ziemliche Stärke erreicht haben; wäre es nicht möglich diese noch zu veredeln?

W. Warum das nicht? Da kann er gleich im nächsten Frühjahr sein Meisterstück daran machen, Herr Gevatter. Hat Er selbst keine vorzüglichen Sorten von Birnen in Seinem Garten, so stehn Ihm Pfropfreiser aus dem meinigen zu Dienste.

B. Nun, wie fängt man es denn an, um so einen erwachsenen Baum noch zu veredeln? Da muß man doch wohl die einzelnen Aeste desselben pfropfen; nichtwahr?

W. Freylich; nur nicht alle auf Ein Mahl. Einige Aeste, und zwar desto mehrere, je größer der Baum ist, läßt man vor der Hand ungepfropft; und pfropft sie entweder erst im folgenden Frühjahr auch noch, oder nimmt sie dann ganz weg, wenn der Baum schon genug veredelte Aeste haben sollte. Am rathsamsten ist es, zuerst die weiter unten am Stamme stehens



Henden Aeste, und zuletzt die höhern zu pflropfen: Damit anfangs die stehen bleibenden den gepflropften Aesten nicht den Saft wegnehmen.

Wenn die Aeste eines solchen Baumes von beträchtlicher Dicke sind: so spaltet man sie nicht, wie sonst gewöhnlich bey'm Pflropfen nur Ein Mal: sondern übers Kreuz zweymahl, und setzt vier Pflropfreiser darauf. Sollten von diesen mehrere anschlagen: so läßt man im nächsten Frühjahre nur dasjenige stehen, welches am besten getrieben hat, und schneidet die andern weg; oder verstußt sie wenigstens, im Falle daß der Spalt noch nicht ganz wieder zugeheilt wäre. Auch wählt man für solche starken Aeste recht starke Pflropfreiser; ja man läßt wohl gar etwas zweyjähriges Holz an denselben, weil dieses fester ist.

Sollten die Aeste des Baumes schon gar zu dick, und deshalb zum Pflropfen untauglich seyn: so schneidet oder hauet man sie, bis auf ein Paar, ganz ab, und nöthigt dadurch den Baum neue Aeste zu treiben, die man hernach im zweyten Jahre pflropfen kann.

B. Wenn man einen Baum beträchtlich verletzt, wie es bey'm Pflropfen, Copuliren, und dem Abnehmen stärkerer Aeste geschieht,



so ist es doch nöthig die Wunde mit etwas zu verstreichen; was nimmt man denn dazu wohl am besten?

W. Ist die Wunde nicht gar zu groß, so nimmt man das sogenannte Baumwachs dazu, das man sich selbst aus zwey Theilen Harz oder Pech, 2 Theilen Wachs und einem Theil Talg bey gelindem Feuer zusammenschmelzen kann. Bey größern Wunden wendet man aber einen Rütt an, der aus gelben Leimen, frischen Kuhfladen, trocknen Kuhhaaren und dickem Terpentin zusammengesetzt wird.

Man nimmt nämlich ungefähr gleichviel Kuhmist und Leimen, welchen letztern man vorher auf dem Ofen getrocknet und zu Pulver gerieben hat, knetet beydes nebst den Haaren, ohne Wasser, zu einem dicken Teig zusammen, und arbeitet dann auch den Terpentin, den man zuvor über dem Feuer flüssig gemacht hat, darunter. Da dieser Rütt aber an der Luft bald verhärtet: so muß man ihn entweder im Wasser, oder einen halben Schuh tief unter der Erde aufbewahren.

B. Nun sage Er mir doch auch noch, was man weiter in Ansehung der veredelten jungen  
gen



gen Stämmchen zu beobachten hat, um sie zu wohlgestalteten Bäumen aufzuziehen.

W. Recht gern. Den Verband läßt man an der bey'm Veredeln des Baumes verwundeten Stelle gewöhnlich bis in den Herbst sitzen, und sorgt auch noch späterhin dafür, daß die Wunde, so lange bis sie ganz verheilt ist, beständig mit Baumwachs oder Rütt gegen das Eindringen der Luft und der Nässe verwahrt bleibe.

Im ersten Sommer läßt man dem Pfropfreise oder Copulirreise Freyheit so viel Zweige zu treiben, als es will; allein im nächsten Frühjahre schneidet man alle Nebenzweige desselben glatt weg, und läßt nur wieder den Sommer hindurch die aufs neue zum Vorschein kommenden Zweige stehn. So fährt man in den folgenden Frühjahren und Sommern fort, bis das Stämmchen eine Höhe von sechs bis sieben Fuß erreicht hat. Dann schneidet man im nächsten Frühjahre nicht allein wieder alle Nebenzweige, sondern auch die Spitze des Hauptstämmchens selbst so weg, daß das Stämmchen, wenn es ein Kirschbaum ist, etwas über sieben Fuß, sonst aber nur etwas über sechs Fuß hoch bleibe.

Den



Den nächsten Sommer hindurch kneipt man dann auch alle am Stamme neu hervorkommenden Augen bey Zeit weg; die zunächst am Gipfel stehenden ausgenommen, welche die Krone des Baums bilden sollen. Daß man die erstern gleich wegnehme, so wie sie sich zeigen, und sie nicht erst aufbrechen lasse, ist deswegen nöthig, weil durch das spätere Wegschneiden derselben der durch sie in den Stamm gelockte Saft in seinem Umlaufe gehindert werden, und dann nachtheilige Stockungen veranlassen würde.

Hätte das Stämmchen zwar die gehörige Höhe von sechs bis sieben Fuß erreicht, wäre aber noch zu schwach um die Krone tragen zu können; so verstärkt man es dadurch, daß man den Sommer hindurch wieder alle Ausschläge an demselben duldet, und sie nur erst im folgenden Frühjahre wegschneidet.

Wollte hingegen ein Stämmchen, das schon die gehörige Stärke erlangt hätte, nicht seine gehörige Höhe erreichen: so hält man es den Sommer hindurch von Ausschlägen rein, und läßt seine Spitze unverfehrt, um es dadurch zum aufwärts wachsen zu nöthigen.

So



So lange das Bäumchen in der Baumschule stehen bleibt, ist es rathsam, in jedem Frühjahr alle Aeste seiner Krone bis auf zwey Augenwegzuschneiden; theils um dadurch dem Stamm noch mehr Stärke zu verschaffen, theils um zu verhindern daß sie noch kein Trageholz bekommen.

Wegen des Anbindens der Bäumchen muß ich noch etwas bemerken. Herr Gevatter. Nöthig ist es besonders dann, wenn die Baumschule von heftigen Winden getroffen werden kann, die leicht die jungen Bäume, besonders im ersten Jahre, wo die Pfropf, oder Copulir, Stelle noch nicht gehörig verwachsen ist, zerbrechen könnten. Sind die Bäumchen nach der Schnur gepflanzt worden: so schlägt man an beyden Enden einer Reihe, Pfähle ein, befestigt daran eine Latte, und bindet an diese die Bäumchen fest, doch so daß sie durch zwischengelegtes Moos am Reiben verhindert werden.

B. Bey dem Verpflanzen der Bäume aus der Baumschule an den Ort, auf dem sie dann stehen bleiben sollen, ist ja wohl auch allerhand zu beobachten?

W. Erstlich gelten dabey wieder die mehresten



sten von den Regeln, die ich Ihm vor acht Tagen bekannt machte, als wir vom Bersehen der jungen Kernreiser in die Baumschule sprachen. Dann hat man hier noch Folgendes zu beobachten. Um den Baum auszuheben räumt man erst die obere Erde von den Wurzeln vorsichtig weg; sticht dann rings um den Baum herum, so weit als möglich vom Stamme ab, gerade in die Erde, um die weiter seitwärts fortlaufenden Wurzeln abzustechen; macht ferner an der Aussenseite dieses Einstichs einen kleinen Graben, durch welchen man mit dem Grabscheite ziemlich tief unter dem Baum wegstechen, und so den Baum ausheben kann; und hütet sich bey diesem Ausheben vor dem gewaltsamen Zerreißen einer etwa noch festhängenden Wurzel.

Ist der Ort nah, an welchem der Baum eingesezt werden soll, so sucht man die Erde um die Wurzel herum zu erhalten; der Baum schlägt dann sicherer an, und man hat nicht nöthig die Krone so stark zu beschneiden, als es sonst geschehen muß. Nur die beschädigten Theile der Wurzel schneidet man glatt weg, und sieht darauf daß der Schnitt an die untere Seite der Wurzel kömmt.



Der Bote  
aus  
Thüringen.

---

Vier und zwanzigstes Stück.

---

1807.

---

Bote. Wirth.

B. Hatte Er mir denn nur schon alle bey'm  
Versezen der Bäume zu beobachtenden Regeln  
angegeben, Herr Gevatter, als wir lezthin  
in unserm Gespräch über die Baumzucht unter-  
brochen wurden?

W. Es war doch noch allerhand, was ich  
Ihm darüber mittheilen wollte; und das kann  
ja nun heute geschehn, wenn Er Lust hat mir  
zuzuhören.

B. Wie sollte ich denn nicht? Er weiß ja,  
wie gern ich mich über alles Nützliche belehren  
lasse.

W. Was man von der Krone des Baums,  
den man versezen will, wegzuschneiden hat,  
werde ich Ihm noch nicht bestimmt angee-  
ben. Geschleht das Versezen im Herbst,

Juni 1807.

A a so



so schneidet man vor der Hand nur die Spitzen der Zweige weg. Kommt aber das Frühjahr, so werden nun nicht nur alle kleinen Aeste glatt weggeschnitten, sondern man läßt auch von den Hauptästen nur diejenigen stehen, welche der Krone des Baums eine gute Form geben; und selbst diese verkürzt man noch mehr oder weniger, nachdem die Wurzel des Baums eine geringere oder größere Stärke hat.

Auch über die rechte Entfernung in welcher die Bäume, einer vom andern, gepflanzt werden müssen, will ich Ihm doch ein Paar Worte sagen. Aepfel-, Birn-, und Süßkirchbäume pflegen einen größern Umfang zu bekommen als die Sauerkirsch- und Pflaumenbäume; man setzt sie daher etwa fünfzehn Ellen weit auseinander. Die Sauerkirschen aber braucht man nur zehn und die Pflaumenbäume nur sieben Ellen weit auseinander zu bringen.

Wenn man das Loch macht, in welches der Baum gesetzt werden soll: so thut man wohl, die obere Erde, in der die mehreste Fruchtbarkeit steckt, besonders zu legen, und sie dann dem Baume zunächst um seine Wurzeln zu geben. Bey dem Einsetzen des Baums ist auch darauf zu sehn, daß er nicht tiefer in die Erde

de



de komme, als er vorher stand. Eine Viertels Elle hoch muß indeß die Erde doch wenigstens über den obersten Wurzeln liegen. Ferner stellt man das Stämmchen gern so, daß dieselbe Seite, welche vorher gegen Mittag hin gerichtet war, auch wieder dahinwärts zu stehen komme. Den Pfahl, an welchen man den Baum festbinden will, schlägt man ein, ehe man die Wurzel wieder mit Erde bedeckt: das mit man diese bey dem Einschlagen nicht etwa verlege.

Bäume, die schon eine ansehnliche Stärke erlangt haben, sind immer schwieriger zu versetzen, als junge Bäume. Am sichersten geht man bey denselben, wenn man sich des folgenden Verfahrens bedient. Man stellt den Baum in der Lage die er behalten soll, in das für ihn bestimmte Loch, wirft feine Erde auf die Wurzeln, und gießt nun Wasser darüber, durch welches die Erde dicht an die feinen Wurzeln angeschlemmt wird. Dann wird abermahls feine Erde zugeworfen, auch wieder Wasser zugegossen, und so fortgefahen, bis die Wurzel ganz mit Erde umgeben ist.

B. Das glaube ich, Herr Gevatter, daß die Bäume bey einer so sorgfältigen Umgebung



ihrer Wurzel mit feiner Erde leicht anwachsen müssen.

W. Ganz gewiß. Letztlich sprach ich einen jungen Gärtner, der in Leipzig in Arbeit gestanden hatte; der versicherte mich, daß er dort dem Herrn, in dessen Garten er arbeitete, selbst junge Bäume immer auf eine ähnliche Art habe pflanzen müssen. Er beschrieb mir das Verfahren so.

Erst wäre ein Loch gemacht worden, das 2 Ellen im Durchschnitt gehabt hätte, und eine Elle tief gewesen wäre. Darein hätten sie eine Schiefkarre voll guten Mist mit Erde vermischt geschüttet, Wasser hinzugegossen, und die Masse nun mit einer Mistgabel durcheln und gearbeitet, bis sie dem Leimen geglichen hätte, den die Maurer gebrauchen. Dann wäre der Baum hineingesetzt, feine Erde um die Wurzel geschüttet, und nochmahls Wasser zugegossen worden, bis die Erde ganz weich geworden sey, und sich an die Wurzeln angesetzt hätte. Das Festtreten wäre dabey ganz weggefallen.

Derselbe Gärtner erzählte mir auch, daß man in jenem Garten den verpflanzten Bäumen gar keinen Pfahl zur Stütze gegeben: sondern  
die



die Krone beim Verfezen, welches allemahl im Frühjahr geschah, so kurz weggeschnitten habe, daß der Wind im ersten Jahre, wo der Baum noch nicht gehörig eingewurzelt war, nur eine unbedeutende Gewalt gegen ihn ausüben konnte. — Im Sommer wären die neu verpflanzten Bäume 3 bis 4 mahl recht scharf gegossen worden.

Er konnte mir nicht genug rühmen, wie gut die so behandelten Bäume eingeschlagen wären, und wie reichlich sie getragen hätten.

B. Nun sage Er mir nur n. S., ob auch nach dem Verpflanzen des Baumes auf die Stelle, auf der er stehn bleiben soll, noch etwas für denselben gethan werden muß?

W. Allerdings muß man immer noch ein Auge auf ihn haben. Bilden sich zum Beispiel Wurzelschößlinge, oder wachsen am Stamme Zweige unterhalb der Krone hervor: so muß man sie je eher je lieber wegnehmen. Eben so schneidet man auch, wenn in der Krone zwey Zweige so stehn, daß sie einander reiben, den schlechteren weg; und wenn die Krone zu dicht werden sollte, so nimmt man den Hauptästen die Zweige, die zunächst am Stamme hervorgewachsen sind.

Die



Die sogenannten Wasserreiser müssen wegs  
geschnitten werden. Nur bey ganz alten Bäu-  
men, die anfangen abzusterben, läßt man sie  
stehn, und nimmt die alten, schadhafte Nester  
nach und nach weg. Die Wasserreiser werden  
dann bald zu starken Nesten, fangen an zu tras-  
gen, und der Baum ist auf diese Weise gleich-  
sam verjüngt worden.

B. Nun, ich danke Ihm recht sehr für seine  
nützliche Belehrung; Er soll mich nicht umsonst  
mit den Regeln der Obstbaumzucht bekannt ges-  
macht haben.

W. Da Ihm die Sache doch Vergnügen  
macht, Herr Gevatter: so rathe ich Ihm, sich  
eine kleine Schrift anzuschaffen, die ein Pres-  
diger in Westphalen über die Obstbaumzucht  
herausgegeben hat. Ich selbst verdanke dersel-  
ben recht viel; da ich sie mehrmahls durchgeles-  
sen, und das, was darin gesagt wird, bey  
meinen Bäumchen anzuwenden versucht habe.  
Der Titel derselben ist:

Versuch eines kurzen und faßlichen Unters-  
richts in der Obstbaumzucht, für die Land-  
jugend, vom Pastor Bädeler. Duis-  
burg, bey Bädeler und Comp.

Der



Der Preis dieser kleinen Schrift ist vier Groschen. Jede Buchhandlung wird sie Ihm dafür verschaffen können.

B. Das Büchelchen schaffe ich mir gewiß gleich an, da Er den Inhalt desselben geprüft, und es brauchbar gefunden hat. Dann habe ich doch immer einen Rathgeber bey der Hand, wenn mir künftig bey meiner Baumzucht irgend ein Zweifel aufstößt, den ich bald gelöst haben möchte.

Ja, über das Bücherwesen habe ich wirklich immer wieder eine neue Freude, so oft ich daran denke. Wie leicht ist es doch dem Menschen dadurch gemacht worden, sich über so manches Nützliche und Wissenswerthe zu belehren! Nehme Er nur hin: es kostet mich wenige Groschen; und dafür steht mir ein Mann, der sich vieljährige Erfahrungen in der Behandlung junger Obstbäume erworben hat, ungeachtet ich ihn nie kannte, und er viele Meilen weit von mir entfernt lebt, doch täglich mit seinem guten Rathe zur Seite, theilt mir seine Erfahrungen mit, und belehrt mich fast eben so gut, als wenn er wirklich bey mir wäre.

B. Gewiß ist die Erfindung der Buchdruckers



ferkunst eine der wichtigsten von allen, die je gemacht worden sind. Wie schwer mag es nicht sonst gehalten haben, sich über dieß oder jenes zu belehren, wenn man nicht gerade einen Bekannten hatte, der darüber Auskunft zu geben im Stande war! Wurde nicht jene schätzbare Kunst kurz vor der Zeit erfunden wo Luther lebte?

B. Ganz recht. Luther wurde im Jahr 1483 geboren, und um das Jahr 1440 wurde das Buchdrucken erfunden.

W. Weiß Er vielleicht den Namen des Erfinders, Herr Gebatter?

B. Es ist mit der Erfindung der Buchdruckerkunst wie mit den mehresten nützlichen Erfindungen gegangen. Die erste Veranlassung dazu gab der Zufall, und dann waren bald mehrere Menschen mit der Ausführung und Vervollkommnung der Sache beschäftigt; der eine ersann diese, der andere jene Verbesserung. Am Ende wußte man daher nicht, wen man eigentlich den Erfinder nennen sollte. — Für heute wird es zu spät: aber das nächste Mal will ich Ihm doch noch sagen, was ich weiter von der Sache gehört habe.



# Der Bote

a u s

## S h ü r i n g e n .

---

Fünf und zwanzigstes Stück.

---

1 8 0 7 .

—  
Bote. BIRTH.

W. Er besinnt sich doch noch, Herr Gebatter, daß Er mir vor acht Tagen noch etwas über die Erfindung der Buchdruckerkunst zu erzählen versprach?

B. Ich habe wohl daran gedacht; gar zu viel wird es aber frenlich wohl nicht werden. Wie ich immer gehört habe, soll ein ganz gemeiner Zufall den ersten Gedanken zum Abdrucken mit Farbe bestrichener Buchstabenformen gegeben haben. Ein gewisser Johann Mentelin in Strasburg hatte sich nämlich gegen einen neuaufgerichteten Leichenstein gelehnt, ohne zu wissen daß der Firniß, mit welchem die Buchstaben der Inschrift waren überzogen worden, noch nicht völlig trocken sey. Da war denn ein Theil der Inschrift

Juni 1807.

B b

auf



auf seiner Kleidung verkehrt abgedrückt worden; und dieser Zufall hatte den Mentelin auf den Einfall gebracht, verkehrte Schrift in Holz erhaben einzuschneiden, und sie dann mittelst darauf gebrachter Farbe auf Papier abzudrucken; ungefähr auf dieselbe Art, wie noch jetzt die bunten wollenen und groben baumwollenen Zeuge gedruckt werden.

Mentelin hatte einen vertrauten Freund, mit dem er die Sache weiter überlegte; der hieß Hans Guttentberg. In Verbindung mit diesem Freunde vervollkommnete er denn seine Schriftdruckerey immer mehr. Zu gleicher Zeit machten sich aber auch noch mehrere Männer, die Geschicklichkeit zu solchen Beschäftigungen besaßen, und von der neuen Erfindung gehört hatten, an die weitere Ausführung des Unternehmens; besonders Johann Faust in Maynz, und Laurentius Roster zu Harlem in Holland; auch ein gewisser Ulrich Hahn. Welcher von diesen nun zuerst auf den Gedanken gekommen ist, die Buchstabenformen einzeln auszuschneiden, sie dann beliebig zu Worten und Sätzen zusammenzufügen, und hernach abzudrucken, ist nicht mit Gewißheit auszumachen. Vielleicht kamen



kamen mehrere zu gleicher Zeit auf diese wichtige Vervollkommnung der Erfindung.

**W.** Da werden ja wohl die Strasburger den Mentelin oder den Guttenberg, die Maynzzer den Faust, und die Holländer den Koster für den Erfinder der Buchdruckerkunst ausgeben?

**B.** So ist es wirklich, Herr Gebatter; jedes eignet seinem Landsmanne die Ehre dieser wichtigen Erfindung zu. Wir, für unser Theil, wollen jedem diese Freude gönnen, und uns der nützlichen Erfindung selbst, und der herrlichen Anlagen des menschlichen Geistes überhaupt freuen, der über zufällige Erfahrungen, wie die war, welche Mentelin machte, so glücklich nachzusinnen, und für die ganze menschliche Gesellschaft die wichtigsten Vorthelle aus denselben zu ziehen weiß.

Soll ich Ihm nun einmahl wieder eine Geschichte erzählen, Herr Gebatter? Unser Herr Pfarrer hat mir am letzten Sonntage eine gar unterhaltende zu lesen gegeben, die nicht etwa erdichtet, sondern wirklich vorgefallen ist; und zwar vor wenigen Jahren erst.

**W.** Ich werde Ihm mit Vergnügen zuhören,



hören, wenn Er so gut seyn und mir dieselbe mittheilen will. Wo ereignete sie sich denn?

B. In Rußland. In einer am Fluß Dnieper liegenden nicht gar ansehnlichen Stadt dieses großen Reichs lebte nämlich in den achtziger Jahren ein Zolleinnehmer, mit Namen Tjernikow (les Tschernikow). Eine brave Frau und eine hoffnungsvolle Tochter machten hauptsächlich das Glück seines Lebens aus: sie waren ihm unter den äußern Gütern, die er besaß, die schätzbarsten. Und unter den innern, unsichtbaren Gütern, die er sich zu eigen gemacht hatte, war besonders eins hervorleuchtend, das man leider in der menschlichen Gesellschaft eben nicht gar häufig in dem Grade antrifft, in welchem unser Tjernikow es besaß: das war seine Gewissenhaftigkeit.

Mit der strengen Gewissenhaftigkeit ist es, wie Er selbst wissen wird, Herr Gevatter, ein eigenes Ding. Da gibt es Leute genug, die sich fest in den Kopf gesetzt haben, man könne mit derselben gar nicht durch die Welt kommen; sondern müsse sich, um Etwas vor sich zu bringen, schon bisweilen einmahl eine Abweichung von dem geraden Wege des Rechts

ers



erlauben. Eine öffentliche Einnahme zu hintergehen, einen Unerfahrenen bey sich darbietender Gelegenheit zu übervorthellen, die Untergebenen zu drücken, ihnen hier und da Etwas von dem ihnen gebührenden Lohne abzuzwacken: diese und andre ähnliche Ungerechtigkeiten hält wohl mancher für ganz unbedeutende, nicht eben sehr zu verargende Kleinigkeiten. Ja, er dünkt sich vielleicht klüger, als andre daß er diese Mittel zur Vermehrung seines Wohlstandes so geschickt anzuwenden, und die Gelegenheiten dazu so listig wahrzunehmen wisse.

Mir sind indeß alle solche, wenn auch noch so unbedeutend scheinenden, wissentlichen Abweichungen von den Vorschriften der Rechtschaffenheit zuwider; ich halte sie allemahl für sehr gefährlich und schädlich. Wer im Kleinen treu ist, der ist auch im Großen treu; und wer im Kleinen untreu ist, der ist auch im Großen untreu: das ist unstreitig eine sehr gegründete Behauptung. Wer sich erst ein Paar Mahl überredet hat, unrechte Handlungen für zu wenig strafbar zu halten, als daß er sich dieselben nicht erlauben sollte: der ist gewiß in der größten Gefahr auf dem Wege



Wege des Lasters allmählich immer weiter vorzuschreiten; besonders wenn etwa noch zufällige Veranlassungen durch äußere Umstände dazu kommen sollten.

Dieser Meinung war denn auch der Zolleinnehmer Tjernikow. Oft war er der Versuchung ausgesetzt, an dem Staate dem er diene eine Untreue zu begehn; oft wurden ihm ansehnliche Geschenke von dem oder jenem Kaufmanne geboten, dessen Waaren auf dem Dniepr an seinem Wohnort vorbegehen, und daselbst die von der Regierung darauf gelegte Abgabe entrichten mußten: um ihn dadurch zu bewegen, dessen Waare frey passieren zu lassen; allein er wies jedes solche Anerbieten mit Unwillen zurück, und erfüllte die Pflichten, die sein Amt ihm auflegte mit unbestechlicher Treue.

Hätte der brave Mann bey seinen Handlungen sich durch die Folgen bestimmen lassen wollen, die sie zunächst für ihn haben mußten: so würde er freylich ganz entgegengesetzt haben handeln müssen; denn diese Folgen waren, wie man sich wohl denken kann, nicht von der angenehmsten Art. Er zog sich durch seine strenge Gewissenhaftigkeit viele Feinde



zu, die nun darauf dachten, wie sie ihm wehe thun, und wo möglich selner, als des Hindernisses das ihren unredlichen Absichten im Wege stand, loswerden könnten.

Sein gefährlichster Feind war ein reicher Kaufmann in Cherson, einer Handelsstadt im südlichsten Theile des russischen Reichs; Denn ihm kam nicht leicht einer der andern, weder an Rachsucht noch an Macht und Ansehen bey. Dieser Kaufmann hatte Freunde unter den Großen am russischen Hofe, und auf deren Beystand gestützt wagte er es, einen Versuch zum Sturz des redlichen Tzerenikow zu machen.

Die Ausführung seines schändlichen Vorsatzes gelang ihm so gut, als er es nur wünschen konnte, und zwar mit leichter Mühe. Als er nämlich einmahl, wie er häufiger zu thun pflegte, eine Sendung kostbarer Geschenke an einen am Hofe lebenden Fürsten abgehen ließ, der der Günstling der Damahls in Rußland regierenden Kaiserin Katharina war, so setzte er in seinen, an den Fürsten gerichteten Brief, unter andern Folgendes: „Er achte es für seine Schuldigkeit, daß er seinen gnädigen Gönner auf einen Menschen  
auf



aufmerksam mache, der neulich in sehr ungeschicklichen Ausdrücken von der Kaiserin und Sr. Durchlaucht gesprochen habe;" und nannte nun den braven Tjernikow, dem so etwas nie in den Sinn gekommen war.

Der Fürst war argwöhnisch, glaubte dem Verläumder, und wirkte mit leichter Mühe bey der Kaiserin einen Verhaftsbefehl gegen den unglücklichen, und doch so ganz unschuldigen Tjernikow aus. Unterm 13ten September 1791 wurde dieser grausame Befehl ausgefertigt, und dem Beamten in dem Städtchen zugeschickt, in welchem Tjernikow als Zolleinnehmer angestellt war.

Als dieser nun eben einmahl mit seiner Frau und seiner Tochter vergnügt zusammensaß, und sich seiner glücklichen Lage, seiner durch keine Vorwürfe des Gewissens gestörten Zufriedenheit innig freute, trat ein Unterofficier mit Wache in sein Zimmer, und kündigte ihm an, daß er ein Gefangener sey.

Wie es dem Tjernikow weiter gegangen ist, erzähle ich Ihm über acht Tage, Herr Gevatter.



Der Bote  
aus  
S h ü r i n g e n.

Sechszwanzigstes Stück.

1807.

Bote. Nrth.

B. Ich erzähle Ihm also heute, was dem, um seiner Gewissenhaftigkeit willen verleumdeten Zolleinnehmer Tjernikow (l. Tschernikow) ferner widerfahren ist, nachdem die Wache ihn in der Mitte der Seinen überfallen, und ihm angekündigt hatte, daß er ein Gefangener wäre.

Tjernikow war im ersten Augenblick über diese ganz unerwartete Ankündigung bestürzt, sammelte sich doch aber bald wieder, und sprach mit der Ruhe, die nur ein reines Gewissen dem Menschen zu geben vermag, seiner Frau und seiner Tochter liebevoll Trost zu. Es muß, sagte er zu den Jammernden, ein Irthum seyn: wie könnte man nur auf

Juni 1807.

E c

Den



Den Gedanken kommen, mich Unschuldigen der Freyheit zu berauben?

Jetzt wollte er von seinen Lieben Abschied nehmen, um der Wache, die ihre Schuldigkeit thun mußte, ins Gefängniß zu folgen; aber Frau und Tochter ließen es nicht zum Abschied kommen: sie waren sogleich bereit ihn nicht zu verlassen, sondern mit ihm in die Gefangenschaft zu gehn; und er mochte ihnen davon abrathen wie er wollte: sie blieben bey ihrem einmahl gefaßten Entschluß.

So verließ denn die durch das Band der herzlichsten Liebe so innig verbundene Familie ihre Wohnung, und wanderte nach dem Gefängnisse zu. Alle Nachbarn, ja jeder von ihren Mitbürgern der sie gehn sah oder von ihrem Schicksale hörte, nahm an den Leiden die sie trafen den aufrichtigsten Antheil. Sie konnten aber auch jedem, der ihnen auf diesem traurigen Wege begegnete, frey ins Gesicht blicken: da sie das Bewußtseyn bey sich trugen, keinen von allen auf irgend eine Weise vorsätzlich gekränkt, keinem je unrecht gethan zu haben.

W. Ach! Ein gutes Gewissen, Herr Gesvatter, das ist und bleibt doch das köstlichste Gut



Gut auf der Welt. Zu keiner Zeit fühlt man das wohl stärker, als in der Stunde der Leiden und Trübsal. Wo kein äußerliches, sichtbares Gut mehr die vom Schicksal geschlagenen Wunden zu heilen vermag: da wird der Schmerz, den sie verursachen, doch gewiß durch ein vorwurfsfreies Gewissen gemildert.

B. Im Gefängniß fing nun der unschuldig leidende Tjernikow an, über die mögliche Veranlassung zu seinem harten Schicksale hin und her nachzusinnen: und endlich fiel er auch wirklich darauf, daß wohl der Kaufmann aus Cherson ihm dasselbe bereitet haben könnte. Denn er erinnerte sich, daß derselbe ihm einmal geschrieben hatte: er (Tjernikow) würde es einst noch bereuen müssen, daß er seine vortheilhaften Anerbietungen (die Geschenke nämlich, durch welche er ihn bestechen, und zur Untreue gegen die Regierung verleiten wollte) so schnöde von der Hand gewiesen habe. Aber Tjernikow war selbst zu redlich gestimmt, als daß er sich nur hätte von der Möglichkeit überzeugen können, daß ein Mensch, der selbst so schwere Schuld auf sich geladen hatte, die Frechheit so weit treiben könnte,



Den Unschuldigen, der um seine Vergehungen wisse, als einen Uebelthäter bey der Obrigkeit anzuschwärzen.

Am folgenden Morgen wurde Tjernikow vor den Richter geführt, und dieser kündigte ihm die schreckliche Nachricht an: daß er sich binnen 24 Stunden zur Abreise nach Siberien fertig halten müsse; wohin er, dem kaiserlichen Befehl zufolge, unverzüglich gebracht werden solle.

B. Uha! Das ist der Theil des russischen Reichs, der in Asien liegt, und größtentheils noch wenig angebauet ist; auch zum Theil ein so rauhes Clima hat, daß der Aufenthalt daselbst wenig Annehmlichkeiten darbietet, und der Anbau der Feldfrüchte mit mehr Schwierigkeiten und Gefahren verknüpft ist, als unter andern Himmelsstrichen; der russische Kaiser verweist solche Verbrecher dahin, die er nicht geradezu mit dem Tode bestrafen, doch aber gern aus der menschlichen Gesellschaft entfernt wissen will; nichtwahr?

B. Ganz recht. Diesen Verwiesenen werden in jenen wenig bevölkerten Gegenden Wohnungen angewiesen, und ihnen Stücke Land zum Anbau der nöthigen Nahrungs-  
mits



mittel überlassen. Dagegen müssen sie an die dortigen Regierungsbeamten jährlich eine gewisse Anzahl von Fellen solcher Thiere liefern, die dort häufig in der Wildniß angetroffen werden, und deren Felle als Pelzwerk in andere Länder mit Vortheil verhandelt werden können.

Als ein solcher Verwiesener sollte also unser Tjernikow künftig auch leben; und wenn man die Mühseligkeiten der Lebensart dieser Menschen sich gehörig vorstellt, wenn man daran denkt, was es heiße: sich von allen seinen geliebten Verwandten, vielleicht für seine ganze übrige Lebenszeit trennen, und in ein mehrere hundert Meilen von ihnen entferntes Land ziehen zu müssen, um dort ein einsames, kümmerliches, beschwerdenvolles Leben zu führen: so wird man es dem Tjernikow nicht verargen können, wenn er vor diesem Gedanken zurückschauderte. Er bat den Richter, daß er ihm doch die Ursache anzeigen möchte, warum man ihn zu einem so harten Schicksal verdammt habe. Der Richter entschuldigte sich aber damit, daß in dem kaiserlichen Befehl zu seiner Festnehmung und Abführung nach Sibirien gar kein



kein Grund angegeben sey; und versicherte, daß er sich selbst der Gefahr, sein Leben zu verlieren, aussetzen würde, wenn er mit der Ausführung des Befehls im geringsten zögerte. Es blieb also dabei, daß die Reise nach dem fernen Sibirien gleich am folgenden Tage angetreten werden mußte.

Tzernikow hatte, nachdem er in das Gefängnis zurückgekehrt war, und sein ihm bevorstehendes Schicksal recht überdacht hatte, einen harten Seelenkampf zu bestehen. Das Bewußtseyn seiner Unschuld stand ihm allerdings als ein tröstender Engel zur Seite, und würde ihn gewiß bald zur gänzlichen Beruhigung wegen der Leiden, die ihn selbst treffen sollten, geführt haben; aber — er war Ehemann, er war Vater: und hatte die Pflichten eines rechtschaffenen Mannes und Vaters immer nach ihrem ganzen Umfange mit möglichster Treue zu erfüllen sich bemüht; wie konnte es da anders kommen, als daß ihm jetzt das künftige Schicksal seiner geliebten Frau und seiner hoffnungsvollen Tochter den lebhaftesten Kummer verursachen mußte?

Wer wird sich deiner guten Frau annehmen, wenn du sie verlassen mußt? Wie schwer wird



wird es ihr ankommen, so weit von dir getrennt leben zu müssen! Wie wird der Gram über dein Schicksal, die Ungewißheit über dein Befinden, an ihrem Herzen nagen, und sie bald ins Grab strecken! Wer wird deinem Lieblinge, deiner Rahyda (so hieß seine, damahls erst 7jährige Tochter) das ersetzen, was sie an dir verliert? Wer wird sich um ihre Erziehung, ihren Unterricht bekümmern, wenn ihre Mutter durch Krankheit oder andere Abhaltungen einmahl daran gehindert werden, oder wenn sie gar nach kurzer Zeit schon von der Erde gehen sollte? — Diese und ähnliche Gedanken beugten seine Seele tief; und seine Ueberzeugung von dem Daseyn eines guten Vaters im Himmel, der sich als Ier seiner Kinder erbarmt, und deren keines verloren gehen läßet, war zwar stark genug, um ihn vor der Verzweiflung zu bewahren, konnte aber doch jene traurigen Bilder nicht ganz aus der Seele verdrängen.

B. Der arme Mann! Ich wäre aber auch gewiß in Gottes Rahmen mit ihm nach Siberien gezogen, wenn ich an der Stelle seiner Frau gewesen wäre. — Doch, wer weiß ob  
 sie



sie nicht eben so gedacht hat, wie ich; erzähle Er mir nur weiter, Herr Gevatter.

B. Er muthmaßt ganz richtig; sobald sie erfuhr daß ihr Mann nach Siberien geschickt werden sollte, war sie auch fest entschlossen ihn nicht zu verlassen, sondern sein Schicksal mit ihm zu theilen, es möchte ihr dort auch so traurig gehn, als es wollte.

Zernikow machte ihr Vorstellungen dagegen, und schilderte ihr die Beschwerden der Reise, so wie das Unangenehme der Lage, in welcher die Verwiesenen sich in dem rauhen, Menschenleeren Lande ihrer Bestimmung befänden, mit aller Aufrichtigkeit; aber sie blieb fest bey dem einmahl gefassten Entschlus, als treue Lebensgefährtinn, mit ihrem braven Manne alles Ungemach zu theilen, das ihn, so ganz ohne sein Verschulden, treffen sollte.

Die unglückliche Familie bestellte in der ihr vergönnnten kurzen Frist von 24 Stunden ihr Haus, so gut sie konnte, und bestieg nach dessen Verlauf einen leichten Kollwagen, um unter der Aufsicht eines Gerichtsdieners, der sie an den Ort ihrer traurigen Bestimmung bringen sollte, die Reise anzutreten.



Der Bote  
aus  
S h ü r i n g e n.

---

Sieben und zwanzigstes Stück.

---

1 8 0 7.

—w—  
Bote. BIRTH.

B. Heute erzählt Er mir doch Tjernikows Geschichte weiter, Herr Gevatter?

B. Dazu bin ich bereit. Wir hatten ihn zuletzt mit seiner Familie und einem Gerichtsdiener den Rollwagen besteigen, und die Reise nach Siberien antreten lassen. Man kann sich die Empfindungen denken, mit denen die unglückliche Familie sich von ihrer Heimath trennte, wo sie so viele geliebte Verwandte, gute Freunde und Bekannte zurück ließ, wo sie eine Reihe von Jahren in zufriedener Thätigkeit durchlebt, sich in ihrem Hauswesen so bequem eingerichtet, ihr gutes Auskommen gehabt, und gar manchen frohen Tag genossen hatte. Das alles sollte nun auf einmahl ihr entrissen werden: sie sah eine höchst beschwerliche

Juli 1807.

D D Qe



Die Reise von mehreren hundert Meilen zu nächst vor sich, und erblickte am Ziel derselben gerade von allem, was sie bisher gehabt hatte, das Gegentheil.

Statt der vielen guten Menschen, die sie verließ, sah sie eine traurige Einsamkeit vor sich, oder doch höchstens die Gesellschaft anderer Verwiesenen, von der sie sich schwerlich viel Angenehmes versprechen durfte; statt der, ihren Kenntnissen und ihrer Neigung angemessenen nützlichen Beschäftigungen, die sie bisher gehabt hatte, warteten ihrer rauhe Arbeiten, welche einen gegen das Ungemach der Bitterung völlig abgehärteten Körper voraussetzten; statt der bequemen Wohnung der sie den Rücken kehren mußte, sollte sie eine ärmliche, unreinliche Hütte beziehen, in der sie vielleicht gar mit noch einigen andern Verwiesenen gemeinschaftlich hausen sollte; statt der frohen Tage die sie bisher von Zeit zu Zeit genossen hatte, erblickte sie Tage des Kummers, der Leiden von mancherley Art, die ihrer warteten. Wie konnten die unschuldig Verurtheilten einer solchen Zukunft wohl mit heltem Gemüth entgegengehn?

Zehn ganze Wochen hindurch mußte Tzeronifow



nikow mit seiner treuen Frau und seiner Tochter sich auf dem unbequemen Fuhrwerk, das sie an den Ort ihres künftigen Aufenthalts bringen sollte, herumschütteln lassen. Eben so lange waren sie also auch der zu dieser Jahreszeit, besonders in jenen nördlichen Gegenden, oft schon sehr rauhen Witterung ausgesetzt, und eben so lange erduldeten sie die unfreundliche Härte des Gerichtsdieners, der ihnen als Aufseher und Führer war mitgegeben worden. Aber auch hier, in den Tagen des Ungemachs, bewährte sich ihre Tugend, ihre durch anhaltende Uebung erlangte Fertigkeit immer so zu handeln, wie sie es, nach gehöriger Ueberlegung, für das beste erkannt hatten. Beide Aeltern, und nach ihrem wohlthätigen Beispiele selbst die erst siebenjährige Rahnsda, ertrugen alle Beschwerden der Reise und der Witterung, jede üble Begegnung die ihnen widerfuhr mit Geduld, mit vernünftiger Ergebung in den Willen des Höchsten.

W. Das war ja freylich das beste, was sie unter diesen Umständen thun konnten. Hätten sie es sich wollen bengehen lassen, ihr Schicksal, bey jeder neuen Veranlassung zur Unzufriedenheit, zu verwünschen; hätten sie



wider Gott murren, hätten sie die Grobheit erwidern wollen, mit welcher ihr unfreundlicher Aufseher sie behandelte: so würden sie dadurch ihre Leiden zuverlässig um Vieles vergrößert haben. Wäre ihnen dadurch nicht auch noch der Trost geraubt worden, den das Aufblicken zu Gott, das kindliche Vertrauen auf seine Liebe und Weisheit ihnen gewährte? Hätte ihnen dann wohl noch der Glaube, daß denen die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen, die Stärke, den Muth geben können, der sie bis dahin aufrecht erhalten hatte? und würden sie nicht durch Erwidern des mürrischen, unartigen Benehmens, das der Bedientene sich gegen sie erlaubte, seinen Unwillen noch mehr gereizt, und ärgeren Mishandlungen sich zugezogen haben?

B. Ganz gewiß würde das erfolgt seyn; und man sieht da recht, daß wenn gleich ein pflichtmäßiges Verhalten nicht immer gegen harte Schicksale sicher stellt, es doch wenigstens allemahl die Leiden mildert, und ihren wohlthätigen Einfluß auf die geistige Ausbildung und Veredelung des Menschen befördert.

Nachdem also die Tjernikowsche Familie zehn Wochen auf ihrer mühseligen Reise zuge-

ges



gebracht hatte, befand sie sich in Tobolsk, der Hauptstadt von Siberien. In dieser Stadt hält sich auch der Russische Gouverneur oder Statthalter auf, der über einen großen Theil des Landes gesetzt ist. An diesen hatte Tzernikow ein Empfehlungsschreiben, von dem Statthalter der Provinz in welcher er bisher gewohnt hatte, mitgebracht. Er übers reichte es demselben, und es that für ihn und die Seinen die erwünschteste Wirkung; indem der Statthalter durch dasselbe bewogen wurde, ihnen ihr Schicksal so erträglich zu machen, als er nur, ohne gegen seine Verhaltungsbes fehle zu handeln, durfte.

Er hätte den Tzernikow und seine Familie gleich weiter, in einen entferntern Theil des Reichs transportiren lassen können, so daß sie vielleicht noch mehrere Wochen die großen Beschwerden der Reise würden haben erdulden müssen; allein er versprach, ihnen ihren Aufenthaltort in der Nähe der Stadt anweisen zu lassen: welches zugleich den großen Vortheil für sie hatte, daß sie künftig die Erzeugnisse ihres Fleisses leicht nach der Stadt bringen, dort verhandeln, und dagegen wies der manche für sie nöthigen Bedürfnisse ein

faus



kaufen konnten. Er versprach auch, daß sie eine Hütte für sich allein zur Wohnung bekommen, und nicht genöthigt werden sollten, mit andern Verwiesenen in Einer Hütte zusammen zu wohnen; und erlaubte ihnen noch mehrere Tage in Tobolsk zu bleiben, und sich manches unentbehrliche Hausgeräth, das sie in ihrer künftigen Wohnung nicht vorgefunden haben möchten, so wie allerhand andere zur Bequemlichkeit des Lebens dienende Dinge einzukaufen.

Unter der Stadt Tobolsk muß er sich keinen kleinen Ort vorstellen, Herr Gevatter; obgleich das Land dessen Hauptstadt sie ist, im Ganzen nur eine sehr geringe Bevölkerung hat, so leben doch über dreißig tausend Menschen in ihr beisammen. Der vierte Theil der Einwohner besteht aus Tataren, wie man die in jenen Gegenden einheimischen Völkerschaften nennt; die übrigen sind größtentheils Russen, zum Theil aber auch Deutsche. Die Ursache, welche so viele Menschen in diese Stadt zusammengeführt hat, ist der starke Handel der daselbst getrieben wird. Was Leipzig zur Messzeit für einen großen Theil von Europa ist, das ist Tobolsk für einen großen Theil von Asien. Aus vielen Gegenden dieses Erdtheils,  
selbst



selbst aus dem entfernten Kaiserthum China kommen daselbst die Kaufleute zusammen, theils um ihre Waaren dort zu verhandeln, theils um Waaren von den andern Kaufleuten einzukaufen; und dadurch werden denn in der Stadt selbst gar viele Menschen beschäftigt. Eine schöne Stadt kann man Tobolsk nicht nennen: die mehresten Häuser sind von Holz gebauet und unansehnlich.

Ezernikow bezog nun mit den Seinigen die ihm angewiesene Hütte, die, wie schon gesagt, in der Nähe der Stadt sich befand. Nur das allernöthigste Ucker, und Hausgeräth wurde ihm mit derselben übergeben; und das was er sich in Tobolsk angeschafft hatte kam ihm daher sehr gut zu Statten. Wäsche und Kleidungsstücke hatte er aus der Heimath mitgebracht.

Zugleich mit der Hütte war ihm auch ein Stück Feld angewiesen worden, von welchem er künftig für sich und die Seinen den Unterhalt nehmen sollte. Bis zur ersten Ernte wurde ihm aber wöchentlich soviel an Brot, Kartoffeln und Hülsenfrüchten auf Kosten der Regierung geliefert, als die kleine Familie zu ihrer Sättigung nöthig hatte. Des Sonntags



tags erhielten sie überdieß jedesmahl ein Gericht Fleisch. Dagegen wurde dem Tjernisow nun auch angedeutet, wieviele Felle er monatlich an die Regierung abliefern müsse. Man forderte von ihm jeden Monat 36 Zobelbelle, 10 Hermelin, und 6 Fuchsfelle.

W. Was Füchse sind, ist mir wohl bekannt aber von den Zobel und Hermelinen habe ich noch keine deutliche Vorstellung; obgleich ich den Namen dieser Thiere wohl sonst gehört habe. Weiß Er vielleicht etwas Bestimmteres davon zu sagen, Herr Gevatter?

B. Die Zobel sowohl als die Hermeline werden von den Naturforschern in das Geschlecht der Marder gerechnet. Die erstern haben mit den Baummardern, die man auch in Deutschland hin und wieder antrifft, sowohl in Ansehung der Gestalt als der Farbe, große Aehnlichkeit. Die Hermeline sind aber eigentlich nichts anders als eine Abart von unserm großen Wiesel; sie sind von Farbe ganz weiß, statt daß die unsrigen gewöhnlich auf dem Rücken braun, und nur am Unterleibe weiß sind; die Schwanzspitze ist, wie bey den unsrigen, schwarz.



# S h ü r i n g e n.

Acht und zwanzigstes Stück.

1807.

~~von~~  
Bote. Wirth.

B. Erst noch ein Paar Worte vom Zobel und dem Hermelin, Herr Gevatter. Beide Thierarten werden in den dichten Wäldern und felsigen Gegenden des nördlichen Asiens häufig angetroffen; ihr Balg wird als ein feines Pelzwerk sehr geschätzt und theuer bezahlt, wenn er von vorzüglicher Güte ist. Man fängt sie bald in aufgestellten Fallen, die man, nach ihrer Gestalt und Einrichtung Schlagbäume nennt; bald in Netzen, die man vor die Löcher stellt, in denen sie sich aufhalten.

Das Fangen dieser Thiere machte also das tägliche Hauptgeschäft Tjernikows, besonders während der Wintermonathe aus, in denen der Balg derselben am schönsten bes

Juli 1807.

E e haart,



haart, und folglich zum Pelzwerk am brauch-  
 barsten ist. Daß dieses Geschäft nicht zu  
 den angenehmen gerechnet werden dürfe, kann  
 Er mir glauben, Herr Gebatter. Dente Er  
 sich nur ein Land, in welchem die Menschen  
 so einzeln und zerstreuet wohnen, wie in Slo-  
 berien, und das überdieß ein weit rauheres  
 Clima hat, als unsere Gegend: so muß er  
 völlig überzeugt werden, daß es mit vielen  
 Beschwerden und unangenehmen Empfindun-  
 gen verknüpft seyn müsse, zur Winterszeit Tag  
 vor Tag in den dichten Wäldern und zwis-  
 schen den Bergen herumzuklettern, den tiefs-  
 ten Schnee ohne einen Stapfen Bahn zu  
 durchwaden, und sich den kalten Nordwind  
 unter die Nase gehn zu lassen. Gleichwohl  
 mußte sich der arme Tjernikow, dessen Körper  
 an solche Strapazen gar nicht gewöhnt war,  
 diesem Geschäft eifrig unterziehn; denn er  
 war sogar mit körperlicher Züchtigung bes-  
 droht, wenn er die vorgeschriebene Anzahl  
 von Zobel-, Hermelin-, und Fuchsbälgen nicht  
 abliefern würde. Nur in den ersten Monathen  
 hatte man versprochen mit ihm Geduld zu  
 haben: damit er Zeit hätte die Kunstgriffe zu



erlernen, die man bey'm Fang jener Thiere anwenden muß, um dabey glücklich zu seyn.

Während er nun den größten Theil des Tages außer dem Hause, auf der Jagd zubrachte, war seine wackere Frau mit Besorgung der häuslichen Arbeiten beschäftigt. Auch bey diesen kamen manche ungewohnte Beschwerden vor. Das nöthige Brennholz, zum Beyspiel, mußte sie aus einem nicht ganz nah bey der Hütte liegenden Walde herbeytragen, und dabey auch, ohne Schonung, den tiefen Schnee durchwaden. Waren die Küchengeschäfte besorgt, so nahm sie andere weibliche Arbeiten vor, oder sie unterrichtete ihre Tochter.

Von den in der Nähe herum wohnenden andern Berwiesenen erhielten sie von Zeit zu Zeit Besuche. Keiner derselben stand ihnen jedoch zum vertrauten freundschaftlichen Umgange recht an, als ein junger Mann, namens Lupansky, der wegen einer aus jugendlicher Unbesonnenheit begangenen Handlung auf zehn Jahre hierher verbannt worden war. Dieser im Grunde gutartige und unverdorrene junge Mensch erwarb sich in der Folge das Zutrauen der Czernikowschen Familie



milie immer mehr, und wurde zuletzt als ein wirkliches Glied derselben angesehen und behandelt.

Mit dem Eintritt der wärmern Bitterung verlor sich denn auch manches Unannehmliche, was die Lage der drei gemeinschaftlich Leidenden während des Winters mit sich gebracht hatte. Sie gingen nun mit vereinten Kräften an die Bearbeitung ihres Feldes, und eines an der Hütte befindlichen Gartens; welches Geschäft ihnen eine sehr angenehme Abwechslung mit ihren bisherigen, ziemlich einformigen Arbeiten gewähren mußte. Und als das Feld und der Garten bestellt waren, packte die Mutter zusammen, was sie den Winter über von weiblicher Arbeit verserrigt, gesponnen, gestrickt oder genäht hatte, und trug es zum Verkauf nach Tobolsk. Für das daraus gelohnte Geld schaffte sie gleich in der Stadt wieder allerhand Bedürfnisse für den nächsten Winter, nebst Materialien zu neuen Arbeiten, und brachte sie mit nach Hause.

Ezernikow, der durch die beständige Uebung bald eine gewisse Fertigkeit in der Jagd der Füchse, Zobel und Hermeline erlangte, fing nun mehr Stücke als er monatlich ab-

zu



zuliefern hatte; und der Verkauf ihrer Bälge, die gut bezahlt wurden, brachte ihm manches Stück Geld ein. So erwarb er sich nach und nach ein kleines Eigenthum, und war im Stande durch fluge Anwendung desselben seine äußere Lage immer mehr zu verbessern, ja sich auch wohl Manches anzuschaffen, was nicht gerade zu den unentbehrlichsten Bedürfnissen gehörte, sondern mehr zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen diente.

Obgleich nun Tjernikows Zustand sich auf diese Weise von Jahr zu Jahr merklich verbesserte: so wurde doch der Wunsch, seine Freyheit wieder zu erlangen, sein Vaterland wieder zu sehn, und wieder unter seinen Verwandten und Jugendfreunden zu leben das durch nie ganz in ihm unterdrückt. Oft, wenn er mit seinen Lieben in den Feyerstunden zusammensaß, fiel ihre Unterhaltung auf diese Gegenstände, und der Vater ließ jenen Wunsch dann laut werden. Der guten Raschda fiel es dabey jedesmahl schwer aufs Herz, daß ihr Vater keine Aussicht hatte, jemahls seinen sehnlichen Wunsch erfüllt zu sehn; und sie sann oft hin und her, um womöglich

ein



ein Mittel ausfindig zu machen, wodurch derselbe erreicht werden könnte: aber lange vergebens.

Zehn Jahre waren nun verstrichen, seitdem die schuldlose Familie ihren Wohnort in dem unfreundlichen Siberien zu nehmen gezwungen wurde. Nahyda, die als siebenjähriges Kind mit ihren Aeltern dahin kam, war zu einem blühenden Mädchen herangewachsen; der Entschluß, womöglich die Befreyerin ihrer guten Aeltern zu werden, war bey ihr, mit zunehmenden Jahren, zu immer größerer Reife und Festigkeit gediehen: da trat ein günstiger Umstand ein, der sie sogleich bestimme, jetzt zur Ausführung ihres rühmlichen Entschlusses zu eilen.

Auch bis in die Wüsteneyen Sibiriens war nämlich die Nachricht von der Thronbesteigung des jungen Kaisers Alexander, und der Ruf von der menschenfreundlichen Gerechtigkeit erschollen, durch welche seine Regierung sich auszeichnet. Zu ihm selbst, dachte Nahyda, mußt du eilen: ihm selbst das unverdiente Schicksal deiner armen Aeltern schildern, und von seiner Liebe zur Gerechtigkeit dann eine schleunige Hülfe erwarten. —

Welch



Welch ein heldenmüthiger Entschluß für ein so junges Mädchen! sie wollte allein, und zu Fuß, eine Reise von fünfhundert Deutschen Meilen (denn so weit liegt Tobolsk von Petersburg, der Residenz des Kaisers, entfernt) machen; und zwar, was nicht zu übersehen ist, größtentheils in einem wenig bevölkerten Lande, wo sie Tage lang marschiren konnte, ohne auf menschliche Wohnungen zu stoßen.

Die Gefahren, die mit der Ausführung eines solchen Unternehmens verbunden waren konnten den Augen der Aeltern nicht entgehen. Sie hatten daher, als ihnen Nahyda ihren Entschluß mittheilte, gar vieles dagegen einzuwenden, und machten sie auf alle Hindernisse aufmerksam, die der Ausführung im Wege ständen. Nahydens Vorsatz war aber schon zu fest, und mit zu vieler Ueberlegung gefaßt, als daß sie sich durch die Gegenvorstellungen der Aeltern sogleich hätte sollen davon abbringen lassen. Sie ließ mit Bitten und Versicherungen daß sie sich auf alle zu überwindenden Schwierigkeiten ganz gefaßt gemacht habe, nicht eher ab, bis Vater und Mutter endlich wirklich ihre Einwilligung gaben;



ben; und nun säumte sie auch nicht, zur Ausführung ihres Plans zu schreiten.

Voll guten Muthes, und gleichsam von ihrem kühnen Entschluß begeistert, trat sie den Marsch nach Petersburg an. Wie unermüdet sie auf ihr weit entferntes Reiseziel losgeschritten seyn müsse, läßt sich daraus abnehmen, daß sie die weite Reise von 500 Meilen in Zeit von elf Wochen beendigte. Sie machte also im Durchschnitt täglich 6 und eine halbe Meile, welches in der That eine starke Tagereise ist. Noch mehr muß man aber die junge Fußgängerinn bewundern, wenn man bedenkt: daß ihr Weg gewiß nicht so gebahnt war wie unsere Wege; sondern daß sie durch viele gebirgige Gegenden, und durch Sandwüsten reisen mußte, in denen das Fortkommen ihr sehr erschwert wurde. Auch Wind und Wetter mögen ihr während der elf Wochen wohl manchemahl recht beschwerlich gefallen seyn.

Wie es der Nahyda in Petersburg ging, erzähle ich Ihm das nächste Mal.



Der Bote

aus

# S h ü r i n g e n .

---

Neun und zwanzigstes Stück.

---

1 8 0 7 .

—  
Bote. Wirth.

**W.** Nun erzähle Er mir doch gleich, Herr Gevatter, wie Rahyda ihre Sache bey'm Russischen Kaiser angebracht hat; und ob es ihr geglückt ist, ihrem Vater die Freyheit wieder zuverschaffen.

**B.** So höre Er denn. — Ganz erschöpft kam sie also endlich, nach einem beschwerlichen Marsche von elf Wochen, wirklich in der Residenz an. Der Wirth bey welchem sie daselbst abgetreten war, und dem sie den Zweck ihrer Reise entdeckt hatte, gab ihr den guten Rath, daß sie sich nicht sogleich unmittelbar an den Kaiser selbst, sondern an eine der vornehmsten Damen am Hofe, an die Fürstin Erubastoy wenden möchte, die er ihr als eine sehr menschenfreundliche, dienstfertige

Juli 1807.

S f

86



ge Frau schilderte. Nahyda befolgte diesen Rath. Die Fürstin ließ sie sogleich vor sich, und hörte ihre Erzählung von dem Schicksale ihrer Aeltern mit Ruhe und Theilnahme an. Sie versprach, ihr zur Erreichung ihres Zweckes behülflich zu seyn, wenn Alles sich wirklich so bestätigt finden sollte, wie sie es ihr angegeben habe; und mit diesem Versprechen wurde Nahyda vorerst von der Fürstin gnädig entlassen.

Die Fürstin machte sogleich die Anzeige von dem Vorfall bey dem Senator Kosodavlef, der einer von den Männern war, die der gerechte Kaiser Alexander gleich nach seinem Regierungs-Antritte dazu bestellt hatte, daß sie die Gründe noch einmahl prüfen sollten, wegen welcher unter der Regierung seiner Vorgänger so viele Menschen nach Sibirien verwiesen, oder auf andere Art ihrer Freyheit beraubt worden wären. Seine Absicht ging nähmlich dahin, diejenigen unter ihnen wieder in Freyheit zu setzen, die man ohne hinlänglichen Grund, vielleicht, wie unsern Tjernikow, bloß auf die verleumderischen Beschuldigungen böser Menschen verurtheilt hätte.

Des



Der Senator Kosodavlef schlug in den schriftlichen Belegen zu den Urtheilssprüchen des obersten Gerichtshofs nach, die noch vorhanden waren. Er fand Tjernikows Verweisung nach Siberien allerdings angezeigt, aber keinen weitem Grund angegeben: sondern nur den Brief des Kaufmanns aus Cherson beygeheftet; von welchem Nahyda schon, als von der wahrscheinlichen Ursach des Unglücks das über ihren Vater hereingebrochen wäre, der Fürstin Trubakow gesagt hatte. Nun wurde die Sache dem Kaiser berichtet, und dieser gab sogleich den Befehl zur Befreyung des unschuldig leidenden Tjernikows. Die Nahyda ließ er zu sich kommen, und unterredete sich lange mit ihr über ihre bisherigen Schicksale und die Geschichte der letzten Reise, die sie so eben, ohne alle Begleitung, zu Fuß gemacht hatte.

Das Seltene der That, und die Aufmerksamkeit, welche der Kaiser selbst ihr schenkte, reizte alle Hofleute, die Bekanntschaft des heldenmüthigen Mädchens zu machen; und Nahyda wurde bey dieser Gelegenheit von vielen Seiten her reichlich beschenkt. So schmeichelhaft nun auch dieß alles für sie seyn



mußte: so eilte sie doch den Ort zu verlassen, an welchem sie so viele Beweise von Achtung und Bewunderung erhalten hatte: um nur recht bald ihren geliebten Eltern die frohliche Botschaft von ihrer Befreyung überbringen zu können.

Je mühevoller und anstrengender Rahmsdens Hiareise nach Petersbur, gewesen war, desto bequemer und dabei doch schneller war nun ihre Rückreise nach Tobolsk. Sie bekam einen schriftlichen Befehl an alle auf dem Wege liegenden Postämter mit, daß sie ihr Pferde zu ihrer Reise auf kaiserliche Kosten geben sollten, und ein bequemer Wagen würde ihr zu derselben überlassen. Innig gerührt über die vielen Beweise von Wohlwollen, die sie während ihres Aufenthalts in der Residenzstadt empfangen hatte, bestieg sie denselben, und war nach vier Wochen schon in den Armen ihrer Eltern.

Welche Wonne diesen guten Leuten die glückliche Rückkehr ihrer geliebten Tochter, und die über alle Erwartung erfreulichen Nachrichten, welche sie ihnen brachte, gewährt haben müssen, kann man sich denken. Täglich und stündlich hatten sie, während ihrer ganzen

zen



zen Abwesenheit, an sie gedacht; und immer hatte die Ungewißheit über ihr Schicksal sie in dem Zustande einer bangen Besorgniß erhalten, aus welchem sie nun mit einem Mahle auf eine so höchst angenehme Weise befreuet wurden. Vater, Mutter und Tochter eilten jetzt die Hütte zu verlassen, in der sie mehr als zehn Jahre einsam und kümmerlich verlebt hatten, und den frohen Ausichten zu einer bessern Zukunft entgegenzugehn.

In Tobolsk empfing sie der Statthalter mit vieler Achtung, und behielt sie ein Paar Tage bey sich. Dann reisten sie in einem bequemen Fuhrwerk, von da nach Petersburg ab, wohin der Kaiser den Tzernikow beschleiden hatte. Schon vor seiner Ankunft ließ sich der Kaiser an dem Orte, an welchem Tzernikow ehemals gelebt hatte, nach ihm sorgfältig erkundigen, und erhielt von dessen ehemaligen Vorgesetzten die einstimmige Versicherung, daß er sich jederzeit als ein rechtschaffener, thätiger und geschickter Mann gezeigt, und daher die Achtung und Liebe aller gutgesinnten Mitbürger genossen habe. Der Empfang, dessen sich der Befreyete beym Kaiser zu erfreuen hatte, war ganz diesen Zeugnisse

sen



fen gemäß. Er unterhielt sich eine geraume Zeit sehr liebreich und theilnehmend mit ihm, und entließ ihn unter den wohlwollendsten Aeußerungen.

Bald darauf erhielt Tjernikow eine der angesehensten Stellen bey der Verwaltung der Zölle; die er, wie in der Schrift gesagt wurde, in welcher ich die Geschichte las, noch jetzt zur Zufriedenheit seiner Obern, und im Genuß der Achtung seiner Untergebenen, und der Liebe aller seiner redlich gesinnten Mitbürger, bekleidet.

**B.** Nun das freut mich doch, daß Tjernikows Unschuld endlich nach dem Sieg über die schändlichen Anschläge seiner Feinde davongetragen hat. Wurde denn der Kaufmann in Cherson, der ihm durch seine Verleumdungen die Verweisung nach Siberien zugezogen hatte, nicht zur Warnung für Andere seines Gleichen nachdrücklich vom Kaiser bestraft?

**B.** Er wäre gewiß nicht ohne Strafe davon gekommen, wenn er noch am Leben gewesen wäre; aber er war schon einige Jahre vor der Befreyung Tjernikows durch den Tod von der Erde abgefordert worden. Der empfind



pfindlichen Strafe, die auf jede böse That folgt, ich meine der Folter eines bösen Gewissens, ist er übrigens wohl gewiß nicht entgangen. Welche Gewissensangst muß er nicht auf seinem Sterbebette empfunden haben, wenn er daran dachte, daß er seiner niedrigen Gewinnsucht, seiner Begierde nach Reichthum, eine brave Familie aufgeopfert habe, deren Oberhaupt zu gewissenhaft dachte, um an seinen Betrügereyen Antheil nehmen zu wollen!

W. Gewiß muß er eine herbe Todesstunde gehabt haben, wenn er seiner Besinnung bis ans Ende mächtig geblieben ist. Hätte er nur bey Lebzeiten bisweilen ernstlich daran gedacht, daß er nicht ewig auf dieser Erde bleiben, daß nach wenigen Jahren der Zeitpunkt daseyn werde, wo er alle seine äußere Habe und Gut auf immer werde verlassen müssen; so würde er gewiß nicht so thöricht gehandelt, und um flüchtiger Erdengüter willen sein Gewissen verletzt haben. —



Der

## Rechnungs-Helfer,

oder Hilfsbüchlein für Stadt- und Landbeamte, Verwalter, Kauf- und Handelsleute, und überhaupt für jeden Bürger und Hausvater brauchbar.

Dieses gemeinnützige Büchlein hat so eben die Presse verlassen. Der Preis desselben ist 36 kr. rhn. oder 8 gute Groschen sächsisch. Man wendet sich deshalb an Buchhandlungen und Postämter, oder in frankirten Briefen mit Verschluss des Betrags unmittelbar an unterzeichnete Handlung nach Würzburg selbst.

In Leipzig wendet man sich an Hrn. Buchhändler Gerhard Fleischer, und in Frankfurt an Hrn. Buchhändler J. C. C. Diez. In Waltershausen bey Gotha an Herrn David Bonjack.

Dieses Büchlein enthält:

- I. Geldresolvirungen.
- II. Oekonomische Tabellen, Berechnungen, und gemeinnützige Notizen.
- III. Anleitung auf eine kurze und sehr leichte Art verschiedene Rechnungs-Aufgaben zu lösen.

Würzburg den 20. Febr. 1807.

Carl Philipp Bonitas  
Handlung und Buchdruckerey.



# Der Bote

aus

# Thüringen.

---

Dreißigstes Stück.

---

1807.

—  
Bote. Wirth.

**W.** Hat Er denn, um noch Ein Mahl auf die Geschichte zurückzukommen, mit der Er mich zeither unterhielt, von den weitem Schicksalen der edelmüthigen Nahyda nicht noch etwas aufgezeichnet gefunden, Herr Gevatter?

**B.** Allerdings; bald hätte ich vergessen, es Ihm mitzutheilen. Besinnt Er sich noch auf den jungen Ljapansky, der zugleich mit der Tjernikowischen Familie in Siberien als Verwiesener lebte, und freundschaftlichen Zutritt in ihre Hütte hatte? Dieser war doch nur auf zehn Jahre dorthin verbannt worden, und seine Zeit war zwey Jahre vor Tjernikows Erlösung schon umgewesen; er war nach Rußland zurückgekehrt, und hatte in der Hauptstadt Moskau sich als Kaufmann

Juli 1807.

B g nie



niedergelassen. Nun knüpfte derselbe die freundschaftlichen Verhältnisse mit der Tjernikowschen Familie wieder an, und bewarb sich bald nachher um die Hand der Rahnda. Sie sowohl, als ihre Aeltern, willigten in den Antrag, und Rahnda wurde Lupanskos Frau.

B. Das ist doch artig! wenn diese brave Tochter also mit ihrem Manne anders recht glücklich lebt: so verdankt sie den Besitz dieses Glücks den herben Schicksalen, die sie in ihrer frühesten Jugend trafen. Denn wäre ihr Vater nicht nach Siberien geschickt worden, so würde sie schwerlich jemahls die Bekanntschaft ihres jetzigen Mannes gemacht haben: da sie beyde aus ganz verschiedenen Theilen des großen Russischen Reichs gebürtig waren.

B. Ach das wird überhaupt jeder Mensch der mit einiger Aufmerksamkeit seine Schicksale überdenkt, gewiß finden, Herr Gevatter: daß die Leiden die ihn trafen, oft sehr sichtbare Beförderungsmittel seines Glücks wurden. Nicht allein in so fern, als die uns treffenden Leiden und Widerwärtigkeiten einen sehr wohlthätigen Einfluß auf die Beredlung unsers Geistes haben, verdienen sie mit Recht

jet



jenen Rahmen: sondern fast immer zeigt es  
 sich, einige Zeit nach überstandener Trübsal,  
 daß durch dieselben auch noch besondere wohl-  
 thätige Veränderungen in Ansehung der äus-  
 fern Verhältnisse herbey geführt wurden, un-  
 ter denen der Leidende lebte. Bald brachte  
 ihn das unglückliche Schicksal, das ihn traf,  
 mit einem Menschen in Verbindung, der  
 dann späterhin einen wichtigen Einfluß auf  
 sein Wohl hatte: wie das hier bey Nahnda  
 der Fall war; bald wurde er durch seine,  
 bey Andern Aufmerksamkeit erregenden Leiden  
 aus der Vergessenheit, in der er bisher ge-  
 lebt hatte, hervorgerufen, und ihm ein grös-  
 serer, seinen Kräften und Neigungen mehr  
 angemessener Wirkungskreis angewiesen; bald  
 reizte ihn die Verlegenheit, in welche er durch  
 die ihn treffenden Widerwärtigkeiten versetzt  
 wurde, zum angestrongtern Nachdenken, füh-  
 rte ihn auf irgend einen glücklichen Gedanken,  
 dessen Ausführung dann eine bedeutende Ver-  
 besserung seiner äussern Umstände zur Folge  
 hatte; und was sonst noch für mancherley  
 Fälle eintreten können.

W. Ein sicherer Beweis, Herr Gevatter,  
 daß unsere Schicksale unter der Leitung eines



Höchsten Wesens stehn, das an Weisheit und Güte alle menschlichen Wesen unendlich übertrifft; das selbst da noch wohlthut, wo es nur Plage und Verderben über die ihm untergebenen Geschöpfe zu verhängen schien.

B. Da ich noch ein Viertelstündchen übrig habe, so will ich Ihm doch noch eine kurze Geschichte erzählen, die ich vor einigen Tagen in der Nationalzeitung der Deutschen las. Sie machte mir selbst, bey'm Lesen Vergnügen, und Er wird sie also, denke ich, wohl auch gern anhören.

B. Nun, das thue Er doch.

B. Der Vorfall, den diese Geschichte betrifft, trug sich in Thüringen zu; bey dem ehemaligen Klostergut Oldisleben nämlich, das in der Nähe von Sachsenburg liegt. Am 3ten Junius dieses Jahres hatten daselbst Nachmittags mehrere Kinder des Ortes auf einem freyen Plage, nicht weit vom Orte, zusammen gespielt. Unter diesen Kindern war auch der dreyjährige Sohn des dasigen Schäfers gewesen. Er hatte sich aber, noch ehe die übrigen Kinder nach Hause gegangen waren, von ihnen entfernt, und war allein  
in



in den an den freien Platz stoßenden Wald gegangen, wo er sich verirrete.

Am Abend vermiften endlich die Aeltern ihr Kind, ahndeten bald, was ihm begegnet seyn möchte, und gingen sogleich nach dem Orte hin, wo dasselbe am Nachmittag gewesen war. Auch den Wald durchsuchten sie, des einfallenden Regens ungeachtet, die ganze Nacht hindurch; aber immer vergebens. In ihrer Angst nahmen sie nun zu dem Amtmann ihre Zuflucht, und baten ihn um eine Anzahl Männer, die sie bey'm Auffuchen des vermiften Knaben unterstützen könnten. Ihre Bitte wurde ihnen gewährt; die aufgebotenen Leute durchstreiften das Holz nach allen Richtungen: aber immer noch wurden die armen Aeltern nicht von ihrer Herzensangst erlöst.

Da fiel der brave Schullehrer des Orts auf den glücklichen Gedanken, die ältern unter seinen Schülkndern zum Auffuchen des Kindes in den Wald zu führen; wovon er sich um so mehr einen erwünschten Erfolg versprach: da er überlegte, daß Kinder sich der Mühe des Durchkriechens der dicken Gebüschse, in denen das Knäbchen sich verbors  
gen



Haben möchte, viel leichter unterziehen könnten als Erwachsene. Er forderte also sogleich alle diejenigen unter seinen Schülern und Schülerinnen, die nicht mehr selbst kleine, unbehülfliche Kinder waren, zu der Uebernehmung dieses Werks der Menschenliebe, auf; und da er sah daß alle den besten Willen dazu bezeugten: so gab er ihnen die nöthigen Vorschriften die sie zu beobachten hätten, um sich am ersten einen glücklichen Erfolg ihrer Bemühung versprechen zu dürfen, und um sich nicht etwa selbst im Walde zu verlieren. Er steckte hierauf ein Gläschen mit einer stark riechenden Flüssigkeit, nebst einigen Erquickungsmitteln zu sich; und wanderte dann mit seiner vom lebhaftesten Eifer beseelten jungen Schaar dem Walde zu.

Jetzt fing das Durchsuchen desselben, nach der Vorschrift und unter der eigenen Anführung des guten Lehrers an. Kein Busch blieb ununtersucht; jeder Winkel an dem man vorüber kam, wurde durchkrochen: — und siehe da! der warme Eifer der braven Suchenden, die dabey keine Mühe und Unbequemlichkeit scheueten, blieb nicht unbelohnt. Sie hatten ihre Nachforschungen noch nicht gar lange forts  
ges



gesetzt, da entdeckten ein Paar Kinder den in einem Todtenähnlichen Zustande unter einem Busche verborgen liegenden Kleinen, und riefen ihren Lehrer schnell herzu.

Dieser zog den Knaben vor, und bemerkte zu seiner und der Umstehenden Freude noch schwache Spuren des Lebens an demselben. Er hielt ihm den starkriechenden Geist unter die Nase, den er zu dieser Absicht mitgenommen hatte, und als er dadurch wieder zum Bewußtseyn gebracht worden war, gab er ihm etwas in Wein getauchtes Brot in den Mund, um ihn damit zu erquicken und zu stärken. Dann wurde der kleine Gerettete ins Dorf getragen, und ferner so vorsichtig und sorgfältig gepflegt, daß er nach wenigen Tagen seine ehemalige Munterkeit völlig wiedererlangte.

W. Vortreflich, vortreflich! da sieht man doch, was auch Kinder schon leisten können, wenn sie zur rechten Zeit ihre Kräfte brauchen, und sich durch eine verständige erwachsene Person dabey leiten lassen. Was hier mehrere Erwachsene, ja selbst Vater und Mutter des Kindes, bey aller Anstrengung der Kräfte nicht erlangen konnten, das setzten Kinder von zehn bis Dreyzehn Jahren durch, die uns



ter der Leitung eines verständigen Mannes thätig waren.

B. Da hat Er Recht, Herr Gevatter. Aber noch etwas anderes lehrt die Geschichte, was bey weitem nicht genug heherzigt und beobachtet wird: daß man nähmlich so kleine Kinder, wie das verirrte war, nie ohne die Aufsicht eines Erwachsenen lassen sollte. Es ist wohl wahr, daß es manchen Aeltern, die ihr Brot außer dem Hause mühsam verdienen müssen, nicht ganz zur Last gelegt werden kann, wenn sie in diesem Puncte fehlen; aber eben deshalb sollten doch ganze Gemeinden, denen das Wohl ihrer Glieder am Herzen läge, sich zu einer aus gemeinschaftlichen Mitteln herzustellenden Abhülfe des Uebels vereinigen. Es müßte eine Person, aber ja keine alte schwache, sondern eine solche die noch hinlängliche Rüstigkeit und Munterkeit zu diesem Geschäft besäße, dazu bestellt werden, daß sie die kleinen Kinder der Ortseinwohner, die außer dem Hause ihren Geschäften nachgingen, in Empfang nähme, sie während der Abwesenheit der Aeltern unter ihrer Aufsicht behielte, und für ihre zweckmäßige Unterhaltung sorgte. Thäte diese Person ihre Schuldigkeit: so wäre jenem Uebel auf das Beste abgeholfen.



# Der Bote

aus

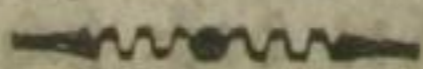
# Thüringen.

---

Ein und dreyßigstes Stück.

---

I 8 0 7.



Bote. Wirth.

B. Heute ist mir doch ein artiges Späßchen begegnet, Herr Gebatter.

W. Nun? was für ein Abenteuer wird Er doch einmahl gehabt haben?

B. Ich will es Ihm ausführlich erzählen. Als ich diesen Morgen auf die Höhe komme, die etwa noch eine gute halbe Viertelstunde vor Sandfeld liegt, und eben meine Gedanken bey den frohen Aussichten zu einer gesegneten Ernte habe, welche das herrlich stehende Getreide erwarten läßt, ruft mir jemand zu: „Herr Bote, Herr Bote! was eilt Er denn so?“ — Es schallte mir so deutlich in die Ohren, als wenn die Person, die mich anredete, nur etwa hundert Schritte von

August 1807.

H h mir



mir entfernt wäre, und doch hatte ich niemanden um mich herum bemerkt.

Er kann denken, daß ich ein wenig zusammenfuhr, und mich schnell nach allen Seiten umsah; ich bemerkte aber niemanden. Von der Seite her, wo das hohe Korn stand, schien es auch nicht zu kommen: sonst hätte ich gleich vermuthet daß sich ein Spatzvogel darin versteckt, und mir den Poffen gespielt habe.

Nachdem ich eine kleine Weile still gestanden hatte, ohne weiter etwas entdecken zu können, marschirte ich wieder vorwärts, paßte aber wohl auf, ob, und von welcher Seite her, ein nochmaliger Zuruf erfolgen würde. Kaum war ich eine Minute gegangen: so hörte ich wieder ganz deutlich rufen: „Herr Bote, zerbrech er sich nur den Kopf nicht!“ Dießmahl bemerkte ich aber deutlich, daß der Schall von der Stadt her kam; und nun fiel ich auch bald auf den Gedanken, daß mir jemand durch ein Sprachrohr aus der Ferne zugerufen haben müsse.

Als ich zwischen die Gärten kam, fand ich meine Vermuthung bestätigt. Der alte Gutmann kam mir mit dem Sprachrohr in  
der



Der Hand entgegen, und wollte sich vor Lachen darüber ausschütten, daß er mich stutzig gemacht hätte.

W. Wie war denn der zu einem Sprachrohr gekommen?

B. Er hatte es, zum Spaß, in der Auction erstanden; und war gerade diesen Morgen damit in sein Gartenhaus gegangen, um es zu probiren. Weil er mich nun eben hatte von der Anhöhe herunter kommen sehn, so mußte ich ihm zur Erreichung seines Zweckes dienen. Er freute sich, als ich ihm versicherte, daß ich sehr deutlich habe verstehen können, was er mir zugerufen hätte.

W. Ich habe doch noch niemals ein Sprachrohr zu sehn bekommen; was für eine Form hat es denn nur?

B. Man hat sie von verschiedener Gestalt. Bisweilen haben sie Aehnlichkeit mit einem Zuckerhute, indem die runde Seitenwand gerade ausläuft; ein ander Mal sind sie aber auch wieder bauchig geformt. Nur das haben sie alle mit einander gemein, daß die eine Mündung, die man an den Mund setzt, eng ist, nur so weit daß der Mund gerade hineinpaßt; die andre Mündung hingegen weit.

H h 2 W.



W. Wenn man nun also mit dem Sprachrohr jemanden Etwas zurufen will: so setzt man wohl die enge Mündung an den Mund, richtet die weite Mündung nach der Gegend hin, wo die Person sich befindet, und ruft ihr dann durch das Rohr zu?

B. Ja; und dann hört es die entfernte Person weit deutlicher, als wenn man ihr ohne das Sprachrohr zugerufen hätte.

W. Ja, ja; so ungefähr sehe ich den Grund davon wohl ein: indeß möchte ich gern einmahl eine genauere Erklärung darüber, und über das Wesen des Schalles überhaupt von Ihm hören, Herr Gevatter. Er weiß ja doch immer von allerhand zu sprechen.

B. Wenn Ihm die Sache recht deutlich werden soll: so muß ich etwas weit ausholen: da verliere Er nur die Geduld nicht.

Von elastischen Körpern wird Er schon mehrmals reden gehört haben. Man versteht darunter alle diejenigen Körper, die sich durch einen starken Druck etwas zusammenpressen, in einen engeren Raum bringen lassen, sich aber sogleich wieder in den vorigen Raum ausdehnen, wenn dieser Druck nachläßt. Wenn Er zum Beyspiel einen mit Pferdes  
haas



Haaren ausgestopften Ball zwischen den Händen zusammendrückt, und Er läßt nach: so nimmt der Ball sogleich wieder seine vorige kugelfrunde Form an. Wirft Er den Ball gegen den Fußboden: so springt er von demselben zurück; und auch dieses Zurückspringen ist eine Wirkung seiner Elasticität. Indem er nämlich gegen den Fußboden stößt, wird er zusammengedrückt; gleich nachher dehnt er sich aber wieder aus, und stößt sich dadurch selbst vom Fußboden wieder zurück.

Macht Er diesen Versuch mit metallenen, steinernen, elfenbeinern oder hölzernen Kugeln, statt des Balles: so wird Er finden daß auch diese Körper wieder vom Fußboden zurückspringen, und das beweist denn, daß auch die Metalle, der Stein, das Elfenbein und das Holz elastische Körper sind. Ja man findet im Grunde nicht einen einzigen Körper, dem alle Elasticität abgesprochen werden könnte; nur daß immer einer diese Eigenschaft in einem höhern Grade besitzt, als der andre. Selbst unter den Metallen findet hierin eine große Verschiedenheit Statt; das Silber z. B. ist elastischer als das Kupfer, und das Kupfer hat wieder mehr Elasticität als das Bley,

wels



welches unter die am wenigsten elastischen Körper gehört.

Und nicht bloß unter den festen Körpern findet man solche, die sich vor andern durch einen hohen Grad von Elasticität auszeichnen, sondern auch unter den flüssigen Körpern.

W. Hat Er mir nicht leztbin schon einmahl erklärt, daß die Luft die uns umgibt ein elastischer Körper sey?

B. Ganz recht, jetzt fällt mir's ein: als wir von den mehrerley wohlthätigen Zwecken sprachen, welche der liebe Gott durch die Luft erreiche (s. S. 344 des vorigen Jahrgangs). Nun wenn Er sich noch auf das besinnt, was ich Ihm damahls über die Elasticität der Luft gesagt habe: so werde ich mich jetzt viel kürzer fassen können, und Ihm doch verständlich werden. Sagte ich Ihm damahls nicht auch, daß die Luft dadurch für uns sehr wohlthätig werde, daß sie jeden Schall der in unserer Nähe entstände bis zu unserm Ohr fortpflanze?

W. Ey frenlich; aber damahls sprachen wir nur so beiläufig vom Schalle.

B. Nun über acht Tage wollen wir ausführlicher darüber sprechen.



## Pädagogische Reise durch Deutschland.

Unter diesem Titel bin ich gesonnen dem Publikum eine Schrift zu liefern, die vielfaches Interesse, besonders für alle Pädagogen und Schulleute, erregen soll. Im Jahre 1805 trat ich auf allerhöchsten Befehl der bayrischen Regierung eine literarische Reise an. Die nächste Aufgabe für mich war, daß ich so viel möglich die berühmtesten Erziehungs- und Unterrichtsanstalten Deutschlands besuchen, und dann die Resultate meiner Erfahrungen durch amtlich pädagogische Berichte an die bayrische oberste Schulen- und Studiensbehörde gelangen lassen sollte. Ich habe dem allerhöchsten Auftrage, und dem ehrenvollen Vertrauen, das man in mich gesetzt hatte, aus allen Kräften zu entsprechen gesucht; aber zugleich stieg in mir der Wunsch auf, meine pädagogische Aemter zur segenvollen Aufnahme des Schul- und Erziehungswesen dem gesammten deutschen Publikum mitzutheilen. — Indes ward mein Vorhaben durch die kriegerischen und blutigen Ausbrüche 1805 und 6 in mancher Beziehung gehindert; meine eignen Privatverhältnisse waren zu gleicher Zeit mißlich; meine Gesundheit hatte durch die mannigfaltigen Reisestrapazen gelitten; ich mußte neue Kräfte sammeln, um arbeiten zu können. — Daher vermag ich erst jetzt — die Herausgabe meiner Schrift anzukünden.

Meine Reise, Route war folgende: München, Salzburg, Passau, Linz, Wien, Znaim, Iglau, Prag, Eßlau, Dresden, Großenhain, Baruth, Berlin, Potsdam, Babelsberg, Roswig, Dessau, Halle



Halle, Lauchstädt, Weimar, Erfurt,  
Gotha, Schnepfenthal, Schmalkalden,  
Meinungen, Hildburghausen, Coburg,  
Bamberg, Erlangen, Nürnberg, Augs-  
burg.

Ich gebe die Schrift aus nöthigenden Grün-  
den der gegenwärtigen Zeitverhältnisse auf Subs-  
cription heraus. Ich ersuche daher alle diejeni-  
gen, welche der größten und wichtigsten Angele-  
genheit des Menschengeschlechts, dem Erzie-  
hungs- und Schulwesen Aufmerksamkeit  
weihen; besonders aber meine Freunde im In-  
und Auslande, mein Unternehmen durch reichliche  
Subscribentenverzeichnisse zu unterstützen. — Hie-  
und da wird auch außerpädagogischer Stoff vor-  
kommen, und ich werde mir Mühe geben, zu un-  
terhalten und zu nützen. — Das Ganze wird  
etwa 26 bis 30 Bogen in Oktav mit einem hübs-  
chen Kupfer, Salzmanns Bildniß vorstellend,  
ausmachen, und der Preis ungefähr 2 fl. rheinl.  
betragen. Längstens bis Ende August sollen die  
Subscribentenverzeichnisse porto frey an mich ein-  
gesendet werden, und so schleunig als möglich wer-  
den dann die Exemplare abgeliefert. Wer Subs-  
cribenten sammelt erhält das achte Exemplar Rabat.

Dillingen, den 21sten Juni 1807.

Joseph Röckl,

Professor am königl. bayr. Lyzeum daselbst.

Die Buchhandlung der Erziehungsanstalt zu  
Schnepfenthal nimmt Subscription an.



# Der Bote

aus

# S h ü r i n g e n.

---

Zwey und dreyßigstes Stück.

---

1807.

---

Bote. Wirth.

B. Wenn Er sich noch auf das besinnt, Herr Gevatter, was ich Ihm einmahl beyläufig über die Entstehung des Schalles gesagt habe, so wird Er auch begreifen, warum ich vor acht Tagen anfang, von den elastischen Körpern zu sprechen.

B. Wahrscheinlich müssen die Körper, durch welche ein Schall hervorgebracht werden soll, elastische Körper seyn?

B. Allerdings. Die Glocke, das Glas, der Tisch, das Blech würden keinen Schall beim Anschlagen mit einem andern harten Körper erzeugen können, wenn sie nicht elastisch wären. Durch das Anschlagen werden sie schnell etwas zusammengedrückt, eben so schnell dehnen sie sich aber vermöge ihrer Elas-

August 1807.

S i

sticität



sticität wieder aus, und gerathen dadurch, wie eine durch einen Faden unterstützte Bleykugel die angestossen wird, in eine schwingende Bewegung, die man sich aber viel schneller denken muß, als die Bewegung einer hin- und herschwingenden Bleykugel gewöhnlich ist. Recht deutlich kann man diese schwingende Bewegung, bey einiger Aufmerksamkeit, an den ausgespannten Saiten einer Bassgeige wahrnehmen, wenn man durch Schnippen mit dem Finger, oder durch Anstreichen mit dem Bogen, einen Schall aus ihnen hervorlockt. Sie findet aber auf ähnliche Weise bey jedem andern Schalle statt.

So wie nun der erschütterte elastische Körper, auf diese Weise, schnell hinter einander folgende Schwingungen macht, stößt er beständig an die ihn umgebende Luft an, und muß diese, als einen ebenfalls elastischen Körper, dadurch nothwendig auch in eine zitternde Bewegung versetzen. Jedes zitternde Lufttheilchen stößt dann wieder an das nächstfolgende an, und so wird die Erschütterung durch die Luft immer weiter fortgepflanzt. Gelangt sie endlich auch bis zu den Lufttheilchen, die in meinem Ohre sich



sich befinden, so theilen diese Lufttheilchen ihr Zittern den äußerst zart gebaueten knorpelartigen Theilchen mit, die im Innern des Ohrs zu diesem Zwecke vom Schöpfer angebracht worden sind. Mit diesen knorpelartigen Körperchen steht ferner der Gehör, Nerve in Verbindung. Auch er wird erschüttert, sobald jene anfangen zu zittern. Der Gehörnerve führt dann die Erschütterung dem Gehirn zu, und hier wird sie für die Seele zur Empfindung: die Seele vernimmt nun den Schall.

W. Das ist doch in der That eine merkwürdige Einrichtung. Wie kömmt's nun aber wohl, daß der eine Schall uns eine angenehme Empfindung macht, der andere eine unangenehme?

B. Das hängt von der Beschaffenheit des schallenden Körpers ab. Bringt es die Art der Zusammenfügung seiner Theilchen mit sich, daß, wenn er erschüttert wird, alle Theile desselben mit gleicher Geschwindigkeit zittern, alle in derselben Zeit gleichviele Schwingungen machen: so hat die Seele von diesen gleichförmigen Schwingungen eine ange-



nehme Empfindung, der man den besondern Rahmen Klang gibt.

An einer gespannten Saite, zum Beispiel, an einer Glocke oder einem auf der Fingerspize ruhenden Stück Silbergeld u. s. w. sind die Theilchen so zusammengefügt, daß sie alle mit gleicher Geschwindigkeit zittern, wenn man diese Körper durchs Anschlagen erschüttert; wir hören daher den Schall welcher bey ihrer Erschütterung entsteht mit Vergnügen, und nennen ihn einen Klang.

Schlägt man hingegen an ein Stück Holz oder Stein: so werden die einzelnen Theile an der Oberfläche dieser Körper mit ungleicher Geschwindigkeit erschüttert; unsere Gehörwerkzeuge erhalten also bey dem dadurch entstehenden Schall ein unordentliches Gemisch von schnellen und langsamen Erschütterungen, deren Empfindung unserer Seele unangenehm oder doch wenigstens nicht angenehm ist.

W. Nun ist ja aber unter den Klängen auch wieder ein Unterschied, Herr Gevatter, wenn sie auch durch Körper von einerley Art hervorgebracht werden. Streiche ich z. B. an die vier Saiten einer Violine einzeln: so flingt



flingt jede anders, oder jede gibt einen andern Ton von sich. Woher entsteht denn wohl diese Verschiedenheit?

B. Auch das kann ich Ihm erklären. Er wird bemerkt haben, daß die Saiten, mit denen die Violine bezogen ist, alle von verschiedener Stärke oder Dicke sind. Daher machen sie denn auch wenn sie erschüttert werden, ihre Schwingungen nicht alle gleich schnell; die dickste macht ihre Bewegung am schwerfälligsten und daher auch am langsamsten; die dünnste bewegt sich mit der größten Leichtigkeit, und daher unter allen am geschwindesten. Diese verschiedene Geschwindigkeit, mit welcher die Schwingungen der Saiten auf einander folgen, macht aber auch einen verschiedenen Eindruck auf unsere Seele; sie hört einen tiefern Ton, wenn die dickere Saite, die langsamere Schwingungen macht, erschüttert wird; und einen höhern Ton, wenn die dünnere, schneller zitternde Saite in Bewegung gesetzt wird.

B. So hängt das zusammen? Das hätte ich wirklich nicht errathen. — Von der Dicke der Saiten allein kann aber der Ton wohl nicht abhängen, den sie von sich gibt; denn  
beym



beim Stimmen einer Violine verändert man ja den Ton der Saiten, ohne sie dünner oder dicker zu machen.

B. Allerdings. Daben wird die Veränderung des Tons der Saite durch Vermehrung oder Verminderung ihrer Spannung bewirkt. Soll der Ton höher werden: so spannt man die Saite stärker an; soll er tiefer werden: so läßt man die Saite etwas nach, oder vermindert ihre Spannung. Je stärker nämlich eine Saite gespannt ist, desto schneller macht sie ihre Schwingungen; je schlaffer sie hingegen angespannt ist, desto langsamer schwingt sie hin und her: so daß in jenem Falle ein höherer Ton als in diesem durch das Zittern oder Schwingen derselben entstehen muß.

B. Und welche Bewandniß hat es denn hernach mit dem Fingern, wodurch der Violinspieler so vielerley Töne hervorzubringen weiß, obgleich seine Violine nur vier Saiten hat?

B. Hier wird der Ton den ein und dieselbe Saite von sich gibt dadurch verändert, daß diese Saite bald mehr bald weniger abgekürzt wird. Wenn nämlich zwey Saiten  
ten



ten gleich dick und gleich stark gespannt sind, die eine ist aber kürzer als die andre: so gibt die kürzere einen höhern Ton von sich als die längere, weil sie ihre Schwingungen mit mehr Schnelligkeit macht, als diese. Indem aber der Violinspieler mit einem Finger der linken Hand oben am Griffbret auf eine Saite drückt so kürzt er dieselbe dadurch um etwas ab: denn das Stück der Saite, welches zwischen seinem Finger und dem Wirbel liegt, zittert nun nicht mehr mit, wenn die Saite angestrichen wird. Die durch den Fingerdruck verkürzte Saite gibt dann einen höhern Ton an, als vorher die ganze Saite angab; und je weiter der Spieler den Finger vom Wirbel wegsetzt, desto mehr verkürzt er die Saite, desto höher wird also auch der Ton, den er durch die Erschütterung derselben mit dem Violinbogen hervorbringt.

B. Nun, da geht mir doch wieder über Manches ein Licht auf, wovon ich mir bisher den Grund nicht anzugeben wußte. Er wollte mir ja aber auch die Wirkung des Sprachrohrs erklären, Herr Gevatter; davon sind wir ganz wieder abgekommen.

B. Es ist ja wahr; nun da muß ich Ihm  
erst



erst vom Zurückwerfen des Schalles etwas sagen. Hat Er denn schon einmahl ein Echo gehört?

W. Ach ja; wenn man sich im Schloßgarten, etwa hundert Schritte vom Schloß, in den breiten Gang stellt, der vom Schlosse aus gerade durch den Garten führt, und man ruft ein einsilbiges Wort gegen das Schloß hin: so hört man gleich nachher das Wort noch einmahl, aber leiser, durch das Echo oder den Wiederhall. Auch im Walde weiß ich mehrere Plätze, an denen ein Echo ist.

B. Von der Entstehung eines solchen Echo hat Er aber wohl noch keine deutliche Vorstellung?

W. Nein: davon möchte ich den Grund wohl gern wissen.

B. Die Erfahrung hat Er doch wohl schon selbst gemacht, daß ein Ball, wenn man ihn gegen eine Wand oder gegen den Fußboden wirft, wieder davon zurückprallt?

W. Das habe ich, als Knabe, oft genug wahrgenommen; warum fängt Er denn aber auf einmahl an vom Ball zu sprechen?

B. Ueber acht Tage, geliebt's Gott, soll Ers erfahren, Herr Senatier.



Der Bote  
aus  
Thüringen.

---

Drey und dresßigstes Stück.

---

1 8 0 7.

—  
Bote. Wirth.

B. Nun soll Er gleich hören, Herr Gebatte-  
ter, warum ich vor acht Tagen meine Erklä-  
rung von der Entstehung des Echo damit an-  
fang, daß ich Ihn an das Zurückspringen ei-  
nes Balles von der Wand oder dem Fußbos-  
den, gegen den man ihn warf, erinnerte. Mach-  
te ich Ihn nicht lezthin schon darauf auf-  
merksam, daß der Ball ein elastischer Körper  
sey, und daß er eben seiner Elasticität wegen  
von einem harten Gegenstande wieder zurück-  
pralle, gegen den man ihn geworfen hätte?

W. Das fällt mir allerdings wieder ein;  
aber zwischen einem Ball und einem Wort  
das ich laut ausspreche, ist doch ein Himmels-  
weiter Unterschied.

B. Freylich Unterschied genug; aber doch

August 1807.

R f

fin



findet zwischen einem geworfenen Ball und einem laut ausgesprochenen Wort auch wieder eine große Ähnlichkeit Statt. Indem ich das Wort ausspreche, wird die Luft, die vor meinem Munde ist, erschüttert, und diese Erschütterung pflanzt sich ringsumher durch die Luft nach allen Richtungen fort. So wie also der geworfene Ball durch die Luft fliehet, so fliehet auch, so zu sagen, das Wort durch die Luft. Und so wie der Ball, wenn er in seinem Fluge gegen einen harten Körper stößt, zurückspringt, so wird auch das laut ausgesprochene Wort unter ähnlichen Umständen von einem dazu geschickten Gegenstande zurückgeworfen.

B. Das Ding begreife ich doch noch nicht so ganz, Herr Gevatter.

B. Gleich will ich es Ihm noch mehr zu erläutern suchen. Die Luft, welche bey'm Ausruhen des Worts aus dem Munde herausgestoßen wird, prallt gegen die dicht vor dem Munde befindliche Luft, und drückt sie, als einen elastischen Körper, etwas zusammen. Gleich nachher dehnt sich die zusammengedrückte Luft wieder aus, stößt dabey gegen die vor ihr liegende Luft, und preßt wieder

Dies



Diese dadurch etwas zusammen. So wird immer die nächstfolgende Luft durch das Wiederausdehnen der zunächst hinter ihr liegenden zusammengepreßt, und das geht so fort, bis entweder die Kraft des Stoßes sich allmählich verliert, oder bis ein harter Körper in den Weg tritt.

Nun stelle Er sich die Lufttheile vor, die an diesem harten Körper, etwa der Mauer eines Gebäudes liegen. Diese Lufttheile werden von den hinter ihnen liegenden ebenfalls zusammengepreßt, indem sie sich aber wieder ausdehnen wollen, stoßen sie gegen die harte Mauer, prallen von derselben zurück, und wirken nun eben so auf die hinter ihnen liegenden Lufttheile, wie diese auf sie gewirkt hatten: kurz die Lusterschütterung erfolgt nun eben so rückwärts, wie sie vorher vorwärts Statt gefunden hatte; und ein Ohr, das von den auf diese Weise erschütterten Lufttheilen getroffen wird, vernimmt den Laut gerade so, als wenn er bey dem harten Körper entstanden wäre, der den Wiederhall oder das Echo verursachte.

W. Ja, ja! Nun wird es mir schon um vieles deutlicher, wie es mit dem Echo zus



geht. Mein Gevatter Niklas hat mir aber auch oft von einem merkwürdigen Echo erzählt, das er in der Fremde einmahl gehört hat; das hat ein ausgerufenes Wort sechs mahl hintereinander wiederholt. Wie in aller Welt muß denn das nur zugegangen seyn?

B. Das ist gar nicht so schwer zu begreifen, als Er denkt. Ein Schall breitet sich doch von dem Orte wo er entstanden ist, nach allen Richtungen hin aus; kann er da nicht gegen mehrere feste Gegenstände anprallen, und von denselben zurückgeworfen werden? Und wenn nun der eine dieser Gegenstände immer ein 30 bis 50 Schritte weiter entfernt ist: so muß doch der Schall bey jedem dieser Gegenstände etwas längere Zeit nöthig haben, um hin, und wieder zurück zu kommen. Das Ohr vernimmt also erst den Schall selbst; dann das vom nächsten zurückwerfenden Gegenstände herrührende Echo; darauf das vom nächstfolgenden etwas entferntern Gegenstände kommende, und so weiter; es hört also das ausgerufene Wort mehrmals hinter einander, jedoch die folgenden Mahle immer schwächer wiederholt: das Echo ist nun vielfach.

B. Nein, das hätte ich nicht gedacht,  
daß



Daß diese Erscheinung so leicht zu erklären wäre. Und nun kommt es ja wohl auch an die versprochene Erklärung der Wirkung des Sprachrohrs?

B. Allerdings. Beschrieben habe ich Ihm schon die Einrichtung und den Gebrauch desselben; ich erinnere also nur noch einmahl, daß man die weite Mündung des wie ein Zuckerhut ungefähr gestalteten Rohrs nach der entfernten Person hinrichten mußte, der man Etwas dadurch zurufen wollte, während man die engere Mündung an den Mund hielt.

Nun bedenke Er ferner, daß das Wort, welches ich ausrufe, rings um mich her gehört wird, und daß man sich, wie ich vorhin schon bemerkte, daher vorstellen kann, als fliege das ausgerufene Wort von meinem Munde aus nach allen Richtungen durch die Luft. Rufe ich ohne Sprachrohr: so wird das entfernte Ohr dessen, dem ich zurufen will, allerdings auch eins von den nach allen Richtungen gleichsam fortfliegenden Wörtern empfangen aber, wegen der beträchtlichen Entfernung wird der Eindruck den es auf die Gehörwerkzeuge macht, so gering seyn, daß die Seele nichts davon empfindet.

Was



Was geschieht hingegen, wenn ich bey dem Ausrufen des Worts das Sprachrohr an den Mund halte? Da prallen viele von den andern zu gleicher Zeit aus meinem Munde gleichsam ausfahrenden Wörtern, an der innern Seitenwand des Sprachrohrs ab, und bekommen nach dem Abprallen eine ganz andre Richtung. Statt nämlich sich nach verschiedenen Richtungen rings umher zu verbreiten, fliegen sie, der Einrichtung des Sprachrohrs zufolge, nach dem Abprallen alle nach der Gegend hin, nach welcher die weite Mündung des Sprachrohrs gerichtet ist. In dieser Gegend befindet sich aber die Person, der ich zurufen will; und deren Ohr erhält nun also noch mehrere von den an der innern Wand des Sprachrohrs abgeprallten Wörtern; die denn zusammen stark genug auf die Gehörswerkzeuge wirken, um der Seele des Entfernten deutlich vernehmbar zu werden.

**B.** Diese Erklärung läßt sich hören. — Die Sprachröhre dienen aber wohl mehr nur zum Vergnügen, als daß man einen wirklich nützlichen Gebrauch davon machen könnte?

**B.** Unter manchen Umständen werden sie doch auch recht nützlich. Auf den Schiffen  
z. B.



z. B. bedient man sich ihrer mit großem Vortheil, um sich mit den Personen unterreden zu können die auf einem andern Schiffe sind, dem man auf dem Meere begegnet. Denn erstlich dürfen zwey Schiffe, die beyde im Segeln begriffen sind, einander nicht gar nah kommen: aus Furcht gegeneinander zu fahren und sich zu beschädigen; und zweytens ist in dem Schiff und um dasselbe herum oft ein so großes Getöse, daß man einen Zuruf ohne Behülfe des Sprachrohrs, selbst dann nicht verstehn würde, wenn der Zurufende nicht gar weit vom Schiffe entfernt wäre.

Auch die Thürmer in den Städten sind gewöhnlich mit einem Sprachrohr versehen, um von der Höhe herab in der sie wohnen, den unten in der Stadt befindlichen Menschen durch dasselbe zuzurufen zu können, wenn sie ihnen von einer entdeckten Feuersbrunst, oder einer drohenden Gefahr von anderer Art umständlichere Nachricht geben wollen.

B. Irre ich nicht: so habe ich auch einmahl von einem Höhrrohr sprechen gehört. Weiß Er etwas davon, Herr Gevatter?

B. O ja! Jedes Sprachrohr kann zugleich als Höhrrohr dienen; man braucht nur die  
engere



engere Mündung desselben an das Ohr zu halten, und die weite Mündung nach der Gegend hin zu richten, von welcher der Schall herkommt, den man mit Hülfe des Rohrs deutlicher vernehmen will. Gesezt nämlich daß es wieder ein Wort wäre, was man aus der Entfernung vernehmen wollte; so sammelt das Hörrohr viel mehrere von den aus dem Munde des Rufenden gleichsam nach allen Seiten hin ausgegangenen Wörtern, als ohne dasselbe zum Ohre gelangt seyn würden: und das Ohr kann durch die vereinigte Wirkung derselben nun deutlicher vernehmen was die entfernte Person gerufen hat.

**W.** Das ist mir wohl begreiflich. Mit Hülfe eines Sprachrohrs könnte man also einem Entfernten erstlich deutlich etwas zurufen, und, indem man es hernach als Hörrohr gebrauchte, auch sogleich wieder dessen Antwort deutlich vernehmen?

**B.** Allerdings.



Der Bote  
aus  
Thüringen.

---

Vier und dreßzigstes Stück.

---

1807.

—  
Bote. Wirth.

B. Das letzte Mal sagte ich Ihm doch, daß man jedes Sprachrohr auch zugleich als Hörrohr gebrauchen könnte. Auf Reisen müßte es daher bisweilen recht gute Dienste leisten, wenn man einen auf dem Felde arbeitenden Menschen, von der Straße aus, nach dem rechten Wege fragen, und wieder seine Antwort erhalten wollte, ohne erst zu ihm hin gehen, und sich dadurch um eine Viertelsstunde versäumen zu müssen.

W. Da hat Er recht, Herr Gebatter; wenn ich noch einmahl Lust zum Reisen bekomme: so werde ich Setnen Rath befolgen und mein Reisegeräth mit einem Sprachrohr vermehren.

B. In Ermangelung eines bessern Sprachrohrs  
August 1807. 21



rohrs kann man auch wohl allenfalls gleich aus seinen zwey Händen eins bilden. Man macht sie hohl, legt die hohlen Seiten aneinander, als wenn man die Hände falten wollte, bildet dann eine kleinere Oeffnung bey den Daumen, und eine weitere bey den kleinen Fingern, bringt die erstere vor den Mund und ruft nun nach der Gegend hin, in welcher das Gerufene verstanden werden soll.

Auch die Stelle eines Hörrohrs kann einigermaßen durch die hohlen Hände vertreten werden. Man legt sie so hinter die beyden Ohren, daß der Daumen sich an das Ohr anschließt, und die hohle Seite nach der Gegend hin gekehrt ist, von welcher der Schall herkommt. Der Schall wird dann um ein Beträchtliches deutlicher empfunden werden, als ohne die Beyhülfe der hohlen Hände. Unser äußeres Ohr selbst leistet uns einen ganz ähnlichen Dienst, wie dort die hohle Hand; ohne dasselbe würden wir einen aus der Ferne kommenden Zuruf bey weitem nicht so gut verstehn, als wir ihn mit Hülfe desselben vernehmen können.

Noch Eins, Herr Gevatter. Hat Er denn auch darauf wohl schon einmahl Achtung  
ges



gegeben, daß, wie ich vor acht Tagen bey  
läufig erwähnte, als ich Ihm die Entstehung  
des vielfachen Echo erklärte, der Schall im-  
mer einige Zeit nöthig hat, um von dem Orte  
wo er entsteht bis zu unserm Ohre zu ge-  
langen?

W. O ja; darüber habe ich manchemahl  
meine Betrachtung gehabt. Wenn ich z. B.  
jemanden in der Entfernung mit der Axt ar-  
beiten sah, so hörte ich den durch den Hieb ver-  
ursachten Schall immer erst ein Paar Secun-  
den später, als ich den Arm des Arbeitenden  
mit der Axt niederfahren sah. Es läßt sich  
aber auch wohl denken, daß es eine Weile  
dauern muß, bis die Erschütterung, die den  
Schall verursacht, sich von einem Lufttheil-  
chen auf das andre fortpflanzt, und endlich  
zum Ohre gelangt.

B. Die Naturforscher haben durch Vers-  
uche, die sie darüber anstellten, genau be-  
stimmt, wie viel Zeit der Schall nöthig habe  
um eine Strecke von Einer Deutschen Meile  
zu durchlaufen. Sie fanden daß es 22 Secun-  
den, oder etwas über den dritten Theil ei-  
ner Minute dauerte. In einer Stunde wür-  
de der Schall also eine Strecke von 160 deut-  
schen



schen Meilen zurücklegen können; wenn es anders einen Schall gäbe, der stark genug wäre, um in einer so großen Entfernung noch auf ein menschliches Ohr wirken zu können. Unser Herr Pfarrer rechnete sogar zum Spaß einmahl aus, in wie viel Zeit der Schall wohl vom Monde bis zu uns würde kommen können, wenn der Raum zwischen unserer Erde und dem Monde mit Luft angefüllt wäre, durch welche er sich fortpflanzen könnte. Er fand daß dazu 12 Tage und 8 Stunden nöthig seyn würden.

W. Da fällt mir auch noch etwas ein, was wohl hierher gehört; daß man nämlich aus der Dauer der Zeit, die zwischen dem Blitze und dem darauf folgenden Donner verfließt, auf die Entfernung des Gemitters schließen kann.

B. Allerdings gehört das hieher; je mehr Zeit der durch den Blitz veranlaßte Schall braucht, um von dem Orte seiner Entstehung bis zu unserm Ohre zu kommen: desto größer muß die Strecke seyn, durch welche er sich in der Luft fortzupflanzen hatte. Befindet man sich in der Nähe eines Gegenstandes der vom Blitze getroffen wird: so hört man  
Den



den Knall in demselben Augenblick, in welchem man den Blitz sieht.

W. Er sagte vorhin, Herr Gevatter, daß der Schall über 12 Tage brauchen würde, um vom Monde bis auf die Erde zu gelangen: wenn nämlich der Raum zwischen beiden mit Luft angefüllt wäre. Die Luft die unsere Erde umgibt, reicht also wohl nicht bis zum Monde hin?

B. Da fehlt viel! Ich sagte Ihm ja schon vor dem Jahre einmahl, als wir darüber sprachen, daß es unmöglich wäre mit dem Luftschiffe eine Reise in den Mond zu machen (vor. Jahrg. Seite 142), daß man die Luft immer dünner fände, je mehr man sich, beim Bestelgen eines Berges zum Beispiel, über die niedrigen Gegenden der Erdoberfläche erhebe. Nimmt aber die Dichtigkeit der Luft schon in so geringer Höhe über der Erde so beträchtlich ab: so ist wohl zu vermuthen, daß sich dieselbe nicht gar weit erstrecken könne. Es läßt sich dieß aber auch daraus schließen, daß die Luft alle Bewegungen des festen Erdkörpers, den sie umgibt *m i t m a c h t*: nämlich sowohl die tägliche Umdrehung desselben



selben um seine Aye, als auch den jährlichen Umlauf um die Sonne.

W. Ey, woher weiß man denn das aber?

B. Das zeigt ja die Erfahrung alle Augenblicke. Bedenke Er doch nur, wie stark man schon den Widerstand der Luft empfindet, wenn man recht schnell läuft; und vergleiche Er nun die Schnelligkeit eines laufenden Menschen mit der Geschwindigkeit der Erdfugel, bey ihrem Umlauf um die Sonne. Sie legt bey diesem Umlauf in jeder Secunde etwas über 4 Meilen Weges zurück, also so viele Meilen als ein Laufender in derselben Zeit etwa Sprünge zu machen im Stande ist. Müßte da nicht die Luft, wenn sie sich nicht mit der Erde zugleich fortbewegte, sondern ruhend durch den Weltraum ausgebreitet wäre, der Erde, die sich mit der großen Geschwindigkeit durch dieselbe bewegte einen so heftigen Widerstand entgegensetzen, daß Menschen, Thiere, Gebäude und andre Gegenstände durch den dadurch veranlaßten Druck umgeworfen und zertrümmert, die Erde selbst aber bald in ihrem Laufe aufgehaltten werden würde?

W. Das ist freylich wohl wahr; was glaubt man



man denn aber, daß sich zwischen der Erde und dem Monde und überhaupt zwischen den Weltkörpern befinde?

B. Ob der Raum ganz leer, oder mit einem körperlichen Stoffe angefüllt sey, das läßt sich, da wir nicht aus unserm Luftkreise herauskommen können, wohl schwerlich durch die Erfahrung bestimmen. Nur bleibt immer so viel gewiß, daß wenn ein flüssiger Körper durch jenen Raum verbreitet ist, derselbe eine äußerst geringe Dichtigkeit, eine viel tausendmal geringere als unsere Luft haben muß: weil er sonst der Bewegung der Himmelskörper hinderlich seyn würde.

B. Ja, wenn ich an die Bewegung dieser großen Körper denke: da stehen mir die Gedanken still. Was haben wir Menschen nicht für Anstrengung nöthig, wenn ein großer Stein, der etwa ein hundert Centner wiegt, auch nur ganz langsam fortbewegt werden soll; und in dem unermesslichen Weltraume hat der Allmächtige so viele große Körpermassen, gegen die ein solcher Stein nichts ist, mit einer Geschwindigkeit in Bewegung gesetzt, die wir unbegreiflich finden. — Vier Meilen, sagte Er vorhin, lege die Erde in jeder Secunde



de etwa zurück, das ist ja eine fast undenk-  
bare Geschwindigkeit! Wie weit fliegt denn  
wohl etwa eine Kanonenkugel in derselben  
Zeit?

B; Ich habe immer gehört daß man eine  
Kanonenkugel, auch durch die stärkste Pulvers  
ladung, und unter den günstigsten Umständen  
nicht wohl 2tausend Schuh weit in einer Sec  
unde treiben könne; das ist also ungefähr  
der 12te Theil einer Meile. Unser Erdkörper  
bewegt sich folglich indem er seinen Umlauf  
um die Sonne macht, etwa funfzigmahl schnel  
ler als eine mit der größten Gewalt abgeschoss  
ene Kanonenkugel.

B. Nun, das ist wahr! und doch braucht  
er ein ganzes Jahr um seinen Lauf um die  
Sonne Ein Mahl zu vollenden?

B. Das braucht er allerdings; aber bedens  
te Er auch, wieviel Meilen diese jährliche  
Reise unsers Erdballs ausmacht! Die Erde  
bleibt während derselben beständig über 200  
tausend mahl tausend Meilen von der Sons  
ne entfernt. Sie durchläuft also jährlich eis  
ne kreisähnliche, runde Bahn, deren Durch  
schnitt über 40 Millionen Meilen beträgt;  
Eine solche Bahn muß aber über 125 Millio  
nen Meilen lang seyn.



Der Bote  
aus  
Thüringen.

---

Fünf und dreyßigstes Stück.

---

1 8 0 7.

—w—  
Bote. Wirth.

**W.** Ich habe die acht Tage her die schnelle Bewegung unserer Erde um die Sonne gar nicht wieder aus dem Kopfe bringen können. Nun sage Er mir aber einmahl aufrichtig, Herr Gebatter, ob Er im Stande ist, den Grund deutlich einzusehn, warum die großen Weltkörper so frey im Weltraume schweben und sich bewegen können, ohne gegen einander zu stoßen und überhaupt in Unordnung zu gerathen?

**B.** Ich habe mehrmals mit dem Herrn Pfarrer darüber gesprochen: und seitdem ist meine Vorstellung von der Sache doch wenigstens in vieler Rücksicht richtiger geworden: wenn gleich ich mich nicht rühmen kann, so völlig klar den Grund davon einzusehn. Man

Sept. 1807.

M m mag



mag übrigens die Anordnung des Weltgebäudes des, so weit wir Menschen es kennen, betrachten wie man will: so muß die Betrachtung desselben uns zur Bewunderung und Verehrung des großen Wesens führen, das in demselben seine Allmacht und Weisheit so deutlich offenbarte.

Was mir der Herr Pfarrer über die Anordnung des Weltgebäudes gesagt hat, will ich Ihm, da er doch zu wissen wünscht, wie weit meine Kenntniß davon geht, kürzlich mittheilen.

Erstlich, meynte er, müsse man sich nur an den Grund erinnern, warum sich von unserm Erdkörper nicht bald hier, bald dort Theile trennen, und in den weiten Himmelsraum geschleudert werden: da doch dieser Erdkörper beständig in einer äußerst schnellen Bewegung begriffen ist. Der Grund davon läge nämlich darin, daß alle Körper auf unserer Erde schwer wären, daß sie alle ein Bestreben zeigten dem Erdkörper sich zu nähern. Es müsse also wohl der Erdkörper eine eigenthümliche Kraft besitzen, die andern Körper festzubalten, oder, wenn sie von ihm entfernt wären, sie an sich zu ziehen.

Stels



Stellte man sich nun diese Kraft des Erds Körpers deutlich vor: so könne man auch begreifen, wodurch der Mond verhindert werde, sich von der Erde nach und nach immer weiter zu entfernen. Auch ihn halte nämlich die Erde vermittelst jener ihr vom Schöpfer verliehenen Kraft gleichsam fest; auch ihn ziehe sie nach sich hin, wie sie jeden andern Körper, der durch nichts zurückgehalten werde, an sich ziehe.

**W.** Das läßt sich hören; aber müßte denn da der Mond sich nicht wirklich der Erde nach und nach immer mehr nähern, und endlich eben so wohl auf die Erde herabfallen, wie ein Stein auf sie herab fällt?

**B.** Diesem Herabfallen des Mondes ist durch die schnelle Bewegung vorgebeugt, die ihm der Schöpfer ertheilt hat. Würde der Mond nicht von der Erde angezogen, so müßte er sich, vermöge der ihm angeschaffenen ziemlich schnellen Bewegung, in kurzer Zeit weit von der Erde entfernen. So aber, da Anziehung und Bewegung zugleich Statt finden: wird diese von jener verhindert, daß sie den Mond der Erde nicht entführen kann; und jene von dieser, daß sie denselben nicht



gang zur Erde herabzieht. Der Mond bewegt sich nun nicht, wie es ohne die Anziehung der Erde geschehen würde, nach einer geraden Linie fort: sondern er wird, wegen dieser Anziehung, beständig vom geraden Wege abgelenkt, und in einer gekrümmten, kreisähnlichen Bahn um die Erde herumgeführt.

W. Ja, ja; diese Erklärung gefällt mir nicht übel. So kann sich also der Mond niemals von unserer Erde verlieren, er bleibt immer ihr treuer Begleiter; und doch nähert er sich derselben auch nicht mehr als recht ist, und stürzt noch weniger jemahls auf dieselbe herab. — Einen Zweifel muß ich Ihm aber doch noch vorlegen, Herr Gevatter. Wenn sich sonst ein Körper bewegt, so dauert doch, wie die Erfahrung lehrt, seine Bewegung nicht lange fort: es sey denn daß wieder eine neue Kraft auf ihn wirkte; die Mühle steht still, sobald kein Wasser mehr auf das Rad fällt; die Uhr steht still, sobald das Gewicht abgelaufen ist; Eine Kugel die ich auf einer ebenen Wiese fortrolle, kommt bald zur Ruhe, wenn sie nicht einen neuen Stoß erhält. Sollte da wohl der Mond sich fortsetzen  
bei



bewegen können, ohne von Zeit zu Zeit einen neuen Stoß zu erhalten?

B. Den Einwurf machte ich dem Herrn Pfarrer auch; er meinte aber, die Ursachen welche die Mühle, die Uhr oder die rollende Kugel zur Ruhe brächten, fänden bey dem Monde nicht Statt. Diese Ursachen wären nämlich: die Reibung, und der Widerstand welchen die Luft den Körpern die sich in derselben bewegten entgegensezte.

W. Welchen kann sich nun freylich der Mond, der im Weltraume frey schwebt, an nichts; und ein Widerstand der Luft findet, wie ich aus unserer vorigen Unterhaltung behalten habe, eben so wenig Statt; diese beyden Hindernisse der Bewegung fielen also allerdings bey'm Monde weg; aber nach und nach, dächte ich, müßte er dennoch zur Ruhe kommen.

B. Das kömmt Ihm freylich so vor, und mir auch; weil wir's an den Körpern, die sich auf unserer Erde bewegen, nicht anders gewohnt sind. Ueberlegt man die Sache indes genauer: so findet man, daß man sich wirklich bey dieser Vorstellung täuscht. So gut als eine Ursach, eine Kraft nöthig ist, wenn ein ruhender Körper in Bewegung gesetzt



sezt werden soll: eben so gut ist auch eine Ursach nöthig wenn ein Körper, der sich bewegt, in Ruhe versetzt werden soll. Kann Er mir also keinen Grund, keine bestimmte Ursach angeben, die den Mond in seinem Laufe aufhalten und ihn allmählich zur Ruhe bringen muß: so darf Er auch nicht behaupten daß der Mond von Zeit zu Zeit einen neuen Stoß bekommen müsse, wenn er seine Bewegung um die Erde fortsetzen solle.

B. Ich werde Ihm wohl wieder Recht geben müssen, Herr Gevatter.

B. So wie es nun mit dem Monde zugeht, daß er sich beständig in der ihm vom Schöpfer angewiesenen Entfernung um die Erde bewegt, ohne sich jemahls von derselben zu verlieren, so geht es auch mit den übrigen Weltkörpern zu, deren Bewegung im Weltraume wir wahrnehmen können: mit unserer Erde selbst, mit den Planeten, den Nebenplaneten oder Monden, und mit den Kometen.

Unsere Erde, zum Beispiel wird ganz auf ähnliche Weise von der Sonne festgehalten, wie sie selbst den Mond festhält. Sie würde von der Sonne ganz angezogen werden, und mit derselben zusammenstoßen, wenn sie  
sich



sich nicht ebenfalls in einer beständigen, sehr schnellen, und von der Sonne wegwärts gerichteten Bewegung befände, die eine Annäherung derselben an die Sonne verhindert. Und so durchläuft sie eine ähnliche kreisartige Bahn um die Sonne, wie diejenige, in welcher der Mond um sie herumgeht.

**W.** Das muß doch aber eine wunderbare Kraft seyn, durch welche die Sonne in so großer Entfernung einen Körper, wie unsere Erde ist, festhalten oder an sich ziehen kann; ich begreife nicht wie sie auf die Erde wirkt, ohne sie zu berühren.

**B.** Die Natur dieser Kraft tiefer zu ergründen, ist uns freylich nicht vergönnt; aber von dem Daseyn ähnlich wirkender Kräfte können wir uns doch täglich und stündlich durch die Erfahrung überzeugen. Ist nicht der Stein, den ich in die Luft schleudere, ebensowohl von dem festen Erdkörper getrennt, wie der Mond von der Erde, und die Erde von der Sonne getrennt ist; und gleichwohl ist in der Erde eine Kraft wirksam, die ihn von der Höhe bis zu welcher er durch den Wurf gelangte, wieder zur Erde herabtreibt: Denn ich mag ihn schleudern so hoch ich will,  
er



er wird dennoch gewiß wieder zur Erde herabfallen.

Beobachte Er ferner die Wirkung des Magnets, Herr Gebatter; der zieht ja eine Nähnadel oder ein andres Stückchen Eisen auch an sich, wenn sich gleich zwischen ihm und dem Eisen noch ein Zwischenraum von einem Zoll und darüber befindet; und es muß also demselben eine Kraft angeschaffen seyn, mit der er auf das Eisen wirken kann, noch ehe er es berührt hat.

B. Da hat Er Recht; was wir hier im Kleinen sehn, das findet dort, bey den Himmelskörpern im Großen Statt. Der Magnetsstein zieht das Stückchen Eisen an, welches einen oder einige Zoll weit von ihm entfernt ist; die Sonne zieht die Planeten nach sich zu, welche zum Theil viele Millionen Meilen von ihr entfernt sind. Nichtwahr?

B. Jawohl.



# Der Bote

aus

## Thüringen.

---

Sechs und dreßzigstes Stück.

---

1807.

—  
Bote. Wirth.

B. Wir sprachen zuletzt von der Kraft, durch welche die Planeten von der Sonne angezogen werden. Weiß Er denn auch noch, Herr Gevatter, wieviele Planeten zu unserer Sonne gehören?

W. Wenn ich nicht irre, so hat Er mich lezthin von zehn gesagt.

B. Das war im vorigen Frühjahre; das mahlts wußte ich noch nicht, daß kurz zuvor auch schon der erste Hauptplanet unserer Sonne entdeckt worden sey, der zwischen dem Mars und der Juno liegt. Sein Entdecker, der Herr Doctor Olbers in Bremen, hat ihm den Nahmen *Vesta* gegeben.

W. Was ist doch das wieder für ein sonderbarer Nahme?

Sept. 1807.

N u B.



B. Es ist, so wie die sämtlichen übrigen Planeten, Rahmen, der Rahme einer heidnischen Gottheit. Die alten Römer und Griechen standen nämlich nach ihren Religionsbegriffen, in der Meinung, daß es für jeden wichtigen Gegenstand in der Natur und der menschlichen Gesellschaft einen besondern Gott oder eine Göttinn gebe, die sich dieses Gegenstandes hauptsächlich annähmen, und darüber zu befehlen hätten. Sie dachten sich also einen Gott des Meeres; einen Gott der Luft oder der Winde, eine Göttinn des Feuers (diese hieß eben *Vesta*), eine Göttinn der Feldfrüchte, einen Gott des Weins, eine Göttin der Jagd, einen Gott der Kaufleute, einen Gott der Schmiede u. s. w., und gaben jedem seinen eigenen Rahmen. Diese Rahmen sind denn hernach, schon im Alterthum zur Benennung der damahls bekannten Planeten gebraucht worden; und als in neuerer Zeit noch mehrere, vorher unbekannt gewesene Planeten entdeckt wurden, folgte man diesem Gebrauch, und gab auch ihnen Rahmen, durch welche Götter und Göttinnen der alten Römer und Griechen bezeichnet gewesen waren.

B. Darum klingen sie mir auch alle so fremd.



fremd. Nun sey Er doch so gut und nenne Er mir noch einmahl die sämmtlichen bis jetzt bekannten elf Planeten nach der Reihe her.

B. Ich will wieder bey'm Merkur anfangen, der der Sonne am nächsten ist. Also: Merkur, Venus, die Erde, Mars, Vesta, Juno, Pallas, Ceres, Juplter, Saturn und Uranus.

W. Welcher von diesen elf Planeten ist es denn, den man jetzt immer, bey heiterm Himmel, des Abends, bald nach Sonnenuntergang am südöstlichen Himmel so hell glänzen sieht; denn daß es ein Planet seyn müsse, habe ich, nach Seiner Anweisung, daran erkannt, daß das Licht dieses Sterns nicht so zittert oder flimmert, wie das Licht der Fixsterne.

B. Es ist der Planet Juplter, der größte unter allen Planeten; dessen Oberfläche beynah 130 mal so groß ist, als die Oberfläche unserer Erde. Ich habe ihn auch zeitlich fast alle Abend mit Vergnügen betrachtet; er zeigt sich gerade jetzt vorzüglich glänzend.

W. Nun, behält er denn nicht immer denselben Glanz.



B. Für uns nicht; denn seine Entfernung von der Erde ändert sich gar beträchtlich. Kommt nämlich die Erde, bey ihrem Umlauf um die Sonne zwischen die Sonne und den Jupiter zu stehen: so ist die Erde dem Jupiter um mehr als vierzig Millionen Meilen näher, als ein halbes Jahr ungefähr später, wo Jupiter, von der Erde aus gesehen, jenseit der Sonne erscheint. Im erstern Falle ist er nämlich mindestens um  $82\frac{1}{2}$  Million Meilen von der Erde entfernt; im letztern Falle kann seine Entfernung auf 134 Millionen Meilen steigen.

B. Das ist ja gar ein Unterschied von  $51\frac{1}{2}$  Millionen Meilen! Da glaube ich es freysich, daß Jupiter weit größer und also auch glänzender erscheinen muß, wenn er uns der Sonne gegenüber, als wenn er jenseit der Sonne erscheint.

B. Jetzt gerade steht er aber wirklich ungefähr der Sonne gegenüber: denn wenn die Sonne am westlichen Horizonte untergegangen ist: so sehen wir ihn nicht gar hoch über dem östlichen Horizonte stehen; er ist also kurz zuvor aufgegangen; und um Mitternacht, wo die Sonne gegen Norden hin, am tiefsten

uns



unter unserm Gesichtskreise steht, erblicken wir den Jupiter in Süden, am höchsten über den Gesichtskreis erhaben.

B. Ja, ja; vorige Woche kam ich einmahl erst gegen zwölf Uhr in der Nacht zur Ruhe: da stand der helle Stern, den ich eben von Ihm als den Planet Jupiter kennen gelernt habe, gerade dort über der Kirche, wo des Mittags die Sonne steht.

B. Nichtwahr? Die Astronomen nennen das: der Planet stehe im Gegenschein mit der Sonne. Wenn aber der Planet mit der Sonne zugleich in Mittag steht, und uns folglich, wegen des Glanzes der Sonne nicht sichtbar ist, so sagen sie, er befinde sich in der Zusammenkunft mit der Sonne.

B. Hat Er mir nicht auch schon einmahl von mehreren Monden erzählt, die sich um den Jupiter herum bewegen, so wie unser Mond sich um unsere Erdfugel herum bewegt.

B. Ja wohl (s. S. 100); der Jupiter hat vier Monde, von denen ich Ihm damahls allerhand erzählt habe.

B. Sind denn außer dem Jupiter jetzt noch mehr Planeten des Nachts am Himmel sichtbar?

B.



B. Keiner wenigstens so deutlich, als Jupiter. Bald nach Sonnenuntergang kann man jedoch, bey einiger Aufmerksamkeit, nah am westlichen Horizont noch drey andre Planeten erkennen; den Mars nähmlich, den Saturn und die Venus. Da sie aber sämtlich bald nachdem die Sonne untergegangen ist, ebenfalls untergehn: so machen sie, wegen der um diese Zeit noch Statt findenden Helligkeit des Himmels, nur einen sehr schwachen Eindruck aufs Auge.

W. Die Venus, nicht wahr, ist doch der Planet, den man bald Morgenstern, bald Abendstern nennt?

B. Ganz recht; jetzt ist sie Abendstern, weil sie sich uns des Abends nach Sonnensuntergang zeigt. Wenn wir aber noch etwa sechs Wochen hinhaben: so wird sie in die Zukunft mit der Sonne kommen, und uns daher ganz unsichtbar werden. Anfang Novembers kommt sie uns jedoch auf der andern Seite wieder zu Gesicht. Nun sehn wir sie aber, statt daß wir sie jetzt Abends nach Sonnenuntergang erblicken, des Morgens vor Sonnenaufgang am östlichen Himmel stehn, und nennen sie daher Morgenstern.

W.



W. Könnte man denn da nicht eben so gut auch alle andern Sterne bald Abendsterne und bald Morgensterne nennen?

B. Nur bey'm Planeten Merkur, der auch wie die Venus, der Sonne näher ist als unsere Erde, könnte man es mit demselben Rechte thun; aber Merkur fällt, wegen seiner geringern Größe, und seiner größern Nähe bey der Sonne, bey weitem nicht so schön ins Auge, wie die Venus; und hat deshalb auch die Aufmerksamkeit der Erdenbürger nicht so auf sich gezogen wie diese. Die andern Planeten hingegen, die alle weiter von der Sonne entfernt sind, als unsere Erde, können uns zu jeder Stunde der Nacht, und nicht wie jene beyden, bloß Abends und Morgens erscheinen.

W. Nun sprach Er vorhin auch noch von den Kometen, Herr Gevatter; sind das nicht dieselben Himmelskörper, die man auch Schweifsterne oder Haarsterne zu nennen pflegt: weil sie einen leuchtenden Schweif haben?

B. Ganz richtig: bey vielen hat man als ledings diesen Schweif wahrgenommen; oft war er von sehr ansehnlicher Länge. Andre

Ko!



Kometen zeigten sich aber auch ohne einen solchen Schweif.

B. Aus meinen jüngern Jahren her besinne ich mich noch sehr wohl, einen großen Kometen gesehn zu haben; Er muß es ja auch wohl wissen, Herr Gevatter.

B. Ja wohl; es war im Jahr 1769, im Monath August, als er zuerst entdeckt wurde. Im September zeigte er sich am ansehnlichsten, und mit einem langen Schweife. Bald nachher entfernte er sich aber wieder so weit von der Erde, daß man ihn nicht mehr erkennen konnte.

B. Diese Kometen bewegen sich also ebenfalls um unsere Sonne, wie die Planeten?

B. Allerdings; nur mit dem Unterschiede, daß sie während ihres Umlaufs um dieselbe ihre Entfernung von der Sonne viel beträchtlicher verändern, als die Planeten. Ein Mal kommen sie der Sonne so nah, und wohl noch näher als Merkur, der Planet der unter allen am nächsten bey der Sonne sich befindet. Dann aber entfernen sie sich wieder so ungeheuer weit von ihr, daß sie von der Erde aus, selbst durch Fernröhre nicht mehr wahrgenommen werden können.



# Der Bote

aus

# Thüringen.

---

Sieben und dreßzigstes Stück.

---

1807.

**Bote. Wirth.**

**B.** Er ist also auch jetzt auf die Nachrichten aus Dänemark vorzüglich gespannt, Herr Gevatter? — Da wird es Ihm ja wohl nicht unangenehm seyn, wenn ich Ihn heute einmahl mit dem dortigen Kriegsschauplatze etwas bekannter mache; ich habe am Sonntag in einer Erdbeschreibung darüber nachgelesen, die mir der Herr Pfarrer geliehen hat: und so ist mir denn das Wichtigste noch so ziemlich frisch im Gedächtniß.

**W.** Recht gern will ich Ihm zuhören; fange Er nur immer an zu erzählen.

**B.** Das dänische Reich, das jetzt von den Engländern bekrlegt wird, liegt, wie Er weiß, im Norden von Niedersachsen, und besteht theils aus einem Theil des festen Landes,

Sept. 1807.

D o

theils



theils aus mehreren Inseln. Ueberdies stehen aber auch noch das Königreich Norwegen, die große Insel Island und mehrere Niederlassungen in Ost- und West-Indien unter der Regierung des Königs von Dänemark.

Der Theil des eigentlichen Königreichs Dänemark, welcher mit dem festen Lande zusammenhängt, besteht aus dem Herzogthum Holstein, das, bis zur Auflösung des deutschen Reichs, im vorigen Jahre, einen Theil desselben ausmachte; ferner aus dem Herzogthum Schleswig, welches durch die Eyder, einen schiffbaren Fluß, von Holstein getrennt wird; und aus der Halbinsel Jütland, die den nördlichsten Theil des Königreichs ausmacht.

Unter den dazu gehörigen Inseln zeichnen sich zwey durch ihre Größe aus, die auf der östlichen Seite von Jütland, nebeneinander liegen. Zunächst an Jütland liegt die kleinere von ihnen, welche Fünen heißt; und Seeland ist der Rahme der größern, die nicht gar weit von der Schwedischen Küste entfernt ist. Zwischen der Halbinsel Jütland und der Insel Fünen läuft eine Meeresstraße durch, welche der Kleine Belt genannt wird; zwischen

schen



schen Fünen und Seeland zieht sich der große Belt durch; und die Meerenge die zwischen der Insel Seeland und der Schwedischen Küste liegt, heißt der Sund. Am schmalsten, nämlich nur eine halbe Meile breit ist diese Meerenge bey der nordöstlichen Spitze der Insel, auf der die Stadt Helsingör und dicht am Strande die starke Festung Kronenburg liegt, von welcher alle durch den Sund gehende Schiffe beschossen werden können. Jedes Handelsschiff, es sey von welcher Nation es wolle, muß, wenn es durch den Sund fahren will, bey Helsingör anhalten, und an die Dänische Regierung einen Zoll entrichten. Das beträgt denn zusammen jährlich eine ansehnliche Summe: da in Friedenszeiten die Zahl der in einem Jahre durch den Sund gehenden Schiffe sich auf acht und mehrere Tausende beläuft.

Diese Insel Seeland ist es nun, auf welche die Engländer hauptsächlich ihr Augenmerk gerichtet haben: weil die Hauptstadt des Reichs, Kopenhagen auf der östlichen Küste derselben liegt, in deren vortrefflichen Hafen die ganze Kriegsflotte der Dänen in Verwahrung ist, die sie so gern in ihre Gewalt



walt bekommen möchten. Von dieser Insel werde ich Ihm also hauptsächlich eine kurze Beschreibung machen müssen.

Sie wird von der Schwedischen Küste, wie schon gesagt, durch den Sund, und von der Insel Fünen durch den großen Belt getrennt. Nach Norden hin stößt sie an den Kattegat, einen großen Meerbusen, der von der Halbinsel Jütland, dem südlichen Theile des Königreichs Schweden, und der Insel Seeland, von der wir sprechen, eingeschlossen wird; und nach Osten und Süden gränzt sie an die Ostsee. Ihre Länge beträgt 16 bis 17 Meilen, und ihre Breite 13 bis 14 Meilen. Das Land ist auf dieser Insel sehr fruchtbar; besonders bringt es gute Gerste und guten Hafer so reichlich hervor, daß man sie in großer Menge ausführen kann. Gute Wiesen trifft man ebenfalls dort an, und in manchen Gegenden der Insel auch Eichen- und Buchens Wälder. Die Gegend um Kopenhagen hingegen ist Holzarm, und man brennt daseibst viel Torf.

B. Das ist das schwarze, in einander verwachsene Wurzelwerk, das man hin und wieder in sumpfigen Gegenden antrifft, mit  
Dem



dem Grabscheit in Form von Backsteinen aussticht, an der Luft und Sonne austrocknen läßt, und dann zum Brennen braucht?

B. Ganz recht, Herr Gebatter. Für manche Holzarme Gegenden ist dieser Torf eine große Wohlthat, so wie es für andere die Steinkohlen sind, die ich Ihm ein anderes Mal beschrieben habe (s. S. 59).

Die Hauptstadt Kopenhagen ist 5 Meilen vom Sund und der dabey liegenden Stadt Helsingör entfernt. Zwischen diesen beyden Städten setzten die Engländer am 16ten August ihre Truppen ans Land. Dem Theil der Küste, auf welcher Kopenhagen liegt, gerade gegen über liegt die fruchtbare Insel Amack, die anderthalb Meilen lang, und etwas über eine halbe Meile breit ist. Der Meeres-Arm, welcher diese Insel von der Stadt trennt ist an einigen Stellen so schmal, daß zwey Brücken über denselben führen. Auf Amack selbst liegt noch ein Theil der Stadt Kopenhagen, der den besondern Nahmen Christianshafn führt.

Zwischen der Seeländischen Küste und der Insel Amack ist der Hafen von Kopenhagen, den ich Ihm schon vorhin als einen vortreff-



lichen Hafen gerühmt habe. Er kann gegen fünfhundert große Schiffe in sich fassen. Mehrere tiefe Canäle führen aus demselben nach einigen Theilen der Stadt. Auf denselben können große Handelsschiffe bis dicht an die Waaren, Niederlagen der Kaufleute gebracht, und dann die Waaren die sie enthalten mit großer Bequemlichkeit sogleich in Sicherheit gebracht werden. Die dasigen Kaufleute treiben starken Handel nach Ost- und West-Indien.

Befestigt sind die Stadt und ihr Hafen, theils durch ihre gutgewählte Lage, theils durch Werke der Kunst. Zur Vertheidigung des Hafens dient unter andern die kleine Festung (Citadelle) Friedrichshafen; und den Eingang desselben pflegt man durch Batterien zu beschützen, die aus Schiffen gebildet werden. Hauptsächlich nimmt man dazu große, sehr stark gebauete Schiffe, und befestigt sie in einer Reihe neben einander, mit Ankern so: daß die darauf befindlichen Kanonen gegen den Eingang des Hafens hin gerichtet sind. Diese Schiffe werden dann, wie eine Landbatterie, mit der nöthigen Anzahl von Artilleristen, und mit einer Abtheilung anderer Soldaten besetzt; und thun gegen



gen die anrückenden feindlichen Schiffe die nachdrücklichste Wirkung.

Die Stadt Kopenhagen gewährt, von außen betrachtet, einen prächtigen Anblick. Sie ist über 4000 Ellen lang, über 3000 Ellen breit, und hat 12600 Ellen im Umfange. Sie enthält 4000 Bürgerhäuser, 180 Straßen, die in Neu-Kopenhagen und Christianshafen schnurgerade und sehr breit sind; und wird von 80tausend Menschen bewohnt. Von den vier königlichen Schlössern, die sie enthielt, ist das größte und prächtigste vor etwa 13 oder 14 Jahren abgebrannt. Unter den Gebäuden ist ein Kirchturm besonders merkwürdig, auf den man in einem mit Pferden bespannten Wagen hinauf, und auch wieder von demselben hinabfahren kann. Er ist rund, oben platt und mit einem eisernen Gitter umgeben, 150 Fuß hoch, und hat 60 Fuß im Durchmesser. Die Auffahrt ist schneckenförmig gewunden, geräumig, und äußerst dauerhaft gebauet.

Das königliche Lustschloß Friedrichsberg, welches gleich am Tage nach der Landung von den Engländern besetzt wurde, liegt etwa eine halbe Meile westlich von Kopenhagen.



penhagen, auf einem Hügel. Man hat das selbst eine unvergleichliche Aussicht, und ein anmuthiger Garten umgibt das ansehnlich große Schloß.

Außer Kopenhagen und Helsingör merke Er sich noch folgende auf der Insel Seeland liegende Städte.

Ridøge liegt etwas südlich von Kopenhagen, an einer Bucht der Ostsee, welche die Ridger-Bucht genannt wird. In dieser ging die Flotte von Transportschiffen vor Anker, welche die Englischen Truppen aus Schwedisch-Pommern wieder abgeholt hatte.

Korsør ist eine kleine Stadt, die am großen Belt, der Stadt Ribeorg in Fünen gegenüber liegt, bis zu welcher man von da 4 Meilen hat.

Kaasundborg liegt am Kattegat, und hat, nach Kopenhagen, den besten Hafen auf der Insel. Man fährt von da gewöhnlich nach Jütland über.

In der Nähe der Insel Seeland und Fünen liegen noch folgende kleinere Dänische Inseln. 1) Møen nah bey Seeland, 2) Bornholm, 3) Langeland, zwischen Seeland und Fünen, 4) Laaland und Falster.



# Der Bote

a u s

## Thüringen.

---

Acht und dreßzigstes Stück.

---

1 8 0 7.

—w—  
Bote. Wirth.

**W.** Es sind schon vierzehn Tage her, daß wir zuletzt von den Himmelskörpern sprachen, Herr Gevatter: aber jeden Abend, wann ich den gestirnten Himmel erblicke, denke ich wieder an das was Er mir davon erzählt hat. Welche Mannigfaltigkeit herrscht doch auch unter diesen großen Weltkörpern, wie unter den kleinen Geschöpfen Gottes, die wir auf unserer Erde erblicken. Da gäbe es also, wenn ich mich recht besinne, dreyerley Arten von Körpern, die sich um unsere Sonne bewegen: Hauptplaneten, Nebenplaneten und Kometen; und jede Art hätte ihr ganz Eigenthümliches. Die Hauptplaneten bewegen sich so um die Sonne, daß sie ihre Entfernung von derselben dabey nicht auffallend verändern; die Kos

Sept. 1807.

P p mes



meten hingegen so, daß sie uns nur in einem kleinen Theile ihrer Bahn sichtbar, dann aber wegen ihrer sehr großen Entfernung wieder eine lange Zeit unsichtbar sind; und die Nebenplaneten bewegen sich, während ihres Umlaufs um die Sonne, zugleich beständig um den Hauptplaneten dem sie angehören.

B. Das hat Er ja vollkommen richtig behalten, Herr Gevatter! — Nun hätte ich Ihm wieder etwas zu erzählen, was Ihm gewiß nicht gleichgültig seyn wird; von den Steinen nämlich die aus der Luft auf die Erde gefallen sind; die Naturforscher nennen sie Meteorsteine.

B. Ja, danach habe ich Ihn lange einmahl fragen, und Seine Meinung darüber hören wollen. Es waren lezthin ein Paar Herren bey mir, die ein langes Gespräch über diese Steine führten; der eine behauptete gar, wenn ich ihn recht verstanden habe, sie wären aus dem Monde gefallen: aber das will mir doch nicht in den Kopf. — Ist es denn nur auch wirklich ganz sicher und ausgemacht, daß Steine aus der Luft niedergefallen sind, die nicht etwa vorher von einem feuerspeyenden

Den



den Berge in die Höhe geschleudert worden waren?

B. Diese Thatsache leidet nun wohl gar keinen Zweifel mehr; sie ist mehrmals von Augenzeugen, unter denen sich sehr glaubwürdige, verständige Personen befanden, als wahr beurtundet, und selbst durch gerichtliche Verhöre beglaubigt worden. Was mich dazu veranlaßt mit Ihm jetzt gerade dieses Gespräch darüber anzuknüpfen, ist eine abermalige Nachricht von einem erst in diesem Jahre, im Beseyn zweyer erwachsenen Menschen aus der Luft gefallenen großen Steine, die mir der Herr Pfarrer am Sonntage aus der Zeitung vorlas.

W. Nun, da bin ich doch begierig, die nähern Umstände von Ihm zu erfahren.

B. Die Sache verhielt sich so. Am 13ten März dieses Jahres 1807, nach Mittag, wurde von den Bewohnern des Tschnowschen Kreises im Gouvernement Smolensk, einer Provinz des Europäischen Rußlands, die ziemlich in der Mitte dieses großen Reichs, etwas westlich von der Hauptstadt Moskau liegt, ein außerordentlich starker Donnerschlag gehört. Bald darauf kamen zwey fremde



Bauern, die im Gubernement Moskau zu Hause waren, in das Dorf Timochin im Zuchnowschen Kreise, zurück, aus welchem sie nicht lange vor dem Donnerschlag aufs Feld hinausgegangen waren; und zeigten an, daß sie auf dem Felde ebenfalls das entsetzliche Krachen des Schlags gehört, und in demselben Augenblick, nur vierzig Schritte vor sich, einen Stein von beträchtlicher Größe zur Erde niederfallen gesehen hätten. Sie wären anfangs betäubt stehn geblieben, dann aber, nach einiger Erholung von dem Schreck, an den Ort hingegangen, wo der Stein niedergefallen wäre. Diesen selbst hätten sie jedoch nicht sehn können, da er tief in die Erde hinein geschlagen, und mit Schnee bedeckt gewesen sey.

Der Sotskoi oder Schultheiß des Dorfes Timochin begab sich, auf diese Anzeige, mit einer Anzahl dortiger Einwohner, nach dem von den beyden Bauern angezeigten Orte; wo sie wirklich einen Stein aus der Erde herausgruben, der anderthalb Arschinen (nach unserm Maße beynah zwey Ellen) tief in die Erde eingedrungen war. Dieser Stein wog 4 Pud nach Russischem Gewicht; welches  
nach



nach unserm Gewicht etwa 140 Pfund ausmacht.

B. Nun das muß doch ein artiges Steinchen gewesen seyn; die zwey Bauern haben sich Glück zu wünschen, daß es ihnen nicht auf den Kopf gefallen ist. — War denn sonst nichts näheres von der äußern und innern Beschaffenheit des Steins angegeben?

B. Ach ja. Er ist, der Beschreibung nach, von Gestalt länglich und eckig gewesen; und seine schwarze Farbe, so wie die Glätte seiner Oberfläche haben ihm das Ansehn eines Stückes Guß, Eisen gegeben. Man zerschlug ihn, und fand ihn inwendig von Farbe aschgrau.

Zuerst brachte man ihn nach Smolensk, als der Hauptstadt des Gouvernements, wo ihn ein Gelehrter genauer untersuchte. Dieser fand, daß er zu den Eisenerzen zu rechnen wäre, daß er, wie die Eisensteine, abfärbte und sich leicht zerreiben ließ. Auch hielt er, nach der Meinung dieses Mannes, viel Kalk, welches er daraus erkannte daß die Säure die er darauf goß ein Schäumen oder Aufsteigen kleiner Luftbläschen erregte.

B. Geschlecht denn das allemahl, wenn man



man etwas Saures auf einen Stein gießt  
Der Kalk enthält?

B. Sobald es ein sogenannter roher Kalkstein ist, aus welchem Ederkalk gebrannt werden kann, so erfolgt jenes Schäumen immer, wenn man Scheidewasser oder eine andre starke Säure darauf gießt, und ist mit einem deutlich vernehmbaren Gezißch begleitet. Diese rohen Kalksteine enthalten nämlich eine feine Materie, welche die Scheidekünstler oder Chemiker Kohlensäure nennen. Wird nun eine andere stärkere Säure darauf gegossen: so dringt diese in den Stein ein, und treibt die schwächere Kohlensäure in Gestalt von Luftbläschen heraus, welche, bey ihrem Entweichen durch die aufgehoffene Flüssigkeit, das Sprudeln und Brausen verursachen.

Um aber wieder auf unsern Stein zu kommen: so wurde derselbe von Smolensk, nebst einem beigelegten Bericht über die ganze vorhin erzählte Begebenheit, nach Petersburg, an den Minister Rotschubel geschickt; und dieser hat ihn am 27ten Junius der dortigen Akademie der Wissenschaften übergeben, welches eine Gesellschaft von gelehrten Männern ist, die von der Regierung besoldet werden,  
und



und keine weitem Amtsgeschäfte haben, als daß sie mit vereintem Fleiße und Eifer die verschiedenen Wissenschaften, wie die Naturgeschichte, die Erdbeschreibung, die Sternkunde, die Meßkunde und so weiter, mit neuen Entdeckungen zu bereichern suchen. Von diesen geschickten Männern wird nun der Stein noch genauer untersucht und künftig beschrieben werden.

W. Nun, was hält denn der Herr Pfarrer von den aus der Luft gefallenen Steinen — was für einen Namen gab Er ihnen doch vorhin?

B. Meteorsteine pflegt man sie zu nennen, weil ihr Niederfallen immer mit einem Meteor, das heißt mit einer auffallenden Lufterscheinung verbunden ist: mit einem Donner ähnlichen Krachen, einem Sturmwind, und oft auch mit einer feurigen Erscheinung. — Er wollte also wissen, was der Herr Pfarrer dazu gemeint habe? Der gestand frey heraus, daß er nicht im Stande wäre, über die Entstehung dieser merkwürdigen Steine zu entscheiden. Er sagte mir, die Naturforscher hätten hauptsächlich zwey verschiedene Meinungen. Der eine Theil behauptete, diese

Stein



Steine wären aus feuerspendenden Bergen im Monde mit solcher Hefigkeit emporgeschleudert worden, daß sie nicht wieder auf den Mond zurückgefallen, sondern von unserer Erde angezogen worden, und auf sie herabgestürzt wären.

W. Sollte denn das nur möglich seyn, Herr Gevatter?

B. Möglich allerdings; einer der vorzüglichsten französischen Gelehrten, der in der Mechanik und Rechenkunst sehr ausgezeichnete Kenntnisse besitzt, hat sogar, wie der Herr Pfarrer mir sagte, ausgerechnet, wie groß die Kraft seyn müßte, die einen Stein vom Monde so weit wegschleudern könnte: und er fand daß sie gar nicht so ungeheuer zu seyn brauche, als man, ohne die Sache genauer untersucht zu haben, denkt.

---

Den 4ten Sept. entstand in der, durch ihre Bleichereyen berühmten Stadt Friedrichrode, im Gotha'schen, eine Feuersbrunst, die so schnell um sich griff, daß mehrere Gebäude schon in Flammen standen, ehe die benachbarten und entfernten Orte Hülfe leisten konnten. 61 Gebäude wurden in die Asche gelegt, und 41 Familien verlohren fast ihre sämmtliche Habe. Die Leser dieses Blatts werden gebethen, durch milde Beyträge diese Unglücklichen zu unterstützen. Sie können dieselben an den Herrn Rath und Amtmann Langheld in Waltershausen, oder auch an die herzogl. Zeltungsexpedition in Gotha einsenden.

---



# Der Bote

aus

# Thüringen.

---

Neun und dreßzigstes Stück.

---

1 8 0 7.

—  
Bote. BIRTH.

**W.** Er hat mir von den Meteorsteinen noch nicht anserzählt, Herr Gevatter; der eine Theil der Naturforscher glaubt also, sie kämen aus dem Monde? — und was behauptet denn der andere Theil?

**B.** Dieser glaubt, daß sich die Meteorsteine in dem Luftkreise, der unsere Erde umgibt, bilden: so wie sich z. B. die Hagelkörner in demselben erzeugen.

**W.** Wie die Hagelkörner? — es da ist doch aber noch ein großer Unterschied zwischen einem solchen Meteorstein und den Hagelkörnern. Diese sind ja nichts als gefrorenes Wasser, und daß sich Wasser in der Luft aufhalte lehrt ja jeder Regenguß. Die Meteorsteine hingegen bestehn aus einer festen

Sept. 1807.

N. 9

voll



vollkommen Steinartigen Masse; wie soll denn die in die Luft kommen?

B. Ja, lieber Herr Gevatter, die Geheimnisse der Natur sind bey weitem noch nicht alle enthüllt; von Jahr zu Jahr lernt man wieder etwas neues von den Eigenschaften und Kräften der Körper, die uns umgeben, kennen. Er darf also ja nicht so geradezu behaupten, daß dieses oder jenes unmöglich sey, so lange es nur nicht wider die Vernunft streitet. Wäre es denn nicht möglich, daß die Körpertheilchen, aus denen ein Meteors Stein zusammengesetzt ist, sich auch vorher in der Luft aufgehalten hätten, wie sich die Bestandtheile der Hagelförner darin aufhalten?

B. Für ganz unmöglich kann ich es freylich nicht halten; aber schwer wird es mir dennoch, es zu glauben.

B. Das macht nur weil die Sache neu für ihn ist. Wenn Er noch nie davon gehört hätte, daß bisweilen eine große Menge Wasser aus der Luft herabfiel: so würde Er wohl nicht minder erstaunen, wenn Jemand Ihm sagte, daß dieß wirklich geschähe, und daß dieses Wasser sich vorher lange Zeit in der Luft aufgehalten habe.

B.



W. Da hat Er allerdings recht. Und wie glauben denn nun die Naturkundigen, daß sich ein solcher Stein in der Luft plötzlich bilde?

B. Mit völliger Sicherheit sind sie, dieß zu erklären, freylich nicht im Stande. Sie nehmen an, daß eine große Menge Luft, welche die Bestandtheile des Steins in sich aufgelöst enthält, plötzlich aus ihrem luftförmigen Zustand herausgerissen werde, daß sich nun die Theilchen mit einander vereinigen, und zusammen den Stein bilden; der dann, wegen seiner dichtern Masse, durch die Luft nieder, zur Erde fallen muß. Daß die Verwandlung einer großen Luftmasse in einen Stein nicht ohne heftige Bewegung der Luft, und starkes Geräusch vor sich gehn könne, läßt sich begreifen; und der Windstoß, so wie das Donnerartige Krachen, welche man bey'm Niederfallen eines Meteor, Steins bis jetzt jedesmahl wahrgenommen hat, scheinen also die Richtigkeit dieser Erklärungsart zu bestätigen:

Dazu kommt noch, daß man die niedergefallenen Steine, wenn man sie sogleich untersuchte, immer heiß und weich fand. Diese Umstände sind wieder der letztern Erklärungs



rungswelse günstig. Wird nämlich eine große lockere Masse, wie die Luft, in eine kleine dichte Masse, wie ein Stein ist, vereinigt: so erfolgt dabei gewöhnlich eine Erhitzung des neugebildeten Körpers: weil die durch den großen Körper verbreitete Wärme dann auch mit verdichtet, und in dem neuentstandenen Körper angehäuft wird. Und daß ein neugebildeter Körper anfangs weich erscheint, und nur nach und nach immer härter wird: das ist ja auch eine Erfahrung, die man oft Gelegenheit hat zu machen.

W. Es ist und bleibt doch immer eine sonderbare Erscheinung. — Aber sage Er mir nur, ob das Entstehen der Meteor-Steine erst in neuern Zeiten Mode geworden ist? Jetzt hört man so oft davon sprechen, und vor einem Mandel Jahren noch wäre man gewiß ausgelacht worden, wenn man geglaubt hätte daß Steine aus der Luft fallen könnten.

B. Sicher wäre das geschwehn; ich glaube aber dennoch daß damals eben so wohl Steine aus der Luft gefallen sind, wie es jetzt geschieht. Auch hat man wirklich Nachrichten von Steinen, die vor einigen hundert Jahren schon aus der Luft gefallen seyn sollen;



len; ja in einer Dorf, Kirche im Elsaß wird noch bis auf den heutigen Tag ein Stein aufbewahrt, von dem die darüber vorhandenen mündlichen oder gar schriftlichen Nachrichten behaupten, er sey innerhalb der Flur des Dorfs, ich habe vergessen in welchem Jahre, aber es war über hundert Jahre her, aus der Luft niedergefallen.

B. Nun, so muß man wohl ehemals nicht so auf merkwürdige Naturbegebenheiten Achtung gegeben haben, wie heut zu Tage?

B. Das ist allerdings Ein Grund, warum man jetzt häufiger von entdeckten Meteorsteinen hört, als ehemals; es lassen sich aber auch noch einige andere Gründe angeben. Die Verbindung der Menschen untereinander ist nämlich, zweitens, von einem Jahre zum andern mehr vervollkommnert, und das Bestreben Andern das mitzutheilen, was man Merkwürdiges gesehen oder erfahren hatte, ist immer allgemeiner geworden. Jetzt darf ja weder in Ost. noch in Westindien Etwas vorkommen, das nur einigermaßen wissenstwerth ist: so verbreitet sich die Nachricht davon bald durch ganz Europa.

B. Da hat Er wohl recht, Herr Bevater.

ter.



ter. Die erste Veranlassung dazu hat uns  
streitig die Erfindung der Buchdruckerkunst ge-  
geben, welche die Verbreitung nützlicher Kennt-  
nisse und wissenswerther Nachrichten so sehr  
erleichtert; dann die Vervollkommnung der  
Schiffahrt, vermittlest welcher selbst die durch  
Meere von einander getrennten Länder in ei-  
ne ununterbrochene Verbindung mit einander  
gesetzt worden sind. Die Einrichtung des Posts-  
wesens hat gewiß auch ihren großen Antheil  
an der vervollkommneten Verbindung der Mens-  
chen unter einander. Wie schnell, und mit  
wie wenigen Kosten erhalten wir durch die  
Post Nachrichten aus allen Gegenden des fes-  
ten Landes!

B. Allerdings haben diese Erfindungen  
und Einrichtungen einen sehr bedeutenden  
Einfluß auf die schnelle Verbreitung der Nach-  
richten von den merkwürdigen Ereignissen ge-  
habt, die sich in den verschiedenen Gegenden  
der Erde zutragen. Wenn aber nicht zugleich  
auch die Wißbegierde der Menschen, ihr Ver-  
langen nach nützlichen Kenntnissen von Jahr  
zu Jahr, und besonders in unsern Tagen  
immer mehr zugenommen hätte: so würden  
alle jene Einrichtungen bey weitem nicht das  
Haben



Haben bewirken können, was sie doch jetzt in der That bewirken. Und hierin erkenne ich zugleich einen vorzüglichen Grund, warum die Menschen heut zu Tag auf alle Naturbegebenheiten aufmerksamer sind als ehedem, und warum man also von so manchen Naturbegebenheiten jetzt häufiger hört, als in den vorigen Zeiten; obgleich sie damahls wahrscheinlich eben so oft vorkamen, als in unsern Tagen.

Auch darauf muß man sehn, daß die Menschen seit 15 bis 20 Jahren im Ganzen ungleich schnellere Fortschritte in der Kenntniß der Natur und ihrer Kräfte gemacht haben, als vormals. Vieles ist ihnen daher auch nun erklärbar und glaubhaft geworden, was ihnen ehedem unerklärbar war, und daher ihrem Verstande fabelhaft und verwerflich schien.

So lange man es noch für unmöglich hielt, daß Steine aus dem Monde auf die Erde gelangen, oder Steine sich in unserm Luftkreise bilden, und dann aus demselben niederfallen könnten, so lange verlachte man auch alle diejenigen, welche von Steinen redeten, die aus der Luft niedergefallen wären, und ach-

lete



tete es gar nicht der Mühe werth zu untersuchen, ob die Erzählungen von solchen Natur-Ereignissen bloß erfunden wären, oder ob wirklich etwas Wahres dabey zum Grunde liege.

W. Wenn man frenlich das alles zusammenhält: so läßt es sich wohl erklären, warum man jetzt häufiger als ehemals von Steinen hört, die aus der Luft gefallen sind. — Eine der merkwürdigsten Begebenheiten von dieser Art war der Steinregen der am 26. April 1803 Nachmittags 1 Uhr bey dem Orte L'Aigle (l. Aehgl) in Frankreich fiel. Der Himmel war völlig heiter; man sah in der umliegenden Gegend eine brennende Kugel, vom hellsten Glanze, mit großer Geschwindigkeit durch die Luft fahren; hörte wenige Augenblicke darauf zu L'Aigle und über 18 Meilen im Umkreise erst ein Donnerartiges Getöse, das 5 bis 6 Minuten hintereinander anhielt, und dann ein Zischen und Pfeifen in der Luft; und sah zugleich eine Menge Meteor-Steine herabfallen. Die Zahl derer, die gesammelt worden sind, schätzt man auf 2 bis 3 tausend. Der größte den man gefunden hat, wog  $17\frac{1}{2}$  Pfund; der kleinste aber wog nur 2 Quentgen.



# Der Bote

aus

## Schüringen.

Vierzigstes Stück.

1807.

Bote. Wirth.

B. **E**n, was hat Er denn da Neues an der Wand hängen? — Sieh da: ein Barometer und ein Thermometer; wie ist Er denn dazu gekommen?

W. Ich habe sie erst ehegestern von einem Italiäner gekauft, der mich gar zu sehr bat, ihm etwas abzunehmen, und mir vieles zum Lobe dieser Dinge sagte; — wie nannte Er sie?

B. Das da, mit der langen, unten umgebogenen und am kurzen Ende mit einem gläsernen, oben offenen Gefäßchen versehenen Röhre nennt man am richtigsten ein Barometer, welches auf Deutsch, wie mir der Herr Pfarrer gesagt hat, so viel als Druckmesser bedeutet. Und das andere mit der kürzern, unten in ein verschlossenes weiteres Gefäß

Oct. 1807.

N r chen



den sich endigenden Glasröhre, wird ein Thermometer oder Wärmemesser genannt.

B. Ich habe sie immer Wettergläser nennen gehört, und da habe ich sie denn auch nicht anders genannt.

B. Nun, der Rahme thut nichts zur Sache; aber weiß Er denn auch was diese beyden Instrumente eigentlich anzeigen?

B. Ich muß gestehn, Herr Gevatter, daß ich mich ganz auf Ihn verlassen habe, als ich mir sie kaufte; denn ich vermuthete schon, daß Er mir darüber würde Auskunft geben und mich belehren können, wie ich sie zu benutzen hätte.

B. Ich will sehn, wie weit ich Seine Wissbegierde zu befriedigen im Stande seyn werde.

Bey'm Barometer wollen wir also den Anfang machen. Den Rahmen Druckmesser führt er deswegen, weil man mit demselben die Stärke des Drucks der Luft messen kann.

B. Des Drucks der Luft? — doch ja, jetzt besinne ich mich, daß Er mir es schon einmahl deutlich gemacht hat, daß die Luft, als ein schwerer Körper, gegen die an der Oberfläche unserer Erde befindlichen Körper einen



elnen Druck ausübe (siehe S. 347 des vor. Jahrgangs).

B. Gut. Die Stärke dieses Drucks also, will man mit Hülfe dieses Werkzeugs da beobachten: und das geschieht auf folgende Weise. Wenn kein Druck der Luft Statt fände, so würde das Quecksilber, womit sowohl der oben verschlossene längere Theil der Röhre, als auch der oben offene kürzere Theil gefüllt sind, in beiden Theilen vollkommen gleich hoch stehen müssen, wenn es darin zur Ruhe kommen sollte. Gleichwohl sieht Er, daß das Quecksilber in der langen verschlossenen Röhre viel höher steht, als auf der andern Seite; und das kommt daher, weil in der verschlossenen Röhre die Oberfläche des Quecksilbers keinem Druck der Luft ausgesetzt ist: da hingegen die Oberfläche des Quecksilbers in dem offenen kurzen Schenkel den Druck der Luft erleidet. Durch diesen Druck der Luft wird nun eben das mehreste Quecksilber in der langen Röhre getragen; und je höher es in derselben steht, desto stärker muß die Luft drücken.

B. Ja, ja: das kann ich mir denken; und nun sehe ich auch ein, in wie fern dieses Werkzeug den Rahmen eines Druckmessers



fers verdient. Nun steigt und fällt ja aber, wie der Italiäner mir sagte, die Quecksilbersäule in der langen Röhre?

B. Das geschieht allerdings, und beweist daß der Druck der Luft nicht immer gleich stark bleibt, bald geringer, bald größer ist.

W. Wie mag denn das zugehn? ich dachte die Luft müßte doch einmahl so stark wie das andere Mahl drücken.

B. Wenn das wäre, so würden wir ja nie Wind haben: denn der Wind, das heißt das schnelle Fortströmen der Luft von einem Orte zum andern, wird ja eben dadurch verursacht, daß der Druck der Luft an dem Orte von welchem der Wind herkommt stärker ist, als an dem Orte nach dem er hingehet. — Wie es aber zugehe, daß der Druck der Luft sich ändert, wollte Er wissen: das wird durch die häufigen Verwandlungen bewirkt, die sich im Luftkreise ereignen. Die Naturforscher selbst kennen diese Verwandlungen noch nicht alle, und noch weniger die Ursachen durch welche sie veranlaßt werden. Einige fallen indeß sehr deutlich ins Auge: da wir die Luft zuweilen ganz rein und durchsichtig, bald darauf aber wieder nebligt und undurchsichtig

ers



erblicken, ja sogar, beim Regen, eine große Menge Wasser aus der Luft niederfallen sehn. Müssen nun alle diese Verwandlungen nicht einen bedeutenden Einfluß auf den Druck der Luftmasse gegen die unter ihr liegenden Körper haben?

W. Weil das Steigen und Fallen des Quecksilbers im Barometer mit den Veränderungen die im Luftkreise vorgehn im Zusammenhange steht, so hat man ihn ja wohl eben auch den Rahmen Wetterglas gegeben?

B. Freylich. Das Steigen und Fallen desselben deutet gewöhnlich auf eine Witterungsveränderung, besonders wenn es beträchtlich steigt oder fällt. Im erstern Falle nämlich erfolgt fast immer helle Witterung, die denn im Sommer große Sonnenhitze, im Winter starke Kälte mit sich zu bringen pflegt. Stieg es allmählig: so darf man auf eine anhaltendere Dauer des heitern Wetters rechnen; nach schnellem Steigen hingegen folgt gewöhnlich baldiges Sinken.

Sinkt das Quecksilber in der Barometersröhre schnell und tief herab: so ist gewöhnlich heftiger Wind, und wenn es sehr tief fällt, Sturm die unmittelbare Folge davon. Auf  
mäs



mäßiges und allmähliges Sinken pflegt trüber Himmel und Regen zu erfolgen.

W. Nun, da will ich doch einmal auf mein Barometer Acht haben, und zusehn, ob es mir richtig die Witterungsveränderungen anzeigt.

B. Immer wird Er sich freylich nicht darauf verlassen können; bisweilen steigt das Quecksilber, und das Regentwetter hält gleichwohl an; ein ander Mal sinkt es, und es erfolgt dennoch kein Regen. Indes bleibt doch das Barometer immer eine recht nützliche Erfindung.

W. Kann man vielleicht noch einen andern Gebrauch davon machen, als die bevorstehenden Witterungsveränderungen daran zu erkennen?

B. Allerdings. Diejenigen welche damit gehörig zu verfahren wissen, können die Höhe der Berge und die Tiefe der Erzgruben mit Hülfe des Barometers ausmessen.

W. Ey, das wäre! Kann Er mir nicht einen etwas deutlichern Begriff davon geben, wie sie das anfangen?

B. Ach ja; überlege Er nur Folgendes. Je höher ein Berg ist, desto weniger Luft steht noch über seinem Gipfel; und desto geringer muß



muß also auch der Druck der Luft auf dem Gipfel dieses Berges seyn. Und umgekehrt: je tiefer eine Erzgrube in die Erde hinein geht, desto mehr Luft steht über dem Boden der Grube. Das Quecksilber in der Barometerrohre muß also auf der Spitze des Berges desto tiefer stehn als unten im Thale je höher der Berg ist; und bringt man das Barometer auf den Boden des Schachts so muß das Quecksilber in der Rohre desto höher stehn, als an der Oberfläche der Erde je tiefer die Grube ist. Wenn also jemand die Höhe eines Berges mit dem Barometer messen will: so untersucht er, um wie viele Zolle und Linien das Quecksilber in der Barometerrohre tiefer steht, wenn sie auf den Gipfel des Berges gebracht wird, als wenn man sie unten im Thale hat: und berechnet nun, nach gewissen von den Gelehrten aufgefundenen Regeln, aus dem gefundenen Unterschiede die Höhe des Berges.

Auf eine ganz ähnliche Weise kann man die Tiefe der Erzgrube berechnen, nachdem man beobachtet hat, um wieviel Zolle und Linien das Quecksilber höher in der Rohre des Barometers steht wenn man dasselbe auf den

Bo



Boden der Grube bringt, als es oben am Rande derselben gestanden hat.

W. Was doch die Menschen alle ausgesonnen haben! — Aber, noch Eins, Herr Gesvatter: ist es denn gerade nöthig daß man die Barometerröhre mit Quecksilber füllt; oder könnte man dazu auch Wasser oder eine andere Flüssigkeit nehmen, die wohlfeiler wäre als das Quecksilber?

B. Keine andere Flüssigkeit hat, wenn man gleich viel am Maße wiegt, ein so großes Gewicht als das Quecksilber. Wolte man also z. B. Wasser statt des Quecksilbers nehmen: so müßte man die Barometer-Röhre vierzehn mahl so lang machen als sie jetzt ist: weil erst eine vierzehnmahl so hohe Wassersäule eben so viel Druck ausüben würde, als diese Quecksilbersäule ausübt. Eine solche Verlängerung der Röhre würde aber das Barometer noch theurer machen, als es jetzt ist, und überdies den Gebrauch desselben bey weitem unbequemer.

Das nächste Mahl wollen wir weiter über diesen Gegenstand sprechen.



Der Bote

aus

# Thüringen.

Ein und Bierzigstes Stück.

1807.

Bote. Wirth.

**W.** Er hatte mir vor acht Tagen zuletzt gesagt, Herr Gevatter, warum man die Barometer mit Quecksilber füllen müsse; zu welcher Art von Naturkörpern rechnet man denn das Quecksilber?

**B.** Zu den Metallen.

**W.** Zu den Metallen? es das hätte ich doch schwerlich errathen. Es ist ja wohl das einzige flüssige Metall, das es gibt?

**B.** Bey der natürlichen Wärme der Luft erscheint freylich unter allen Metallen nur das Quecksilber flüssig; aber bey höhern Graden der Wärme gehen ja, wie Er weiß, auch alle andern Metalle in den flüssigen Zustand über, oder schmelzen, wie man es nennt.

**W.** Das ist freylich wohl wahr: das Quecksilber

Oct. 1807.

Es silber



silber kann ja aber wohl nie zu einem festen Körper werden?

B. So gut als andre trockbaren Flüssigkeiten bey dem gehörigen Grad von Kälte zu festen Körpern werden, geschieht dies auch bey'm Quecksilber; bey uns zu Lande erreicht aber die Luft selbst in den härtesten Wintern nie diesen Grad von Kälte. Und wenn dann das Quecksilber ein fester Körper geworden ist, so läßt es sich auch, wie andere Metalle, durch Schlagen oder Walzen ausdehnen. Uebrigens verräth schon der ihm eigene metallische Glanz, und das beträchtliche eigenthümliche Gewicht des Quecksilbers, daß man es unter die Metalle rechnen müsse.

B. Nun belehrt Er mich ja wohl auch über die Einrichtung des Wärmemessers, den ich da mit gekauft habe; nicht wahr, Herr Gevatter?

B. Recht gern. Dieser Wärmemesser oder Thermometer, wie man ihn gewöhnlich nennt, dient also, die verschiedenen Grade der Wärme der Luft genau zu beobachten. Obgleich er, flüchtig betrachtet, allerhand Aehnlichkeit mit dem Barometer zu haben scheint, so ist er doch im Grunde ganz anders eingerichtet.

Die



Die Hauptsache besteht, wie Er sieht, aus einer gläsernen Röhre, die oben verschlossen ist, und sich unten in ein weiteres Behältniß endigt, das die Form einer Kugel oder einer Walze hat, und gleichfalls ohne alle Oeffnung ist.

Dieses Behältniß und ein Theil der Röhre sind nun hier mit rothgefärbtem Branteswein, sonst aber auch wohl mit Quecksilber angefüllt, und der übrige Theil der Röhre muß völlig leer seyn; nicht einmahl Luft darf darin bleiben, wenn das Thermometer die Grade der Wärme richtig anzeigen soll.

Nun ist es eine durch viele Erfahrungen bestätigte Wahrheit, daß alle Körper an Ausdehnung zunehmen, wenn sie mehr erwärmt werden; und hingegen wieder kleiner werden, oder sich zusammen ziehn, sobald ihre Wärme abnimmt. Hat man z. B. eine metallene Kugel, die gerade in eine runde Oeffnung paßt, die sich in einer metallenen Platte befindet: so wird die Kugel, nachdem sie erhitzt worden ist, nicht mehr in die Oeffnung passen, sondern etwas größer als die Oeffnung geworden seyn. Verstehst Er mich?



**W.** O ja; und wie ist nun die Anwendung davon bey'm Thermometer, Herr Gevatter?

**B.** Ganz einfach so. Der rothe Branntwein in dem verschlossenen Behältniß der Thermometerröhre dehnt sich nämlich ebenfalls aus, sobald die das Behältniß umgebende Luft diesem und dem darin befindlichen Branntwein eine größere Wärme mittheilt: und dieß geschieht, sobald die Luft selbst anfängt wärmer zu werden. Da nun der Branntwein nach keiner Seite hin Platz zum Ausdehnen findet, als nach oben hin in den noch leeren Theil der Röhre: so fängt er an in dieser Röhre weiter aufwärts zu steigen. Sobald man also wahrnimmt, daß die Flüssigkeit mit der das Thermometer gefüllt ist, in der Röhre weiter aufwärts steigt, so schließt man, daß die Luft, welche das Thermometer umgibt, wärmer geworden seyn müsse.

Bemerkt man hingegen, daß die Flüssigkeit in der Röhre tiefer hinabsinkt: so schließt man daraus, daß sich dieselbe zusammen gezogen haben müsse: da sie jetzt einen kleinern Raum einnimmt, als zuvor. Und da man weiß, daß das Zusammenziehen der Körper eine Folge ihrer verminderten Wärme sey: so



erfährt man zugleich daß die Luft jetzt mind  
 der warm seyn müsse, als sie vorher war.

B. Aha! Also wenn ich will wissen, ob  
 es morgen Mittag wärmer oder kälter seyn  
 wird als heute: so brauche ich mir nur zu  
 merken, wie hoch der rothe Brantwein heu  
 te Mittag in der Röhre des Thermometers  
 stand, und sehe dann morgen nach, ob er  
 höher oder tiefer als heute steht.

B. Ganz natürlich. Und damit man des  
 sto bequemer merken könne wie hoch der Brant  
 wein oder das Quecksilber in der Thermomes  
 terröhre zu einer gewissen Zeit gestanden has  
 be: so wird diese Röhre gewöhnlich auf einem  
 mit Papier überzogenen Bretchen befestigt,  
 längst derselben hin werden einige gerade Lis  
 nien gezogen, und auf diese Linien, von un  
 ter nach oben gleich große Abtheilungen ges  
 macht, die man Grade nennt. Man zählt  
 diese Grade gewöhnlich von dem Puncte der  
 Röhre an, bis zu welchem der Brantwein  
 herabsinkt wenn man das gläserne Behältniß  
 in aufstauendes fleingestossenes Eis taucht.  
 Von diesem Puncte an, welchen man den  
 Eis punct nennt, zählt man die Grade aufs  
 wärts und auch niederwärts. Sobald im  
 Wins



Winter Frostwetter eintritt, sinkt der Branntwein um mehrere Grade unter den Eispunct hinab. Den Sommer hindurch aber reicht er beständig über diesen Punct hinaus.

B. Einen andern nützlichen Gebrauch könnte man also nicht vom Thermometer machen, als daß man daran bemerkt wie sich die Wärme oder Kälte der Luft verändert?

B. O, es läßt sich noch manche andere nützliche Anwendung davon machen. Wenn Er es z. B. im Winter in seine Stube henkte, Herr Gevatter: so könnte Er gleich daran erkennen, ob seine Stube den gehörigen, dem menschlichen Körper zuträglichen Grad von Wärme durch das Einheizen erlangt hätte, oder ob sie vielleicht zu stark geheizt wäre. Wenn nämlich die im Thermometer befindliche Flüssigkeit sich in dem Zimmer bis zum 15ten Grade über dem Eispuncte ausgedehnt hat: so ist dasselbe hinlänglich erwärmt; steigt sie noch höher in der Röhre aufwärts: so ist schon ein für den Körper nachtheiliges Uebermaß von Wärme vorhanden.

So bestimmt man auch mit Hülfe des Thermometers die rechte Wärme welche in den Gewächshäusern den Winter hindurch un-  
ters



erhalten werden muß, wenn die darin stehenden ausländischen Gewächse gedeihen sollen.

W. Ach da muß ich Ihn doch um noch etwas fragen, Herr Gevatter. In der Stadt sah ich einmahl bey einem Herrn, mit dem ich Etwas zu sprechen hatte, ein kleines bunt angemahltes Häuschen auf dem Schranke stehend; das vorn zwey offene Thüren hatte. Von der einen Thür stand eine Puppe, die einen Herrn vorstellte der einen Regenschirm über sich hielt. Ich fragte den Besitzer, was er damit anfange; und er antwortete mir, daß es ihm das Wetter anzeige. Wenn nämlich zu dem einen Thürchen die Puppe mit dem Regenschirm heraus träte, so wäre es ein Zeichen, daß bald Regen kommen würde; träte hingegen diese Puppe wieder hinein, und zu dem andern Thürchen käme eine Puppe mit einem Sonnensecher heraus: so bedeute es heiteres Wetter. — Der Mann pflegte sonst nichts Unwahres zu sagen: ich möchte also wohl wissen, wie das zugegangen wäre. Kann Er mir etwa Auskunft darsüber geben?

B. Ich habe solche Häuschen ebenfalls gesehen, und mir auch die Einrichtung einmahl



---

mahl erklären lassen. Das Bretchen, auf welchem die beyden Puppen befestigt sind, hängt an einer Darmsaite. Wird nun die Luft feucht, wie es immer vor eintretendem Regenwetter geschieht: so zieht sich Feuchtigkeit in die Darmsaite, und diese wird dadurch aufgedreht. Zugleich mit ihr dreht sich dann das daran hängende Bretchen so, daß die Puppe mit dem Schirm zum Vorschein kommt. Wird aber die Luft wieder trocken, so verdunstet auch die Feuchtigkeit aus der Darmsaite; die Saite dreht sich dann wieder zusammen, und das Bretchen wird nun nach der entgegengesetzten Seite so gedreht, daß die Puppe mit dem Fächer aus dem Häuschen treten muß.

**W.** Das ist doch eine artige Erfindung!

---



# Der Bote

aus

## Thüringen.

Zwey und vierzigstes Stück.

1807.

Bote. Wirth,

W. Tritt Er mir doch heute nicht mit der heitern Miene zu Thür herein Herr Gevatter, die ich sonst an Ihm gewohnt bin: was hat Ihn denn so verstimmt?

B. Recht traurige Gedanken haben mich von Huldorf herüber verfolgt; es geschieht doch des schreyenden Unrechts noch gar zu viel in der Welt!

W. Da mag Er leider wohl nichts Unwahres behaupten; aber was hat denn diese traurige Wahrheit jetzt gerade so lebhaft in Seiner Seele aufgeregt? sonst ist sie ja doch gewöhnlich empfänglicher für angenehme Vorstellungen und Ansichten von der Welt, als für solche niederschlagende Bemerkungen.

B. Ich muß Ihm nur den ganzen Vorfall

Oct. 1807.

L t ers



erzählen, da Er mir doch einmahl mein empörtes Gefühl an den Augen angesehen hat.

Als ich hinter Holzdorf weg ging, sah ich eine alte alte Frau hinter einem Zaune sitzen, deren Augen ganz roth geweint waren; ihr ganzes Gesicht drückte den Jammer aus, der an ihrem Herzen nagte. Er weiß daß ich nicht gern vor einem Leidenden vorübergehe, ohne mich nach dem Grunde seines Grams zu erkundigen, und ihm, wenn ich weiter nichts zur Linderung desselben thun kann, wenigstens ein Wort des Trostes zuzusprechen: und so blieb ich denn also auch bey dieser Tiefgebeugten stehn, redete sie freundlich an, und fragte, was ihr denn solches Herzeleid verursache?

Mein Zuspruch machte anfangs die herben Empfindungen des armen alten Weibes mit neuer Heftigkeit rege; es schluchzte laut, und konnte kein Wort zur Antwort hervorbringen. Ich ließ der Frau Zeit sich wieder zu erholen, und dann entdeckte sie mir, immer noch unter Thränen, den Jammer, den sie an ihrem einzigen Kinde, einem Sohne der schon den Vierzigsten nah sey, erleben müsse. Er hätte schon vor ihres Mannes Tode, ihr

Güts



Güthen übernommen, und sie beyde bis ans Ende ihrer Tage zu beherbergen und zu ernähren versprochen. Aber noch bey seines Vaters Lebzeiten habe er sich schon nicht immer so gegen seine Aeltern betragen, wie es einem guten Sohne zukäme; und seit des Vaters Tode, der nun schon ein Paar Jahre begraben sey, wäre sein Benehmen gegen sie immer unfreundlicher, immer rauher geworden. Sie hätte es deutlich an seinen Reden gemerkt, daß er ihr nur ungern das Wenige verabfolgen lasse, was sie zu ihrem Unterhalte nöthig habe: kurz, daß sie ihm und seiner Frau zur Last wäre, daß sie sich nach dem Augenblicke sehnten, wo sie ihrer auf immer los werden würden. Und nun — als sie mir dieß sagen wollte, wurde sie wieder eine ganze Weile durch einen Strom von Thränen im Reden gehemmt — nun wäre seine Unverschämtheit so weit gegangen, daß er ihr dieses heute Morgen geradezu ins Gesicht gesagt hätte.

W. Sollte man doch nicht meinen, daß das Band der Liebe, durch welches die Natur Kinder und Aeltern so fest mit einander verbunden hat, durch niedrige Gesinnung in einem solchen Grade aufgelöst werden könnte!

Et 2

Gott!



Gott! wie wunderbar und räthselhaft sind doch die Wege, auf denen du manche Menschen durchs Leben führst! — Ich dachte die arme Frau könnte einen solchen Jammer gar nicht überleben. Fragte Er sie denn nicht nach den nähern Umständen.

B. Das konnte ich nicht unterlassen. Sie versicherte mich daß sie keine Kosten und Mühe gescheuet hätten, den einzigen Sohn, der ihnen von drey Kindern übrig geblieben wäre, in seiner Jugend zu einem rechtschaffenen, fleißigen Menschen bilden zu lassen und selbst bilden zu helfen. Auch hätten sie, bis zu seinem zwanzigsten Jahre immer ihre Freude an dem Burschen gesehen, er hätte ihnen wohl manchmahl durch einen leichtsinnigen Streich Verdruß gemacht, aber doch ihren Berweisen und Warnungen Gehör gegeben, und die kindlichen Pflichten nie so ganz aus den Augen gesetzt.

Da wäre aber ein Jugendfreund von ihm, dem sie schon als Kind nie viel Gutes zugesauget hätten, aus der Fremde (er hätte das Tischlerhandwerk erlernt) zurückgekommen, und hätte ihn an sich zu ziehen gewußt. Dieser Mensch hätte viel mehr Böses als Gutes aus  
der



der Fremde mitgebracht; wäre in Ansehung seiner Gesinnung, die schon vorher nicht die beste, und wenigstens nicht sicher begründet gewesen sey, während seines dreijährigen Umherschweifens vollends verwildert; hätte in gefährlichen Gesellschaften manche üble Sitten, viele thörichte und verderbliche Grundsätze angenommen; und habe sich so heuchlerisch zu verstellen gewußt, daß sie eine Zeit lang gar nicht dahinter gekommen wären, sondern ihrem Sohne ohne Bedenken den Umgang mit diesem gefährlichen Menschen gestattet hätten.

Als sie endlich die drohende Gefahr erkannt hätten, sey es zur Rettung ihres Sohns zu spät gewesen; da der gottlose Verführer ihn schon allzufest im Narne gehabt, schon ganz den Oberherrn über den unglücklichen Verführten gespielt habe. Dennoch könne sie es ihrem seligen Manne nicht ganz vergeben, daß er damahls nicht Gewalt gebraucht, sondern aus nachtheiliger Schonung gegen seinen einzigen Sohn, denselben immer tiefer in den Abgrund des Lasters habe hinabziehen lassen.

W. Ey, sollte es denn gar nicht möglich gewesen seyn den jungen Menschen, der doch schon



schon mehrere Jahre als Jüngling ziemlich tadellos gelebt hatte, noch von dem Verderben zu retten; der alte Vater muß wahrlich ein gar zu schwacher Mann gewesen seyn!

B. Es sind ja freylich noch andre Umstände dazugekommen, die die Rettung desselben erschwert haben. Der Tischlergeselle hat eine Schwester gehabt, die auch in der Wurzel nichts taugte. Mit dieser ist der Unglückliche denn auch näher bekannt worden; sie hat sich, mit ihres Bruders Hülfe seines Herzens zu versichern gewußt, und er ist dadurch immer tiefer und sicherer in das Netz des Verführers gerathen. Endlich ist es denn gar zur Heyrath gekommen; alle Gegenvorstellungen und Warnungen der Aeltern sind in den Wind geredet gewesen; und den Sohn, wie er es wohl verdient hätte, ganz zu verstoßen und seinem Schicksale zu überlassen: dazu hat das Vater- und Mutterherz doch auch seine Einwilligung nicht geben wollen.

B. So würde ich doch wenigstens einem solchen Sohne mein bißchen Eigenthum nicht bey meinem Leben in die Hände gegeben, und mich und meine Frau dadurch von ihm gewissermaßen abhängig gemacht haben!

B.



B. Freulich hätte der alte Vater darin mit mehr Klugheit zu Werke gehn sollen. Wie es aber geht: der Sohn wird sich eine Zeitlang recht fromm und gutmüthig gestellt, und ihn dadurch wieder für sich eingenommen haben. Und die Wirthschaft selbst zu behal- ten, das wird ihm wohl wegen der eingetre- tenen Altersschwäche nicht möglich gewesen seyn.

W. Das arme alte Weib! — Hat Er denn etwas für sie gethan?

B. Ich ging zum Herrn Pfarrer, den ich als einen braven Mann kenne, und legte ihm den bedauernswürdigen Zustand des armen Weibes ans Herz. Er kannte bereits ihre Lage, hatte ihr auch schon mehrmals Trost zus- gesprochen, und dem Pflichtvergeffenen Sohn ins Gewissen geredet; aber seine Bemühung, ihn auf bessere Wege zu bringen, war, bey dem fortdauernden Einfluß seines bösen Weis- bes und ihres gewissenlosen Bruders auf ihn, immer vergeblich geblieben.

Wir waren daher beyde der Meinung daß kein anderes Mittel da wäre, der armen Mutter für die letzten Tage ihres Lebens noch Ruhe zu verschaffen, als, sie aus dem Haus- se des Sohnes zu entfernen, diesen mit Hülfe  
der



Der Obrigkeit zur monatlichen Auszahlung eines Unterhalts, Geldes für dieselbe anzuhalten, und die Alte dann bey andern, guten Leuten einzumiethen und in die Kost zu geben.

Vor der Hand ließ sie der Pfarrer sogleich in sein Haus kommen, und versprach, sie selbst bey sich zu behalten, bis die Sache in Ordnung gebracht wäre; wozu seine brave Frau sehr gern ihre Einwilligung gab.

W. Da hat Er einmahl ein recht gutes Werk gethan, Herr Gevatter! Ich kann mir kaum etwas schrecklicheres vorstellen, als: mit so gottlosen Menschen, wie der ungerathene Sohn und dessen Frau nach Seiner Beschreibung seyn müssen, beständig in Einer Stube zusammenleben, jeden Bissen Brot aus ihren Händen empfangen, und in jeder ihrer Nieren den Wunsch, meiner los zu seyn, lesen zu müssen. Und wären nun diese Menschen gar mein leiblicher Sohn und meine Schwiegertochter, so würde meine Lage mir noch dreysach schrecklicher seyn.



# Der Bote

aus

# Schüringen.

---

Drey und Bierzigstes Stück.

---

1 8 0 7.

—  
Bote. BIRTH.

B. Die unglückliche alte Mutter, von der ich vor acht Tagen mit Ihm sprach, ist nun bey recht guten Leuten im Dorfe eingemiethet; ich war heute wieder selbst bey dem Herrn Pfarrer, um mich nach ihr zu erkundigen. — Gott Lob, daß man doch wenigstens nicht oft von so ganz verworfenen Menschen hört, wie der Sohn der Alten seyn muß. Vater und Mutter zu ehren gebot ja schon Moses seinen Israeliten, die doch bey weitem noch nicht so viel Kenntnisse und Einsichten gehabt haben können, als die jetzt lebenden Menschen; und Vater und Mutter ehren will doch wahrhaftig immer noch viel mehr sagen, als: Vater und Mutter nicht ungerecht und hartherzig behandeln. Das letztere sind wir

Oct. 1807.

U u ja



ja jedem unserer Nebenmenschen schuldig, auch denen die uns zuvor nichts Gutes erwiesen haben, die uns ganz fremd sind.

W. Im Jesus Sirach habe ich mir einmahl eine Stelle ausgezeichnet, welche die Pflichten der Kinder gegen die Aeltern mit recht wenigen Worten, und doch ihrem ganzen Umfange nach aufstellt; ich muß sie Ihm doch gleich einmahl aufschlagen. — Hier ist sie schon: im 3ten Kapitel der 9te Vers: „Ehre Vater und Mutter mit der That, mit Worten und Geduld.“

B. Mit der That, mit Worten und Geduld. Ja, ja; unter diese drey Abtheilungen lassen sich wohl wirklich alle Pflichten bringen, die ein rechtschaffenes Kind, das über die Jahre des Unverstandes hinaus ist, gegen seine Aeltern zu erfüllen hat.

Ein Kind das seinen Vater und seine Mutter mit der That ehret, sucht durch jede seiner Handlungen den Willen der Aeltern zu vollbringen; hat bey allem was es thut den Wunsch, den aufrichtigen Vorsatz, seinen Aeltern dadurch Freude, ihnen durch sein Betragen Ehre zu machen. Es ehret sie besonders im Alter, wo ihre Kräfte abgenommen  
hat



Haben, und nicht mehr zur Ausrichtung ihrer Berufsgeschäfte ausreichen wollen, dadurch: daß es ihnen unter die Arme greift; gern hie und da eine Mühe, ein verdrüßliches oder anstrengendes Geschäft mehr übernimmt, um dem Vater oder der Mutter eine Erleichterung dadurch zu verschaffen; ja daß es, wenn Krankheit oder gänzliche Abnahme der Kräfte die Aeltern unbehülflich machen sollte, dieselben, so weit es ihm möglich ist, selbst versorgt, wartet, ihnen seine Füße, seine Arme leiht; und sich dabey keine Mühe verdrießen läßt.

Mit Worten ehren ein guter Sohn, eine gute Tochter ihre Aeltern dann, wenn sie ihnen, so oft sie sich mündlich gegen sie äußern, stets diejenige Achtung und Ehrerbietung beweisen, die ein Kind seinen Aeltern schuldig ist; nie sich etnen ungeschicklichen oder gar harten Ausdruck gegen sie erlauben; wenn sie vielmehr auch durch ihre Reden stets beweisen, daß sie es erkennen, wieviel sie ihrem Vater, ihrer Mutter zu verdanken haben, daß sie immer ihre Schuldner bleiben, und ihnen das nie ganz wiedervergelten können, was ihnen die Liebe und Fürsorge der

U u Aeltern



Ältern in den frühern Jahren ihres Lebens gewährt hat.

Und mit Geduld beweisen rechtschaffene Kinder ihren Ältern die schuldige Ehrfurcht, indem sie die äußerste Rücksicht mit ihren Schwächen und Fehlern haben. Menschen ohne Fehler gibt es nun einmahl nicht, und daß man an Andern die Fehler leichter bemerkt als an sich selbst, ist ebenfalls eine bekannte Wahrheit. Es kann also nicht anders kommen, als daß Kinder oft Fehler an ihren Ältern entdecken; ja die Fehler und Schwächen derselben können wohl selbst dem Sohne, der Tochter auf eine empfindliche Weise fühlbar werden; die Ältern können etamahl ihnen Unrecht thun, können einen ungegründeten Verdacht gegen sie äußern; können ihnen, aus Wunderlichkeit die Erfüllung manches erlaubten Wunsches versagen: Dann tritt der Fall ein, daß das Kind den Zuruf der Schrift und des Gewissens zu befolgen hat: „Ehre Vater und Mutter auch mit Geduld!“ Dann darf das Kind den Gedanken nicht aus den Augen lassen: Dein Vater, deine Mutter ist es, die die durch ihre Schwächen lästig fallen, die dich  
bes



beleidigt haben; sie, denen du ehemals so oft, als unverständiges Kind, durch deine Fehler, deine Vergehungen, Kummer und Verdruß zugezogen, die du damahls so oft durch deine Unart beleidigt hast. Wie viel Geduld haben sie wohl mit deiner Schwachheit, deiner Unvollkommenheit, deinem Unverstande tragen müssen, ehe sie dich durch die Jahre der Kindheit brachten; wie viel Mühe mag es ihnen gekostet haben, dir so manchen Fehler abzugewöhnen, dich dahin zu bringen, wohin du seit jener Zeit gekommen bist! Und du wolltest nun, da du durch ihre Beyhülfe verständiger und einsichtsvoller geworden bist, sie aber durch das Dahinschwinden ihrer körperlichen Kräfte verdrüßlicher, wunderlicher, schwächer am Geiste geworden sind, da wolltest du nicht Geduld mit ihnen haben? nicht ohne es sie auf eine kränkende Weise fühlen zu lassen, selbst Unrecht von ihnen dulden? nicht willig nachgeben, wann ihre Wünsche mit den deinigen im Widerspruche stehen? — Gewiß, wenn ein rechtschaffener Sohn, eine gutgeartete Tochter diese Ueberlegungen mit Theilnahme des Herzen anstellen: so wird und kann es ihnen nicht schwer werden, viel, sehr



sehr viel von ihren betagten Aeltern zu dulden, sie mit Geduld zu ehren.

W. Bey dem, was Er eben von der Mühe sagte, welche die Aeltern mit ihren Kindern haben, ehe sie sie groß bringen, fällt mir noch eine andre Stelle aus dem Jesus Sirach ein; sie steht im 7ten Capitel. Da gibt der Verfasser dieses lehrreichen Buchs im 29ten Verse die Ermahnung: „Ehre deinen Vater von ganzem Herzen, und vergiß nicht wie sauer du deiner Mutter worden bist!“ Ja gewiß: wenn der Mensch, von dem Er mir vor acht Tagen erzählte, nur Ein Mal ernstlich daran gedacht hätte, wie sauer er seiner Mutter geworden sey, so hätte er unmöglich sich so weit gegen sie vergehn können. Hatte er denn nicht selbst Kinder, der Gedankenlose? oder sah, er es nicht wenigstens oft genug in andern Familien mit an, was eine treue Mutter für ihre Kinder thut? Wusste er es nicht, daß seine Mutter, dieselbe Mutter der er jetzt ungern gab, was sie zu Befriedigung ihrer wenigen Bedürfnisse nöthig hatte, die er durch seine Unfreundlichkeit, durch harte, empörende Reden kränkte, daß ihn die unter

Schmers



Schmerzen und vielleicht Todesangst einst zur Welt gebohren habe? War es ihm unbekannt, wie sorgsam sie Tag und Nacht in den ersten Wochen und Monathen seines Lebens über ihn gewacht, jede drohende Gefahr von ihm abgewandt habe; wie sie ihm, da er noch unvermögend war, im Geringsten für sich selbst zu sorgen, immer zur rechten Zeit Nahrung gereicht, wie sie durch öftere Reinigung, durch hinlängliche Erwärmung und gehörige Bekleidung für die Erhaltung seiner Gesundheit gesorgt, und welche Mühe, welchen Kummer, welche Aufopferungen ihr das alles verursacht habe; wie so manche Nacht kein Schlaf, oder doch nur unterbrochener Schlummer ihr zu Theil worden sey, da er sie durch sein Weinen beunruhigte, da sie ihn zu besänftigen, ihm Ruhe zu geben bemüht war?

B. Ja, es ist schrecklich, wohin die Gedanklosigkeit, die Unterlassung des Nachdenkens über uns selbst, über das was wir Gott, was wir andern Menschen verdanken, über die Verpflichtungen die wir gegen sie haben, es mit dem Menschen kommen läßt. Durch sein Nachdenken unterscheidet sich der Mensch von dem unvernünftigen Thiere; hört er



---

er auf nachzudenken, empfindet und handelt er nur nach blinden Trieben: so hört er auch gewissermaßen auf Mensch zu seyn; er sinkt auf die Stufe des Thiers hinab; er handelt unnatürlich selbst da, wo das wilde Thier, durch die ihm eingepflanzten Naturtriebe geleitet, naturgemäß handelt. Denn ist es nicht unnatürlich, wenn ein Kind seine Aeltern gering schätzt, wenn es gegen sie statt Liebe Haß, statt thätigem Dank den schwärzesten Uhdank äußert? — Doch genug von diesem Abscheu erweckenden Gegenstande; wir wollen Gott danken, Herr Bevatter, daß er uns an unsern Kindern hat Freude erleben lassen, und ihn bitten daß er eine so fromme Gesinnung der Kinder gegen die Aeltern ferner in unsern Familien erhalten möge.

---



# Der Bote

aus

## Thüringen.

---

Vier und vierzigstes Stück.

---

1807.

---

Bote. Wirth.

**W.** Nun, womit denkt Er mich denn heute zu unterhalten, Herr Gevatter.

**B.** Am Sonntag fiel es mir ein, daß ich Ihm lange keine Geschichte erzählt hätte. Ich sann nach, und dachte endlich an die Beschreibung der merkwürdigen Abenteuer eines jungen Franzosen, die ich einmal in einem unserm Herrn Pfarrer zugehörigen Buche gelesen, und die mir damals so gefallen hatte. Gleich hat ich mir das Buch wieder von ihm aus, und las die Geschichte von neuem durch, in der Absicht sie Ihm wieder zu erzählen. Wünscht Er sie also zu hören: so kann ich heute den Anfang machen.

**W.** Mit Vergnügen höre ich Ihm zu. Es ist also doch eine wahre Geschichte?

Nov. 1807.

B p B.



B. Allerdings; sie hat sich in dem Jahre 1686 und einigen darauf folgenden, also vor etwa 120 Jahren zugetragen. Damals wurden die der reformirten Religionsparthei zugehörigen Einwohner Frankreichs von ihren der katholischen Religion angehörigen Mitbürgern aufs härteste gedrückt und verfolgt; ja die Regierung selbst hieß diese Ungerechtigkeiten gut, und nahm daran Antheil. Man gestattete nicht nur den Reformirten keine öffentlichen Versammlungen zur gemeinschaftlichen Verehrung Gottes nach ihren Gebräuchen: sondern suchte aus blindem Religions-eifer, selbst ihre zu diesem Zwecke veranstalteten Zusammenkünfte in ihren Wohnhäusern oder im Freyen, durch die härtesten Mittel zu verhindern. Diese empörende Behandlung hatte denn viele Reformirte in Frankreich bewogen ihr Vaterland zu verlassen, und anderswo unter einer duldsamern Regierung sich niederzulassen. Aber auch dieses letzte Mittel, den drückenden Verfolgungen zu entgehn wurde den Unglücklichen bald abgeschnitten. Die Regierung, welche wohl einsah, daß der Verlust so vieler Unterthanen ihr nachtheilig werden müsse, verbot das Auswandern, und ließ



ließ streng darüber wachen, daß kein Refors  
mirtter das Reich verlassen durfte.

So standen die Sachen in Frankreich,  
als auch der junge Franzose, dessen merkwür-  
dige Schicksale ich Ihm erzählen wollte, Lust  
bekam sein Vaterland zu verlassen. Er hieß  
l'Augardiere (lies Lohgardjähre und war  
damahls erst vierzehn Jahr alt. Seine Aels-  
tern, die den Entschluß billigten, hatten die  
Absicht ihn zu einem ältern Bruder zu schick-  
en, der sich schon längere Zeit in Deutsch-  
land aufhielt, und daselbst an einem der vors-  
nehmsten Höfe eine ansehnliche Stelle beklei-  
dete; aber die Frage war nur, wie sie ihn  
glücklich über die Gränze schaffen sollten.

Endlich fielen sie auf folgendes Mittel.  
Sie wollten den Sohn mit einem Schiff des-  
sen Capitän sie kannten, nach der Insel Mas-  
dera reisen lassen, die der Portugiesischen  
Regierung unterworfen ist, und im Atlanti-  
schen Meere liegt; und von da sollte er denn  
mit einem andern Schiffe nach Deutschland  
segeln. Dieß war freylich ein großer Umweg:  
aber sie hofen doch so noch am sichersten ih-  
ren Zweck zu erreichen.

Der junge l'Augardiere begab sich also zur



bestimmten Zeit auf das zum Absegeln bereit liegende Schiff, und entging glücklich den Regierungsbeamten, die vor der Abreise untersuchen mußten, ob auch kein Reformirter sich mit eingeschifft habe: indem der Capitän vorgab, daß er ihn mit nach Madera nehme, um ihn dort als Conditor in die Lehre zu bringen.

Am 22ten März 1686 segelte das Schiff aus Frankreich ab. Die Reise war nicht ganz glücklich. Ein heftiger Sturm, der die Reisenden auf dem Meere überfiel, brachte sie in große Gefahr, und raubte dem Schiffe sogar seinen Hauptmastbaum. Der Geschicklichkeit der Personen, die das Schiff leiteten, gelang es indeß doch, dasselbe am 6ten April glücklich in den Hafen der Hauptstadt auf Madera zu bringen, die St. Croix (l. Sängt Croah) heißt. Unser junge Reisende hielt sich daselbst gegen sechs Monate bey zwey Französischen Kaufleuten auf, die sich mit ihm zu einerley Religionsparthen bekannten, und an die er war empfohlen worden: denn in dieser ganzen Zeit bot sich ihm keine Gelegenheit dar, mit einem Schiffe nach dem Orte seiner Bestimmung abzugehn.

Endlich glaubte er am Ziel seiner Wünsche

sche



sche zu seyn. Ein Schiff sollte in wenigen Wochen nach Amsterdam absegeln, und er war bereit sich auf demselben einzuschiffen: als ein ganz unerwarteter Vorfall ihn wieder weit vom Ziele entfernte. Aus Lissabon, der Hauptstadt Portugals, traf nämlich vom dasigen Französischen Gesandten ein Befehl ein: daß die beyden auf Madera lebenden Französischen Kaufleute (bey denen L'Augardiere wohnte) entweder katholisch werden, oder binnen 8 Tagen die Insel verlassen sollten. Der Statthalter, der die Insel im Namen des Königs von Portugal regierte, und durch dessen Hände auch jener Befehl den beyden Kaufleuten zukam, war bey dieser Gelegenheit auf ihren jungen Gast aufmerksam geworden, und ließ ihn gleich am folgenden Morgen allein zu sich rufen.

L'Augardiere erschien; und der Statthalter, der nach den damahls noch allgemeinen unter den Katholiken herrschenden Religionsbegriffen in der gewissen Ueberzeugung stand, der junge Mensch könne nicht selig werden, wenn er nicht die katholische Religion annähme, deutete ihm an, daß er ihn zwey katholischen Geistlichen zum Unterricht übergeben wolle.



wolle. Darauf erwiederte der junge Reformirte mit vieler Freymüthigkeit, daß er ihm zwar für seine gütige Fürsorge danke, aber auch fest entschlossen sey bey den einmahl angenommenen Religionsbegriffen zu bleiben, und daher mit den katholischen Geistlichen schlechterdings nichts zu thun haben wolle.

Eine so bestimmte Weigerung hatte der Statthalter, dessen Wille sonst überall für einen Befehl galt, wohl nicht erwartet. Er wurde unwillig, nannte den Widerspenstigen ein Kind der Hölle, und kündigte ihm an, daß er ihn mit einem in zwey Tagen abgehenden Schiffe nach Frankreich zurückschicken werde, und daß wenn er sich nachher jemals wieder auf der Insel betreten ließe, lebenslängliches Gefängniß ihn treffen solle.

(Die Fortsetzung nächstens.)

---

Nachstehende Bücher und Kupfer, welche in der Buchhandlung der Erziehungsanstalt in Schnepfenthal erschienen und daselbst, so wie in andern soliden Buchhandlungen zu haben sind, können als angenehme und nützliche Geschenke für Kinder empfohlen werden.

Conrad Kiefers ABC und Lesebüchlein, oder Anweisung auf die natürlichste Art das Lesen zu erlernen  
 von C. G. Salzmann 2 Theile à 6 gr. 12 gr.  
 Das



- Dasselbe auf Schreibpapier mit schwarzen Kupfern,  
jeder Theil 1 thlr. 18 gr.
- Dasselbe mit illuminirten Kupfern, jeder Theil  
2 thlr. 22 gr.
- Die Kupfer besonders unter dem Titel.
- Conrad Kiefers Bilderbüchlein, herausgegeben von  
C. G. Salzmann 2 Hefte.  
schwarz jeder Heft 1 thlr. 12 gr.  
illuminirt jeder Heft 2 thlr. 16 gr.
- Erster Unterricht in der Sittenlehre für Kinder von  
8 bis 10 Jahren von C. G. Salzmann 18 gr.
- Heinrich Gottschalk in seiner Familie oder erster Un-  
terricht in der Religion für Kinder von 10 bis 12  
Jahren, von C. G. Salzmann 18 gr.
- Von diesen beyden ist für Schulen eine wohlfeil-  
le Ausgabe à 8 gr. zu haben, so wie auch eine Fran-  
zösische Uebersetzung unter folgenden Titeln.
- Première instruction dans la morale pour les enfans  
de huit à dix ans. Traduit de l'allemand de Mr.  
le Professeur Salzmann par J. V. Le Roux Laserre  
18 gr.
- Henry Gottschalk dans sa Famille, ou première  
instruction dans la Religion pour les enfans de  
10 à 12 ans, par C. G. Salzmann, Traduit de  
l'allemand par J. V. Le Roux Laserre 20 gr.
- Diese Uebersetzungen sind auch zum Unterrichte  
in der Französischen Sprache besonders zu empfehlen,  
zu welchem Zwecke sie veranstaltet wurden.
- Kupfer zu dem ersten Unterrichte in der Sittenlehre  
von C. G. Salzmann und der französischen Ueber-  
setzung desselben 18 Hefte 1 thlr.
- Diese Kupfer gewahren nicht allein, so wie die  
zu Kiefers Abcbuch, mannichfaltigen Stoff zur Un-  
terhaltung mit Kindern, sondern auch bey dem Unter-  
richte im Französischsprechen wird man sich ihrer mit  
großem Nutzen bedienen
- Reisen der Zöglinge zu Schnepfenthal 2 Bändchen  
Druckpapier 1 thlr. 6 gr.  
Schreibpapier 1 thlr. 12 gr.
- Diese sind nicht mit den früher erschienenen „Rei-  
sen der Salzmannischen Zöglinge“ zu verwechseln.  
Spie-



Spiele zur Uebung und Erholung des Körpers und  
 Geistes; für die Jugend, ihre Erzieher und alle  
 Freunde unschuldiger Jünglingsfreunden. Gesam-  
 melt, practisch bearbeitet und beurtheilet von  
 GutsMuths. Mit einem Titelkupfer und 16 klei-  
 nen Rissen 3te Auflage 1 thlr. 16 gr.  
 Der Papparbeiter, oder Anleitung in Pappe zu ar-  
 beiten, vorzüglich Erziehern gewidmet, von B.  
 H. Blasche, Lehrer an der Erziehungsanstalt zu  
 Schnepfenthal. 3te Auflage mit Kupfern 1 thlr.  
 Vater Traumann. Ein Lehrbuch, zunächst für Bür-  
 gerschulen, auch beim Privatunterrichte brauchbar.  
 Seitenstück zu Thiemens Gutmann 18 gr.  
 Unterhaltungen eines Landschullehrers mit seinen  
 Kindern, über merkwürdige Wörter und Sachen  
 aus der Natur und dem gemeinen Leben. Ein Buch  
 für Eltern, Kinder und Schullehrer unter den Bür-  
 gern und Landleuten 4 Theile 1 thlr.

Wer sich mit seinen Bestellungen an uns  
 selbst wendet und den Betrag von 8  
 Exemplaren eines der vorstehenden Bü-  
 cher baar an uns einsendet, der erhält 4  
 Freyexemplare.

Buchhandlung der Erziehungsanstalt  
 in Schnepfenthal.



# Der Bote

a u s

## S h ü r i n g e n .

---

Fünf und Bierzigstes Stück.

---

1 8 0 7 .

—  
Bote. Wirth.

**W.** Bey den Drohungen war Er in Seiner Erzählung stehen geblieben, Herr Gevatter, durch die der Statthalter auf Madera den jungen l'Augardiere (sprich Lohgardjähre) zur Veränderung seiner Religion zu bewegen suchte.

**B.** Gut. Ich fahre also von da weiter fort.

Er kann denken, daß der junge Mensch bey diesen Drohungen eines so mächtigen Mannes nicht gleichgültig blieb. Glücklicher Weise wurde ihm gestattet sich wieder zu entfernen, und er lief nun in halber Verzweiflung durch die Straßen der Stadt, unentschlüssig welches Mittel er zu seiner Rettung ergreifen solle. Denn er wollte nun einmahl weder in sein Vaterland zurückkehren, noch weniger aber seine Religion verändern.

Nov. 1807.

29 - In



In dieser ängstlichen Stimmung kam er, ohne seinen Weg absichtlich dahin gerichtet zu haben, in den Hafen, und traf daselbst ein Schiff an, das eben Anstalt machte weiter Segel zu gehn. Er erkundigte sich nach dessen Bestimmung, und erfuhr, es sey ein Englisches Rauffahrteyschiff, das nach Ostindien fahren wolle. Da fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf, sich auf demselben mit etwas zuschiffen, und so der großen Verlegenheit in der er sich befand mit Einem Mahl zu entgehn. Lange Zeit zum Besinnen war ihm nicht vergönnt; er redete also unverweilt den Capitän des Schiffs an, der noch am Lande war; entdeckte ihm offenherzig seine mißliche Lage, und bat sehr daß er ihn mitnehmen, und ihn auf der Reise gebrauchen möchte wozu er wolle.

Gerührt durch die Bitten des jungen Menschen, willigte der Capitän ein, und gestattete ihm auch noch so viel Zeit, daß er zu seinen Wirthen laufen, von ihnen Abschied nehmen, und seine Sachen mitbringen konnte. Noch denselben Tag, den 4ten October 1686 fuhr er dann mit dem Schiffe von Madera ab; und fühlte sich glücklich, den Drohungen  
des



Des Statthalters, auf diese Weise entgangen zu seyn. Mit leichtem Herzen trat er sein neues Amt, als Aufwärter des Capitäns, an: und verwaltete es mit so vielem Fleiß, daß ihn sein Herr von Tag zu Tage mehr schätzte, und ihm verschiedene Vorzüge vor den übrigen Aufwärttern gestattete.

Sechs und zwanzig Tage waren sie unterwegs gewesen, als sie die Insel St. Jacob erreichten, die in der Nähe mehrerer andern, auf der westlichen Seite von Afrika, im Atlantischen Meere liegt, und, wie Madera, den Portugiesen unterworfen ist. Hier mußten sie vor Anker gehn, um ihr hin und wieder zerrißenes Tafelwerk auszubessern.

W. Tafelwerk nennen die Schiffleute die vielen, zum Theil Armdicken Seile, die auf dem Schiffe zur Befestigung und Regierung der Mastbäume und Segelstangen dienen; nicht wahr?

B. Ganz recht. Während nun das Schiff vor Anker lag, näherte sich ihm ein anderes Schiff, das unserm Capitän und seiner Gesellschaft durch sein Benehmen bald verdächtig wurde. Es fuhr vor ihnen vorbei, ging aber in einiger Entfernung von ihnen ebens



falls vor Anker, und suchte durch ein Paar Bettelmönche, die am folgenden Morgen zu unsern Reisenden an Bord kamen, genaue Nachricht von der Anzahl der Kanonen die ihr Schiff führe, der Stärke der Mannschaft u. s. w. einzuziehen. Den Tag darauf versuchte jenes verdächtige Schiff sich dem in der Ausbesserung begriffenen zu nähern, wurde aber durch widrigen Wind davon abgehalten, und entfernte sich hierauf wieder.

W. Das scheint ja wohl gar ein Seeräuber-Schiff gewesen zu seyn, und Lust gehabt zu haben, sich des Englischen Kauffahrteyschiffes zu bemächtigen?

B. Nur Geduld! Er soll gleich mehr das von hören. — Am 8ten November ging das Englische Schiff, auf welchem sich der junge I'Augardiere (sprich Logardjår) befand, wieder unter Segel; und am 16ten erblickte man auf dem Meere ein Schiff, das man bald für dasselbe erkannte, welches sie bey der Insel St. Jacob gesehen hatten. Es dauerte nicht lange, so kam eine Schaluppe mit sechs Mann von demselben herangerudert, näherte sich bis auf einen Pistolenschuß, und fragte: woher sie kämen, und wohin sie zu reisen



reisen gedächten. Man beantwortete ihre Fragen, und richtete dann auch die nähmlichen an sie. Die Antwort war: sie wären Franzosen, und wollten nach Brasilien (an der östlichen Küste von Südamerika) reisen.

Die Schaluppe kehrte zurück, und bald darauf bemerkten die Unsrigen, daß das verdächtige Schiff sich alle Mühe gebe, sie einzubohlen; und nun blieb ihnen kein Zweifel mehr, daß es feindselige Absichten auf sie haben müsse — daß es ein Raubschiff sey. Der Capitän ließ also mit der Glocke das Zeichen geben, daß die ganze Besatzung sich auf dem Berdeck (dem obersten Boden, oder gleichsam dem Dache des Schiffes) versammeln solle. Sobald sie versammelt war mußte der Schiffsprediger ein Gebeth verrichten, und der Capitän ermahnte hierauf alle, in einer kurzen aber kräftigen Anrede, zur tapfern Gegenwehr. Jeder versprach ihm, daß er seine Schuldigkeit thun wolle, und man machte die nöthigen Vorbereitungen zum Gefecht. L'Augardiere bekam, bey Vertheilung der Posten, an der Kajüten, Thüre des Capitäns (Kajüten nennt man die im Schiffe angebrachten Wohnzimmer) seinen Platz an  
gei



gewiesen, wo er die Patronen Herreichen mußte.

Um Mittag war alles schlagfertig, und das Seeräuberschiff war auch schon so nah her angekommen, daß man sich gegenseitig zurufen konnte. Die Fragen, welche die in der Schussluppe abgeschickten Leute vorher schon gethan hatten, wurden nun vom Schiffe aus wiederholt, und die Engländer gaben darauf die vorige Antwort. Da rief endlich der Anführer der Seeräuber dem Englischen Capitän mit rauher Stimme zu: daß er die Segel streichen, das heißt, sich ohne weitem Widerstand ihm ergeben solle. „Wir sind Engländer, erwiderte dieser, und nicht gewohnt vor einem Seeräuber zu streichen!“ Darauf folgten noch einige gegenseitige Flüche und Schimpfreden, die bey den Seefahrern nichts Ungewöhnliches seyn sollen: und unmittelbar nachher nahm das Gefecht seinen Anfang.

Sowohl an Kanonenzahl als an Mannschaft war das Raubschiff dem Rauffahrer weit überlegen; doch führte dieser, eben um sich in einem Falle wie der gegenwärtige war, doch vertheidigen zu können, auch 24 Kanonen. Auf dem Verdeck des Raubschiffs erschienen  
jetzt



jetzt wohl 300 Mann, und machten aus Kas-  
 nonen und kleinen Gewehren ein schreckliches  
 Feuer auf die Engländer. Die Englischen  
 Soldaten, die zur Vertheidigung des ange-  
 griffenen Schiffs das mehreste hätten bestras-  
 gen sollen; hielten dieß Wahl nicht gut Stand;  
 vielmehr liefen sie gleich nach der ersten Sal-  
 ve in den untern Raum des Schiffes hinab,  
 und verkrochen sich da so gut sie konnten.  
 Einige hatten sich auch in die Kajüte geflüch-  
 tet; indem nun der Capitän der sich eben auf  
 der Kampaney, das heißt auf dem höher lies-  
 genden Hintertheile des Berdecks befand, von  
 da hinabsteigen, und die Flüchtlinge wieder  
 auf ihren Posten treiben wollte, wurde er  
 durch eine Flintenkugel am Schenkel verwun-  
 det. Dieß hinderte aber den unerschrockenen  
 Mann nicht, wieder zu seinen Matrosen auf  
 das Berdeck zu eilen, die sich tapfer ver-  
 theidigten.

Jetzt enterten die Feinde am Hintertheil  
 des Schiffs: das heißt, sie fuhren mit ihrem  
 Schiffe ganz an das Rauffahrtenschiff heran,  
 und banden es mittelst des Enterhakens, den  
 sie an ein dickes Seil befestigt in das Läu-  
 werk des letztern warfen, an dasselbe an.

Funfs



Funfzig bis sechzig bewafnete Kerls liefen nun gleichsam gegen das Rauffahrtenschiff Sturm. Sie wurden aber sehr übel empfangen.

Der Capitän hatte die Vorsicht gehabt einige Feuerkisten oder Springkisten wie die Seeleute sie nennen, vor dem Anfang des Gefechts auf dem Verdeck festnageln zu lassen. Das sind kleine Kisten die mit Pulver, kleinen Kugeln und Stückchen Eisen gefüllt, und mit einem Zündrohre versehen sind, das durch den obersten Boden des Schiffs geht: so daß sie im Verborgenen können angezündet werden; also im Kleinen etwas ähnliches wie die bey den Festungen unter der Erde angebrachten Minen. So wie sich nun die Feinde diesen Feuerkisten genähert hatten, zündete man sie an; sie zersprangen mit einer großen Gewalt, und richteten eine blutige Niederlage unter den Feinden an. Was sie noch verschont hatten, wurde von den Matrosen erschossen.

Welchen Ausgang das Gefecht genommen hat, erzähle ich Ihm über acht Tage.



Der Bote

aus

# Thüringen.

Sechs und Bierzigstes Stück.

1 8 0 7.

Bote. Birtb.

B. Ich hatte meine Erzählung von den Schicksalen des jungen l'Ungardiere (sprich Logards jähre) bey der Beschreibung des Gefechts abgebrochen, in welches das Englische Rauffahrteyschiff auf welchem er sich befand mit einem Raubschiffe im Atlantischen Meere verwickelt wurde.

Den ersten Angriff der Seeräuber hatten die Engländer glücklich vereitelt; und mit demselben Glück schlug die tapfere Besatzung bald darauf auch einen zweyten ähnlichen Angriff ab, der gegen das Vordertheil des Schiffs gerichtet war. Keiner der Angreifenden entging der Wirkung der Feuerkisten oder den Schüssen und Hieben des Englischen Schiffsvolks. Leider erhielt der tapfere Capitän um diese Zeit einen Flintenschuß in den Unterleib.

Nov. 1807.

3 1 Aber



Aber auch dieser hemmte seine außerordentliche Thätigkeit noch nicht. Sobald die Feinde zurückgeschlagen waren, kam er an die Kajütenthür, wo l'Augardiere seinen Posten hatte, und eben beschäftigt war Flinten für den Steuermann zu laden. „Courage, Franzos!“ rief er ihm zu: trink ein wenig Brantwein, daß du den Muth nicht verlierst!“

Indem entstand wieder großes Geräusch auf dem Hintertheil des Schiffs. „Hinein feige Memmen!“ hörten sie den Anführer der Seeräuber seinen Helfershelfern zurufen, die wahrscheinlich wenig Lust bezeigten das tapfer vertheidigte Schiff auch noch zum dritten Mahl anzugreifen; „hinein! sterbt, oder macht den Schimpf wieder gut, daß ihr euch zweymahl habt zurückschlagen lassen!“ — Diese mit donnernder Stimme ausgerufenen Worte jagten dem armen l'Augardiere, der bisher in einer Art von Betäubung gewesen war, zwar wirklich Furcht ein, er verließ aber doch seinen Posten nicht; und der Capitän rief ihm im Weggehn nochmals Muth zu.

Das waren aber die letzten Worte des tapfern Mannes gewesen; denn indem er wieder auf die Kampaney stieg, bekam er zwey  
Flins



Flintenschüsse in die Brust, die ihn todt zu des jungen Franzosen Füßen herabwarfen. Die Besatzung, so sehr sie auch der Tod ihres Anführers erschüttern mochte, verlor doch den Muth nicht; sie wehrte sich gegen den andringenden Feind aufs hartnäckigste, und schlug ihn auch zum dritten Mahle wieder glücklich zurück. Am Ende dieses Kampfes fiel aber auch der Steuermann der Engländer, dem eine Kugel den Leib durchbohrte; und L'Augardiere, der ihn vor seinen Augen stürzen sah, fürchtete schon, daß sie nun gewiß ein Raub ihrer Feinde werden würden: als er zu seiner großen Beruhigung bemerkte, daß diese, des verzweifelten Kampfes müde, sich noch schneller wieder entfernten als sie heran gekommen waren.

Er stieg nun auf das Verdeck, um bey den Arbeiten die es da nach dem Gefechte gab, und besonders bey'm Hinabwerfen der gebliebenen Feinde behülflich zu seyn. Er allein warf ihrer gegen zwanzig in das Meer; und man schätzte den ganzen Verlust des Seeräuber über 150 Mann. Auf dem Englischen Schiffe waren nebst dem Capitän und dem Oberstauermann noch neun Matrosen



und Soldaten geblieben, und 24 verwundet worden.

Die ganze Dauer des Gefechts hatte 3 Stunden betragen. In Verfolgung des Raubschiffs wurde nicht gedacht: da die Bestürzung über den erlittenen Verlust, besonders über den Tod der beyden Anführer allgemein war. Die Fahrt wurde nun fortgesetzt; die beyden Gebliebenen wurden aber während derselben nur zu bald vermißt: da keiner der übrigen auf dem Schiffe befindlichen Seeleute die zur Leitung eines Schiffs unentbehrlichen Kenntnisse in dem gehörigen Grade besaß.

Am 8ten Februar (das Gefecht war am 16ten November vorgefallen) entdeckte man endlich Nachmittags 4 Uhr Land. Aber leider wußte keiner der sämtlichen Herren Schiffer anzugeben, was für ein Land es sey, in dessen Nähe man sich befinde; der eine behauptete, sie hatten das Vorgebirge der guten Hoffnung (an der südlichsten Spitze von Afrika) noch nicht erreicht; ein anderer wollte beweisen, daß sie schon weit über dasselbe hinaus seyn müßten; kurz ihre Angaben und Vermuthungen wichen durchaus sehr weit von einander ab.

In



In dieser Unaewisheit entschloß sich am folgenden Morgen der neue Capitän (es war der Kaufmann, dem die Ladung des Schiffes gehörte) eine Schaluppe an das Land zu schicken, um sichere Erkundigung einzuziehn. Unter den acht Mann, die sich auf derselben einschifften, befand sich auch unser Pugars Diere. Sie nahmen Lebensmittel auf vier Tage, Säbel, Flinten, Pulver und Kugeln mit; und erhielten den Befehl einen bequemen Ankerplatz für das Schiff aufzusuchen. Dieses sollte, nach der Verabredung, sich indeß dem Lande auch soviel als möglich nähern, und auf die Rückkehr des Boots warten.

Um acht Uhr des Morgens fuhr denn die Schaluppe vom Schiffe ab, erreichte Nachmittags vier Uhr das Ufer, konnte aber nicht anlanden: weil das Ufer zu felsigt, und das Meer zu stark in Bewegung war. Einer von den darin befindlichen acht Männern wagte es ans Land zu schwimmen; so wie er aber den Fuß darauf gesetzt hatte, sah er vier Menschen auf sich zu kommen, und erschrak darüber so sehr, daß er augenblicklich wieder umkehrte und an die Schaluppe zurückschwamm. Drey Tage fuhren die armen Leute vergebens  
an



an der Küste hin, ohne einen bequemen Landungsplatz zu entdecken; dann beschlossen sie, da ihre Lebensmittel aufgezehrt waren, nach dem Schiffe zurückzukehren.

Sie ruderten nach der Gegend hin, wo sie es verlassen hatten, aber — stelle Er sich das Entsetzten der armen Menschen vor — kein Schiff war mehr zu sehn. Sie mußten in diesem Augenblicke ganz die Schrecken des Hungertodes fühlen: denn stand er ihnen nicht mit vieler Wahrscheinlichkeit bevor, da sie weder Lebensmittel hatten, noch die Möglichkeit vor sich sahen vom Lande her welche zu erhalten?

Anfangs beruhigten sie sich noch mit der Hoffnung, das Schiff möchte seinen Weg ganz langsam fortgesetzt haben; und machten Anstalt ihm zu folgen; aber bald fanden sie, daß es nicht möglich sey mit dem kleinen Fahrzeuge, bey dem scharfen Winde der sich erheben hatte, weiter in die hohe See zu fahren, und sahen sich genöthigt ihren Weg an der Küste hin zu nehmen.

Nur folgte eine schreckliche Nacht für die Unglücklichen. Es erhob sich ein Sturm; finstere Nacht umgab sie, und ein schweres  
Ges



Gewitter schwebte über ihren Häuptern. Die hellen Blitze welche häufig die Dunkelheit unterbrachen, blendeten sie; der Sturm trieb die Wellen über ihr Fahrzeug hin, und überschüttete es mit Wasser, das sie, in Ermangelung anderer Geräthe, mit ihren Kappen oder Hüten ausschöpfen mußten, um nicht zu sinken; der Donner und das Getöse der gegen die Felsen anschlagenden Wellen betäubten sie so sehr, daß sie kaum einer des andern Worte vernehmen konnten.

Diese Schreckens-Nacht hatten sie endlich angstvoll durchlebt, und der Tag brach an; er eröffnete ihnen aber immer noch keine Aussicht zu ihrer Errettung. Hunger und Durst, an welche die nächtlichen Auftritte sie nicht hatten denken lassen, fingen nun an sie aufs peinlichste zu quälen, und sie sahen sich vergeblich nach Nahrungsmitteln und nach Getränk um.

B. Hätten sie denn nicht wenigstens den Durst in der äußersten Noth mit Seewasser stillen können.

B. Das Seewasser ist ja, wie Er wohl schon wird gehört haben, salzig; es schmeckt  
häßs



häßlich bitter, und taugt zum Löschen des Durstes gar nicht.

Fünf schreckliche Tage verlebten sie in diesem Zustande, ohne die geringste Nahrung zu sich zu nehmen. Am sechsten kamen sie nah an einem aus dem Meere hervorragenden großen Felsen vorbei. Sie landeten mit großer Gefahr an demselben, bestiegen ihn, und fanden auf demselben zwar nicht, wie sie gehofft hatten, süßes Wasser: aber doch eine Art von Seevögeln, die kaum fliegen konnten, und sich daher leicht fangen ließen. Wahrscheinlich werden es sogenannte Pengwins oder Fettgänse gewesen seyn, die unter den heißen Himmelsstrichen vorzüglich auf kleinen unbewohnten Inseln leben, die Größe einer Türkischen Ente haben, und auf dem Lande so unbehülflich und träge sind, daß man sie mit Stöcken todt schlagen kann.

Die armen Hungernden fingen einige dieser Thiere, sogen ihnen das Blut aus, um den fürchterlichsten Durst damit zu löschen, und verzehrten das Fleisch derselben roh: weil es ihnen an Holz zur Unterhaltung eines Feuers gebrach.

(Die Fortsetzung folgt.)



Der Bote  
aus  
Thüringen.

Sieben und vierzigstes Stück.

1807.

Bote. Wirth.

B. Wir haben vor acht Tagen den l'Augard  
Diere (sprich Lobgardjähre) und seine Gefähr-  
ten bey der Mahlzeit verlassen, welche sie  
aus dem rohen Fleisch der gerödteten Seevö-  
gel und dem Blute derselben auf dem Felsen  
hielten. Durch diese widrige Mahlzeit einis-  
germaßen gestärkt, entschlossen sie sich nun,  
ihre letzten Kräfte anzuwenden, um an das  
Land zu kommen; und der Gefahr nicht wei-  
ter zu achten, welche das mit Felsen besetzte  
Ufer, und vielleicht die Grausamkeit der Bes-  
wohner des Landes ihnen drohete.

Erst am zehnten Tage nach ihrer Abfahrt  
vom Schiffe, nachdem sie dem Hungertode  
mehrere Tage hindurch entgegengesehn hatten,  
wurden sie eine kleine Bucht gewahr, in wels

Nov. 1807.

A a a Her



cher sie zu ihrer großen Freude auf den Strand trieben. Sie stiegen aus, baueten sich von ihrem Segel ein kleines Zelt, und vier von ihnen, unter denen l'Augardiere mit war, gingen dann aus, um vor allen Dingen Trinkwasser aufzusuchen.

Sie waren noch nicht gar weit gegangen, als sie sechs Neger erblickten, die eine große Heerde Kühe hüteten. Sobald die Neger sie bemerkten, ergriffen sie die Flucht. Nur einer derselben, der etwas mehr Muth haben mochte als die andern, ließ sich durch ihre Rufen, und ihre bittenden Gebärden bewegen, zu ihnen zurückzukehren. Durch andere Gebärden suchten sie ihm jetzt ihre Noth begreiflich zu machen, und er antwortete auf ihre Zeichen dadurch, daß er seine Hand nach ihnen ausstreckte. In der Meinung, daß dieß ein Zeichen von Freundschaft seyn solle, ergriffen sie dieselbe, und drückten sie recht herzlich. Bald aber merkten sie, daß er noch etwas Anderes durch das Ausstrecken der Hand habe andeuten wollen; denn erst als sie ihm ein Stück Kupfer in die ausgestreckte Hand legten, lief er schnell davon.

Da sein Weglaufen mehr einem Entwischen,  
als



als einem Geschäftsgange ähnlich sah: so glaubten die armen Hungrigen anfangs, er habe sie hintergangen. Aber sie hatten ihm darin Unrecht gethan. Es dauerte gar nicht lange, so kam er mit einem großen ledernen Sack zurück, der mit — geronnener Milch gefüllt war, und überlieferte ihnen denselben.

W. Da wäre mir wahrhaftig der Appetit vergangen; in einem ledernen Sacke brachte er die dicke Milch?

B. Ja, ja; hätte Er aber so lange gehungert, Herr Gevatter, wie jene armen Leuten: so wette ich, Er hätte sich die Milch eben so gut schmecken lassen als sie. Plutarch's Diere berichtet wenigstens, in der Beschreibung die er von seinen Schicksalen selbst aufgesetzt hat, daß ihm und seinen sieben Unglücksgefährten diese Mahlzeit die köstlichste unter allen gedünkt habe, die sie je zu sich genommen hatten.

Die Nacht brach nun ein. Die glücklich Gesättigten machten am Ufer ein gutes Feuer an, um die reißenden Thiere zu verschrecken, die sich in der Gegend hätten aufhalten können; und die mehresten streckten sich um dasselbe herum in den Sand, und überließen sich



der ihnen so nöthigen Ruhe. Einige aber hielten Wache, damit sie nicht im Schlafe unversehens von den Bewohnern des Landes überfallen werden könnten.

Als der Morgen erschien, sahen sie das ganze umliegende Ufer mit Negern bedeckt. Um sich einiges Ansehen zu geben, ergriffen unsere acht Fremdlinge, beim Erblicken dieser Menge, ihre Waffen, und stellten sich in Positur. Es war ihr Glück, daß dieß schon hinreichend war, den Negern Furcht einzujagen: denn nicht einen einzigen Schuß hätten sie, da ihr Pulver durch das Meerwasser ganz durchnäßt worden war, zu Stande bringen können. Wirklich begaben sich die Neger, sobald sie nur die Feuergewehre erblickten, sämmtlich auf die Flucht.

Wollten nun unsere Leutchen nicht abersmahls Hunger leiden: so mußten sie sich entschließen ihre Waffen niederzulegen, und das durch die Neger zu beruhigen. Jetzt kamen diese Haufenweise zurück, und brachten Geflügel, Hammel und sogar Ochsen zum Tausch mit. Man tauschte einen Ochsen gegen ein Stückchen Kupfer ein, das etwa Fingerslang war.



W. En da hätte ich wohl auch mit auf den Handel gehn mögen!

B. Anderes Fleisch konnten sie, gegen einige bunte Glaskorallen, so viel bekommen als sie nur haben wollten. Sie machten sich dies zu Nuze, packten das erhandelte Fleisch in ihre Schaluppe, und warteten nur auf die Fluth, um sich wieder einzuschiffen.

W. Auf die Fluth warteten sie? gehört habe ich ja wohl schon einmahl von der Fluth und der Ebbe, die sich am Meeresufer abwechselnd einstellen; Er thut mir aber doch einen Gefallen, Herr Gevatter, wenn Er mir die Sache wieder etwas genauers ins Gedächtniß zurückruft.

B. Es verhält sich so damit. Das Wasser des Weltmeers steht an den Küsten, sowohl des festen Landes als der Inseln, nicht den ganzen Tag über gleich hoch: sondern binnen 25 Stunden ungefähr bekommt es regelmäßig zwey Mahl seinen höchsten Stand, den man die Fluth nennt, und zwey Mahl seinen niedrigsten Stand, welcher die Ebbe genannt wird. Die eine Fluth ist von der andern immer um  $12\frac{1}{2}$  Stunden ungefähr entfernt, und dazwischen fällt jedes Mahl eine Ebbe.



Ebbe. Bey der Ebbe zieht sich das Wasser des Meeres an manchen Küsten so weit zurück, daß der zunächst an das Land stoßende Meeresgrund ganz von Wasser entblößt wird. Dann kann man auf demselben bequem herumspazieren und Muscheln suchen.

W. Weiß man denn auch den Grund von dieser sonderbaren Erscheinung anzugeben?

B. Diesen hat man glücklich aufgefunden. Der Mond ist es, der in Verbindung mit der Sonne die Fluth und Ebbe bewirkt.

W. Der Mond mit der Sonne? da bin ich doch begierig zu hören, wie diese das Wasser des Meeres so in Bewegung setzen können.

B. Das vermögen sie allerdings. Besinnt Er sich nicht mehr Herr Gevatter, daß ich Ihm erst kürzlich (siehe Seite 274 und 278) darauf aufmerksam machte, daß der Mond und die Erde, vermöge einer ihnen angeschaffenen Kraft, ein beständiges Bestreben äußerten, sich einander zu nähern; und eben so die Sonne und unsere Erde?

W. Das ist mir noch sehr wohl erinnerlich; Er sagte mir ja noch, daß durch dieses Bestreben der Mond in seinem Kreislauf um  
die



Die Erde, und die Erde in ihrem Kreislauf um die Sonne erhalten würden.

B. Diese Neigung des einen dieser Himmelskörper sich dem andern zu nähern, bewirkt denn nun eben auf unserer Erde die Fluth und die Ebbe; und wie das zugehe, will ich Ihm das nächste Mal deutlich zu machen suchen.

### Anzeige für Freunde der Zeichenkunst und Bilderliebhaber.

Seit einigen Jahren hat man die Erfindung gemacht auf eine Art Marmor zu schreiben und zu zeichnen und davon auf Papier Abdrücke zu machen, welche äußerst sauber und dabei doch sehr wohlfeil sind. Von diesen Steinabdrücken haben wir jetzt nachstehendes auf dem Laager.

Abbildungen von nützlichen und schädlichen Pflanzen 1r und 2r Heft. Gros Folio. Jeder Heft von 6 Blättern: schwarz 17 gr. illum. 1 thlr. 4 gr.

Abbildungen der Säugethiere. 1r und 2r Heft. Gros Folio. Jeder Heft von 6 Blättern. schwarz 17 gr. illum. 1 thlr. 4 gr.

Diese Abbildungen sind vorzüglich schön.

Biblische Bilder. 1te Lieferung. 4 Blätter. Gros Folio. schwarz 1 thlr. 4 gr.

Ein Christuskopf. schwarz 9 gr. illum. 1 thlr.

König und Königin von Bayern. Gros Folio. Schwarz jedes Blatt 12 gr. illum. 1 thlr. 10 gr.

Pythagoras, einer seiner Schüler, nebst einem Frauenkopfe. Gros Folio. Schwarz jedes Blatt 6 gr.

55 Blätter in Octav. Zeichnungen von den Werkzeugen der vorzüglichen Handwerker enthaltend 14 gr.



Diese Blätter sind sehr zweckmäfsig für grofse Schulanstalten wo Unterricht im Zeichnen gegeben wird.

Ein Cosaque, in Quart. Schwarz 3 gr. illum. 9 gr.  
6 Landschaften mit Hausthieren, 10 Zoll hoch, 15 Zoll breit. Schwarz jedes Blatt 6 gr.

6 Dergleichen mit Wild und Raubthieren von derselben Gröfse. Schwarz jedes Blatt 6 gr.

Verschiedene Landschaften von 6 Zoll hoch und 9 Zoll breit bis 10 Zoll hoch und 14 Zoll breit in verschiedenen Preisen von 3 gr. bis 6 gr. schwarz; und 14 gr. bis 1 thlr. illum. jedes Blatt.

Der Vesuv und Gaeta 9 Zoll hoch 12 breit. Schwarz 4 gr. 6 pf. illum. 20 gr. jedes Blatt.

10 Blätter Verzierungen jedes Blatt schwarz 3 gr. illum. 6 gr.

30 verschiedene Gartenblumen in natürlicher Gröfse. Schwarz jedes Blatt 4 gr. illum. 7 gr. 6 pf. (Sehr schön.)

Blumenkränze, Blumengehänge, Ein Opferaltar mit Blumen in Folio, jedes Blatt. Schwarz 6 gr.

6 Bogen mit verschiedenen Nähmustern, der Bogen à 1 gr. 6 pf. und 2 gr.

Die eingehende Bestellungen werden, wenn der Betrag baar beigefügt ist, sogleich besorgt.

Buchhandlung der Erziehungsanstalt  
in Schnepfenthal



Der Bote

aus

# Thüringen.

Acht und Vierzigstes Stück.

1807.

Bote. Bith.

**B.** Vor acht Tagen sind wir in unserm Gespräch über die Entstehung der Fluth und der Ebbe unterbrochen worden. Er wollte mir zuletzt noch erklären, Herr Gevatter, wie es zugehe, daß die Neigung des Mondes und der Erde, sich einander zu nähern, so wie die zwischen der Sonne und der Erde Statt findende ähnliche Neigung einander näher zu rücken, jenes alle  $12\frac{1}{2}$  Stunden abwechselnde Anschwellen und Zurücktreten des Meerwassers bewirken könnten.

**B.** Das will ich Ihm denn also nun jetzt deutlich zu machen suchen; wenn Er mich anhören will.

Die große Wassermasse, welche das Weltmeer bildet, hängt, wegen ihrer Flüssigkeit,

Dec. 1807.

B b b

mit



mit dem übrigen Erdkörper nicht so stark zusammen, als der feste Theil der Erdoberfläche, das feste Land nämlich und die Inseln. Kommt also die Sonne oder der Mond über einen Theil dieser großen Wassermasse zu stehn, so gibt dieser Theil dem Zuge, der ihn, wie den übrigen Erdkörper gegen Sonne und Mond hintreibt, leichter nach, als der feste Theil des Erdkörpers: und so erfolgt denn um diese Zeit eine Erhebung des Meerwassers in der Gegend, oder gleichsam ein Aufschwellen des Meeres, das man Fluth nennt.

Da sich nun die Erdkugel beständig um ihre Aye dreht: so kommt bald nachher wieder ein anderer, weiter nach Westen liegender Theil des Meeres unter den Mond oder die Sonne zu stehn. Dann zieht sich aber das Meerwasser in diesem Theile des Meeres aufwärts, und fließt dagegen von jenem Theile, in welchem es vorher aufgethürmt gewesen war, allmählich wieder ab: so daß dort nun der niedrige Wasserstand, die Ebbe eintritt.

**W.** So ist das? nun, da habe ich doch wieder etwas Neues gelernt.

**B.** Es ist freylich noch mancher Umstand bey



bey der Fluth und Ebbe zu erklären; vor der Hand will ich es aber bey dem Gefagten bescheiden lassen, und in meiner Erzählung weiter fortfahren.

L'Augardiere und seine sieben Gefährten hatten also ihre Schaluppe mit den so wohlfeil erhandelten Lebensmitteln bepackt, und erwarteten nur die Fluth, um sich wieder einzuschiffen. Sie waren nämlich bey der Fluth angekommen, und ihre Schaluppe saß daher jetzt, bey der Ebbe, wo das Wasser am Ufer weit seichter ist, auf dem Grunde fest: so daß sie dieselbe nicht eher von der Stelle bringen konnten, als bis das Wasser wieder gehörig angeschwollen war.

Während sie nun auf diesen Zeitpunkt warteten, brachte ihnen eine alte Negerinn einen irdenen Topf; sie füllten ihn mit Fleisch an, und bereiteten sich so noch einen Abschiedsschmaus. Eben hatten sie sich niedersgesetzt um ihr Fleischgericht zu verzehren, als die Negerinn den leeren Topf, der noch am Feuer stand wieder wegnehmen wollte. Einem von der schmausenden Gesellschaft aber fiel es ein, daß sie denselben wohl noch zum Kochen einer zweyten Portion gebrauchen können

B b b z ten.



ten. Er sprang also auf, und wollte dieß der alten Frau durch Zeichen zu verstehn geben. Wahrscheinlich mochte er aber seine Gegenvorstellungen wohl mit etwas zu großer Hefigkeit an den Tag legen: kurz, die Regerin verstand unrecht, und lief mit dem Topfe davon. Er eilte ihr nach, und rief, da er in der Geschwindigkeit vergaß daß die Frau ihn nicht verstehn könne, er wolle den Topf bezahlen. Die umstehenden Regier hielten sein Rufen für eine Drohung, glaubten er wolle dem Weibe Gewalt anthun, und fielen daher so plözlich mit Steinen, Spießen und Knütteln nicht nur über den Verfolger, sondern auch über seine in guter Nahe schmausenden Kamraden her, daß diese nicht Zeit hatten ihre Waffen zu ergreifen, sondern nur eiligst nach dem Ufer sprangen, um sich ins Wasser zu retten.

B. Ey, das war doch ein verzweifelter Streich! am Ende hat der fatale Topf gar noch einigen unter den unglücklichen Reisenden das Leben gekostet.

B. Ach, höre Er nur! — Auch l'Angarsdlere floh mit; bekam aber, noch ehe er das Ufer erreichte einen Schlag auf den Kopf,  
des



Der ihn zu Boden streckte. Er raffte sich gleichwohl wieder auf, lief weiter, empfing aber bald von den rüstigen Armen seiner Bersolger so viele neue Hiebe, daß er abermahls niederstürzte und alles Bewußtseyn verlor. Einige Stunden mochte er wohl in diesem bewußtlosen Zustande dagelegen haben, als er wieder zu sich selbst kam, und seinen kläglichen Zustand wahrnehmen konnte. Vier große Löcher hatte er im Kopfe; Hände und Füße waren von den Mißhandlungen der Reuger ganz aufgeschwollen; und über den größten Theil des Leibes war er Kirschbraun. Mit vieler Mühe raffte er sich auf, und blickte nach seinen Gefährten umher. Da war aber niemand weder zu sehn noch zu hören, als zwey Reuger, die auf ihn zu kamen, ihn bey der Hand an einen nahen Fluß führten, und ihm da seinen blutigen Kopf abwuschen. Von da brachten sie ihn in ihre Hütte, und boten ihm zu essen an; er war aber nicht im Stande das Geringste zu sich zu nehmen.

Auch der Schlaf wollte sich nicht zu seiner Erquickung einstellen, da ihn die Ungewißheit peinigte, in welcher er sich in Ansehung des Schicksals seiner Kamraden befand. Um

Dar



Darüber erst zur Gewißheit zu kommen, machte er sich wieder auf, und kehrte nach der Küste zurück, um zu sehn ob er sie dort finden könnte.

Aber — Welch einen Anblick hatte er da! — alle sieben fand er sie, nicht weit von einander, todt im Sande ausgestreckt, und so übel zugerichtet, daß er Mühe hatte sie wiederzuerkennen. Dieser Anblick beraubte ihn fast der Besinnung; er kam in die schreckliche Versuchung, sein Leben vorsätzlich abzukürzen, um es nicht so verlassen von gesitteten Menschen, und in dem jämmerlichen Zustande in dem er sich befand, unter den Barbaren zubringen zu müssen, die ihn durch ihre Mißhandlungen in diesen Zustand versetzt hatten.

Endlich lief er, unentschlüssig was er thun sollte, wie ein Rasender längst der Küste hin. Er kam an einen Fluß; der hielt ihn aber in seinem Laufe nicht auf. Ohne zu untersuchen ob er tief sey oder nicht, stürzte er sich, obgleich er leider in seiner Jugend das Schwimmen nicht erlernt hatte, hinein. Er kam in die Mitte, fand keinen Grund mehr, und glaubte nun, ohne sich eben beängstigt zu fühlen



fühlen, daß die letzte Stunde seines Lebens gekommen sey. Der Strom riß ihn schnell mit sich fort, warf ihn aber, ohne daß er selbst sich im Geringsten darum bemühet, auf einen Sandhügel, der sich mitten im Flusse gebildet hatte; und so wurde er, wirklich fast wider seinen Willen, abermahls dem Tode entrissen.

Von dem Sandhügel kam er nun, da der Fluß in dieser Gegend seicht war, ohne Mühe wieder an das Land; und indem er seinen Weg, immer noch in einer Art von Bestäubung weiter fortsetzte, erblickte er grobe Reue, die ihm aus allen Kräften nachliefen. Bald hatten sie ihn erreicht, und wollten ihn zwingen mit ihnen umzukehren. Da er aber den Sinn ihrer Anrede nicht verstand, und sich daher nicht in ihren Willen fügen wollte, wurden sie endlich unwillig, und fingen an ihn aufs Neue zu schlagen. Flucht oder Gegenwehr waren ihm unter den Umständen in denen er sich befand beyde gleich unmöglich; er warf sich daher platt auf die Erde, und ließ sie schlagen so lange es ihnen gefiel. Als sie der Arbeit müde waren gingen sie davon,



von, und ließen den armen Augardiere mehr todt als lebendig liegen.

Bald darauf kamen zwey andere Neger, die menschlicher als jene zwey waren. Sie hoben ihn auf, trugen ihn, denn zu gehn war er nicht im Stande, in ihre Hütte, machten da ein kleines Feuer an, verbanden ihm seine Kopfwunden mit einer bey uns zu Lande nicht gewöhnlichen Wundsalbe, nämlich mit Kuhmist, und gaben ihm etwas zu essen.

Am folgenden Morgen war er schon so weit wieder hergestellt, daß ihm seine Blutsche ein Geschäft übertragen konnten. Er wurde nämlich von ihnen als Kuhhirt angestellt, und verrichtete sein Amt vier Tage hinter einander. Als er die Ruhe am vierten Abende eben wieder nach der Hütte zurücktrieb, sah er einen Menschen auf sich zu kommen, der zwar eben so, wie die Neger mit einer Kuhhaut bekleidet war, sich aber durch seine Farbe sehr von ihnen auszeichnete. Er war nicht schwarz; wie jene, sondern gelb; hatte einen langen Bart, und sehr lange blonde Haare, die ihm wild um den Kopf hingen.



Der Bote

aus

# Shüringen.

Neun und vierzigstes Stück.

1807.

Bote. Birtb.

**E**r wird neugierig seyn, Herr Gebatter, zu erfahren, wer denn der sonderbare Mensch gewesen sey, mit dessen Erscheinung sich vor acht Tagen meine Erzählung schloß. Höre Er also, was zwischen ihm und dem l'Augardiere (sprich Lohgardjähre) weiter vorfiel.

Der Mann stand still und betrachtete unsern jungen Franzosen aufmerksam; und dieser betrachtete wieder ihn. Endlich wurde das Stillschweigen dadurch unterbrochen, daß jener den l'Augardiere in Englischer Sprache anredete; er fragte ihn nämlich, wo denn sein Schiff untergegangen wäre? Etwas Englisch hatte nun zwar l'Augardiere auf dem Schiffe gelernt, aber doch nicht genug, um seine ganze Reisegeschichte in dieser Sprache erzäh-

Dec. 1807.

E c c l e n



len zu können. Zuletzt fand es sich daß bey den die Portugiesische Sprache geläufig sey, und in dieser erzählte denn l'Augardiere seine ausgestandenen Abenteuer. Der bärtige Weiße hörte mit Theilnahme zu, und sagte dann: es sey ihm nicht viel besser ergangen. Er wäre jetzt schon ein ganzes Jahr in diesem Lande. Das Schiff, auf dem er gereist sey, wäre an der Küste desselben gescheitert; ihrer 72 hätten sich ans Land gerettet, davon wären aber nur noch 24 übrig: indem die andern theils von den Negern wären umgebracht worden, theils sich in den Wäldern verloren hätten.

Ferner zeigte er dem l'Augardiere an, daß er und seine Kameraden entschlossen wären, einen Versuch zu wagen, das Vorgebirge der guten Hoffnung (wo schon in jenen Zeiten eine Holländische Colonie war) zu Lande zu erreichen, und daß sie den 20ten März zu ihrer Abreise festgesetzt hätten. Er lud ihn ein, die Reise mitzumachen; l'Augardiere nahm den Vorschlag mit Freuden an, und folgte dem Manne nach der Wohnung des Königs von diesem Lande, bey dem er und seine Gefährten einquartiert waren.

Hier



Hier wurde er auf das freundschaftlichste empfangen. Der König selbst ließ ihm durch die Holländer (denn von dieser Nation waren die 24 Europäer), welche die Landessprache verstehen gelernt hatten, versichern, daß sein Unglück ihm sehr Leid thäte, und daß die ungerechte Behandlung die ihm und seinen ges tödteten Kamraden widerfahren sey, ganz seinem Willen entgegen gewesen wäre.

Als nun die Zeit zur Abreise da war, versah sich die Reisenden auf 24 Tage mit Lebensmitteln, und machten sich, aller Warnungen der Regier ungeachtet, auf den Weg nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Schon am ersten Tage der Reise stieß ihnen ein Abenteurer auf. Ein breiter Fluß schnitt ihnen den Weg ab; Brücken oder Fähren findet man bei kanntlich in solchen Ländern nicht, und Schwimmer konnten nur 2 von ihnen. Endlich wurde, da auch kein Holz zur Verferti gung eines Floßes zu finden war, der Ausweg getroffen, daß die beyden Schwimmer zuerst übersetzen, und dann vermittelst eines Stricks die übrigen nachziehen sollten. Der Vorschlag wurde ausgeführt, bekam aber, wie man leicht denken kann, den Hinübergezogenen sehr übel:

E c c 2      da



Da sie unterwegs sich nicht über dem Wasser zu erhalten im Stande waren.

Fünf Tage wurde hierauf die Reise, durch unbewohnte Gegenden, immer längst der Küste hin fortgesetzt; und man sah sich in dieser Zeit noch einige Male genöthigt, Flüsse auf die vorhin erwähnte Weise zu passiren. Am fünften Tage, gegen Abend sahen die Reisenden 2 Neger, welche sogleich die Flucht ergriffen, als sie ihrer gewahr wurden. Sechs andere, denen sie ebenfalls begegneten, machten es eben so: und man schloß daraus, daß sie von einem noch wildern Negerstamme seyn müßten, als die, welche sie verlassen hätten.

Der Schluß war nicht falsch gewesen. Am folgenden Morgen sahen sie einen Haufen von etwa hundert Negern auf sich zu kommen, von denen sie mit Steinen und Prüsgeln wüthend angegriffen wurden. Leider war die Sprache derselben von der Sprache der Neger bey denen sie gewohnt hatten, verschieden: so daß sie nicht von ihnen verstanden wurden, als sie durch Versicherung ihrer friedlichen Gesinnung sie zu besänftigen suchten. Kein anderes Rettungsmittel blieb also, bey der gar zu großen Uebermacht der Feinde übrig,



rig, als: die Lebensmittel und alles übrige Gepäck im Stiche zu lassen, und die Flucht zu ergreifen. Einer von den Holländern war im Gefecht getödtet worden. Die übrigen besüßgelte der Hunger auf dem Rückwege nach dem Lande ihrer vorigen Wirthhe so sehr, daß sie denselben in drey Tagen zurücklegten; in welcher Zeit sie nichts genossen, als einige Muscheln, die sie am Meeresstrande bey der Ebbe anflasen.

Mit Noth erreichten sie endlich dieses Land wieder, und bekamen nun von ihren alten Bekannten mit Recht Vorwürfe darüber, daß sie auf ihre Warnungen nicht geachtet hätten. Sie blieben alle wieder einige Tage bey ihnen; dann aber entwarfen ihrer zehn, die entschlossener waren als die übrigen, einen neuen Plan zur Reise nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Sie wollten nämlich nicht wieder längst dem Meere hin, sondern über die Mondberge, ein äußerst hohes und rauhes Gebirge im Innern des Landes, ihren Weg nehmen; und, um den wilden Völkern weniger Veranlassung zu Angriffen und Räubereyen zu geben, wollten sie keinen Borrath



rath von Lebensmitteln mit sich führen. Auch P'ungardiere war unter diesen zehn Rühnen.

Die Regier warnten sie abermahls; und betheuertem, daß sie dieses Unternehmen nie würden ausführen können. Aber die Sehnsucht nach dem Vaterlande, nach welchem sie vom Vorgebirge der guten Hoffnung aus, leicht wieder kommen konnten, machte sie gegen alle Vorstellungen der guten Leute taub.

Die Reise wurde angetreten. Sie übertraf jedoch an Beschwerlichkeit und Gefahr die vorige noch um Vieles. Nach wenigen Tagen stießen die Reisenden auf Gebirge, die so hoch waren, daß sie drey Tage zu ihrer Bestiegung nöthig hatten. Die Bewohner derselben waren Tiger, Löwen, Elephanten, Büffelochsen und andre wilde Thiere, deren Nähe ihnen lästig und gefährlich wurde. Das Beschwerliche des Marsches über jene fast unzugänglichen Gebirge, und das häufige Schrecken welches seine gefährlichen Bewohner ihnen verursachten, waren indes noch nicht die größten Uebel die P'ungardiere mit seinen Reisegefährten zu erdulden hatte. Obens an stand vielmehr in der Reihe dieser Uebel der fürchterliche Hunger den sie leiden mußten:



ten: da keine Lebensmittel in dem rauhen Gebirge zu finden waren.

(Die Fortsetzung folgt)

Ankündigung eines diätetischen Lesebuchs für die Jugend.

Die Bestimmung dieses Buchs ist, dem jugendlichen Alter ein treuer, zuverlässiger Wegweiser zur Erhaltung und Befestigung der Gesundheit in allen ihren Theilen zu seyn. Es soll zu einem Schullesebuche, besonders in Jünglingsschulen, dienen. Denn was unter dem Vorsatz, dem Ernst und der Erklärung eines Lehrers gelesen wird, gewinnt an Gewicht, Eindruck und Beherzigung. In dieser Hinsicht ergeht an Schuldirektoren und Schullehrer meine Bitte, den Zweck dieser Schrift befördern zu helfen und dieselbe zu einem Unterrichtsbuche in Schulen einzuführen. Ich habe mir es bey Verfassung dieser Schrift zum Gesetz gemacht, nichts ohne Grund vorzutragen, stets deutlich und einleuchtend zu lehren, nichts zu übertreiben, keine Gefahr zu vergrößern, aber auch nicht zu verkleinern, der diätetischen Aengstlichkeit und übertriebenen Besorglichkeit immer mehr entgegen zu wirken, als Vorschub zu leisten. Wenn es wahr ist, daß gerade in den Jugendjahren die größten Vergehen gegen die Gesundheit vorkommen, und daß es in der Folge meistens zu spät ist den erlittenen Schaden wieder gut zu machen: so darf ich mich des Gedankens freuen, nicht umsonst gearbeitet zu haben



ben und kann einer willkommenen Aufnahme dieser Schrift entgegen sehen.

Arnstadt, im October 1807.

D. Ludwig Vogel.

Das oben angekündigte diätetische Lesesbuch 2c. von welchem ich den Verlag übernommen habe, erscheint im Januar kommenden Jahres correct und anständig gedruckt.

Damit es für Schulen und auch von unbeimittelten Aeltern zu einem geringern Preise angeschafft werden kann, entschliefte ich mich bis zu seinem Erscheinen 6 Groschen sächs. oder 27 Kreuzer rhein. Pränumeration darauf anzunehmen. Bei 10 Ex. bestellt, bezahlt nur 9, bey 20 Ex. nur 17, bey 30 Ex. nur 26. Briefe und Gelder muß ich mir aber mit Gelegenheit, oder frey durch die Post erbitten, da der niedrige Preis viele Nebenunkosten nicht gestattet. — Doch verspreche ich, alle bestellten Exemplare bis Leipzig, Nürnberg, Frankfurt und Braunschweig, und wo möglich noch weiter, frankirt abzuschicken.

Wenn's verlangt wird, werden die Namen der Pränumeranten vorgedruckt.

Nach Ablauf des Pränumerationstermins wird der Preis erhöht und das Ex. 9 Groschen kosten.

Da diese Schrift gewiß unter die nützlichsten gehört, so glaube ich mit Zuversicht hoffen zu dürfen, daß die Anzeige davon von allen Beförderern des Guten in ihren Wirkungskreisen auch schon ohne mein Bitten bekannt gemacht werden wird.

Gotha, im October 1807.

Justus Perthes.



Der Bote

aus

# Thüringen.

---

Funfzigstes Stück.

---

1 8 0 7.

—  
Bote. Birtb.

**B.** Von der Hungersnoth wollte ich Ihm also noch erzählen, welche l'Augardiere und seine neun Reisegefährten auf dem rauhen Gebirge im Innern von Afrika auszustehn hatten, als sie einen zweyten Versuch machten das Vorgebirge der guten Hoffnung zu erreichen. — Bedenke Er nur: die Ochsenhäute die sie zu ihrer Bedeckung mitgenommen hatten, machten eine Zeitlang ihre köstlichste Speise aus; und nachdem diese verzehret waren mußten sie mit Kräutern, Baumblättern, Wurzeln, ja sogar mit Baumrinde ihr Leben zu erhalten suchen. Auf die Länge konnte der Körper bey einer solchen Nahrung nicht ausdauern: vier von ihnen starben bald dahin, und die übrigen sechs dachten nun wieder

Dec. 1807.

D D D auf



auf die Rückkehr, um nicht gleiches Schicksal mit jenen zu haben.

Aber das war keine leichte Aufgabe, die gänzlich entkräfteten Körper wieder über die steilen Felsen, an den Rändern der fürchterlichsten Abgründe vorüber zu bringen, die sie auf dem Hinwege schon so häufig gefunden hatten! Die armen Menschen hatten dabei schrecklich auszustehen. Am zweiten Tage der Rückreise fiel einer der stärksten unter ihnen ganz erschöpft zu den Füßen der übrigen nieder. Es war ihm unmöglich weiter zu gehn; und eben so unmöglich war es seinen Kamraden ihn zu tragen. So weh es ihnen also auch that, so sahen sie sich doch genöthigt ihn liegen zu lassen. Gewiß haben ihn bald die Raubthiere ausgespürt und zerrissen. — Ein Anderer fiel, da er seine Kräfte, um nicht zurückzubleiben, über die Massen angestrengt hatte, endlich vor den Augen der übrigen todt nieder.

Diese angreifenden Auftritte machten auf die armen Menschen einen fürchterlichen Eindruck. Jeder mußte sich dabei nichts wahrscheinlicher vorstellen, als daß er bald ein gleiches Schicksal haben werde. Sie glichen  
mehr



mehr einem Todtengeripp, als mit Fleisch versehenen Menschen. Nur ein schwaches Ueberbleibsel von Stimme und ein wenig Bewegung bewiesen es, daß sie noch lebten. In solchem Zustande kamen sie denn endlich an den Ort ihres vorigen Aufenthalts zurück, und wurden von den gutmüthigen Negern abermahls liebeich aufgenommen.

Augardiere blieb hierauf nur noch eine kurze Zeit ein Hausgenosse seiner bisherigen Kamraden, der Holländer; ihre, durch Mißlingen der wiederholten Versuche zur Rückkehr ins Vaterland vermehrte, üble Laune brachte ihn auf den Gedanken sich von ihnen zu trennen, und einen andern Aufenthalt zu suchen. Ein Verwandter des Königs nahm ihn in seine Wohnung auf, und bewies ihm eine Zärtlichkeit, eine wahrhaft väterliche Liebe, wie sie sich von einem ungebildeten Heiden nicht erwarten ließ. Hier beschloß er denn auch ruhig eine Gelegenheit abzuwarten, die ihm die Vorsehung zur Rückkehr nach Europa vielleicht noch zuschicken möchte; ohne sich wieder zur Erreichung dieser Absicht blind in die äußerste Gefahr zu stürzen.

Bald nach dem Einzug bey seinem neuen



Wohlthäter, wurde er von einer gefährlichen Krankheit, von einer Art Ruhr befallen, die wahrscheinlich noch eine Folge des auf der letzten Reise erduldeten schrecklichen Ungemachs war. Drey Monathe litt er an diesem Uebel außerordentlich, ohne andre Hülfe, als die welche seine gute Natur ihm selbst darbot. Der schmerzhafteste Zustand in dem er sich oft befand, rührte diejenigen, die um ihn waren so sehr: daß er sie mehrmals zu einander sagen hörte: sie wollten ihn lieber umbringen, damit er nicht so lange leiden müßte. Andere thaten den Vorschlag, ihn im Walde auszusetzen, damit die wilden Thiere dort sein Leiden abkürzten. Nur sein guter Pflegevater, wie er den Verwandten des Königs, der ihn in sein Haus aufgenommen hatte zu nennen pflegte, war immer gegen alle solche Vorschläge.

Endlich, nach ausgestandenen schrecklichen Qualen, erhielt l'Augardiere seine Gesundheit wieder. Der Zufall gab ihm bald nachher eine herrliche Gelegenheit an die Hand, sich gegen seinen Wohlthäter für die Sorgfalt, mit der er ihn während der langen Krankheit gepflegt hatte, dankbar zu beweisen.



sen. Er fand nämlich, als er einmahl am Ufer des Meeres spazieren ging, ein Stück Kupfer, dicker wie eine Faust, das das Meer dort ausgeworfen hatte, und das wahrscheinlich von einem verunglückten Schiffe abgerissen worden war. Er wußte in welchem hohen Werthe dieses Metall bey den Negern stehe, und eilte also sogleich damit zu seinem Pflegevater; der denn auch vor Freuden über das Geschenk fast außer sich gerieth, und ihn wohl zehnmal dafür umarmte.

Während der Zeit seines Aufenthalts unter den Schwarzen, unternahmen die benachbarten Makenassen einen Einfall in ihr Land; derselbe Völkerstamm von dem l'Augardiere und seine Gefährten auf ihrer ersten Reise nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung waren überfallen, ausgeplündert und zum Umkehren genöthigt worden. Ein Heer von 4 bis 5 tausend Mann versammelte sich hierauf, um die Feinde wieder zurückzutreiben. l'Augardiere hatte das ihm von diesen Makenassen ehemals zugesügte Unrecht noch nicht vergessen, und bekam Lust, in der Gesellschaft seiner Freunde mit gegen sie zu Felde zu ziehn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das



### Ankündigung.

Das Lehrbuch der christlichen Religion, das ich schon so lange zu liefern versprochen habe, ist nun zum Drucke fertig, und wird zur Ostermesse 1808 unter dem Titel **Unterricht in der christlichen Religion** die Presse verlassen. Was mich denn bewogen habe dieß Buch zu schreiben, da wir schon Religionsbücher genug hätten, die zum Theil von Männern wären gearbeitet worden, die mich an Gelehrsamkeit übertrafen? wird mancher fragen.

Es bewog mich dazu erstlich das Zutrauen, welches mir das Publikum dadurch bewies, daß es mich mehrere mahle in öffentlichen Blättern dazu aufforderte. Zwentens weil ich doch glaube, daß dieß Buch sich durch Eigenheiten von andern auszeichne. Ich will sie hier angeben. Ob es Vorzüge sind? überlasse ich der Entscheidung der Leser.

Erstlich habe ich mich bemühet die richtige Ansicht von dem Verhältnisse zu geben, in welchem die von Jesu gelehrtte Religion zu andern Religionen steht, und den Satz zu begründen gesucht, daß Gott nie irgend einen Theil seiner Familie in Ansehung des Religionsunterrichts ganz vernachlässigt, sondern jedem davon so viel mitgetheilt habe, als er zu fassen fähig war, so daß das ganze Religionswesen das bisher so mancherley Formen hatte, und auch künftig haben wird, als eine Veranstaltung Gottes erscheint, und das Vorurtheil, welches dem Geiste des neuen Testaments ganz entgegen ist, als wenn Gott nur der Christen, nicht auch der Juden und Heiden Gott sey, aufgehoben wird.

Zwentens habe ich die Dogmen so allgemein abgefaßt, daß alle, die an Jesum glauben von Socins, bis auf Binzendorfs Schulen davon Gebrauch machen,

nnd



und durch nähere Bestimmung sie ihrem Systeme aneignen können.

Drittens habe ich mir angelegen seyn lassen, den Geist der christlichen Religion aufzufassen, der dahin abzielt den menschlichen Geist zum Vater aller Geister zu erheben, ihm ein höheres Licht zu ertheilen, in welchem ihm alles, Gott und Welt, Zeit und Ewigkeit, Arbeit und Genuß, Leben und Tod in seiner wahren Gestalt erscheint, ihm eine herzliche, Gott-ähnliche, alles umfassende Liebe einzuflösen, in ihm ein Streben zu erregen, sich vom Körper und der Sinnenwelt immer unabhängiger zu machen, und ihm freiere Wirksamkeit zu verschaffen, und so das Ende des Glaubens zu erreichen, welches ist der Seelen Seligkeit, die beginnt, sobald dieß Bestreben erzeugt ist, und über den Tod hinaus bis in die Ewigkeit sich erstreckt.

Es ist dieß Buch bestimmt für junge Leute, deren Vernunft sich zu entwickeln anfängt, und die durch meinen ersten Unterricht in der Sittenlehre, Heinrich Gottschalk, und ähnliche Schriften, Sinn für das Wahre und Gute bekommen haben, und von dem Daseyn eines unsichtbaren weisen und gütigen Weltregierers überzeugt worden sind.

Was die Form des Buchs betrifft: so besteht es in kurzen Sätzen, über welche sich der Lehrer mit seinen Schülern besprechen, und sie ihnen erklären kann. Bengefügt sind biblische Stellen, und Verse aus Liedern. Bey jenen ist nur bemerkt das Buch, Kapitel und der Vers, wo sie sich befinden; diese aber sind ausgedruckt. Es möchte etwa 8 — 10 Bogen stark werden, und wird 6 gr. kosten.

Wer von der wohlfeilen Ausgabe, die ich zugleich veranstaltet habe, 10 Exemplare nimt, bekommt



Kommt sie für einen Thaler. Schnepfenthal im December 1807.

E. G. Salzmann.

Auf vorstehend angekündigten  
 Unterricht in der christlichen Religion  
 von E. G. Salzmann

werden alle gute Buchhandlungen Bestellungen annehmen, so wie auch auf folgende Schriften von demselben Verfasser.

Erster Unterricht in der Sittenlehre für Kinder von  
 8 — 10 Jahren à 18 gr.

Wohlfeile Ausgabe davon à 8 gr.

Heinrich Gottschall in seiner Familie, oder erster Unterricht in der Religion für Kinder von 10 — 12 Jahren à 18 gr.

Wohlfeile Ausgabe davon à 8 gr.

Wer keine Buchhandlung in seiner Nähe hat, kann seine Bestellung bey uns machen.

Buchhandlung der Erziehungsanstalt  
 in Schnepfenthal.



# Der Bote

aus

# S h ü r i n g e n .

---

Ein und Funfzigstes Stück.

---

1 8 0 7 .

~~—————~~  
Bote. Wirth.

**W.** Nun, Herr Gevatter, wie ist es denn unserm l'Augardiere in dem Kriege gegen die Rakennassen ergangen, zu dem er mit seinen schwarzen Freunden auszog? Hat er mit Glück gefochten und brav Beute gemacht?

**B.** Das soll Er nun gleich erfahren. — Die beyden Heere trafen auf einander. Die Bitterung war während des Gefechts den Angegriffenen, bey denen sich l'Augardiere befand, sehr günstig; denn es wehete ein heftiger Wind, der die Pfeile der Rakennassen, die sie hoch in die Luft zu schleßen pflegten, damit sie den Feinden aus der Höhe herab auf die Köpfe fallen sollten, größtentheils wegführte. l'Augardieres Freunde hingegen führten Wurffspieße von sehr schwerem Holz,

Dec. 1807.

E e e mit



mit denen sie, selbst bey dem starken Winde, fast keinen Wurf vergebens thaten; und eine große Niederlage unter dem Felnde anrichteten. Er selbst wurde von einem Pfeile der Gegner in den Arm getroffen, und mußte sich auf dringendes Anrathen seiner Mitkämpfer sogleich entschließen, rings um die Wunde her das Fleisch mit seinem Messer auszuschneiden. Dieß war nämlich das einzige Mittel sich vom Tode zu retten: da die Spitzen aller Pfeile, deren sich diese Völker im Kriege bedienen, vergiftet, in einen giftigen Pflanzensaft getaucht sind.

Der König der angegriffenen Bewohner des Landes erhielt selbst zwey Wunden. Er trug aber auch durch seine Tapferkeit viel dazu bey, daß den Seinen der Sieg zu Theil wurde. Ueberall war er, wie l'Augardiere erzählt, gegenwärtig; eilte von einem Ort zum andern, wie der Blitz; und führte durch Worte und Beyspiel seinen Untergebenen Muth ein.

Nachdem die Feinde waren zurückgeschlagen worden, verfolgte man sie noch sehr weit in ihr Gebiet, und führte aus dem feindlichen Lande über 6000 Ochsen und eine Mens

ge



ge Schafe, die man sich gar nicht die Mühe gab zu zählen, mit weg. Die Ochsen fielen dem Könige zu; die Schafe wurden unter seine Leute vertheilt. Ungardiere erhielt vom Könige einen Ochsen und eine Kuh zum Geschenk; und wurde nach seiner Rückkehr noch von einigen andern Vornehmen so reichlich bedacht, daß er in kurzer Zeit sich im Besitz von zehn Ochsen und einigen Kühen sah. Von den Ochsen sagt er bey dieser Gelegenheit, daß sie den ganzen Reichthum dieser Völker ausmachten, und in so großer Menge vorhanden wären, daß man einen der ihrer 2 bis 3 tausend besäße, noch nicht für sonderlich reich ansähe. Eben dieser Vieh-Reichthum nöthige denn aber die Besitzer, von einander abgesondert zu leben. Bierzig bis 50 Manns; und Frauenspersonen, die wieder alle unter Einem besondern Oberhaupte ständen, lebten immer nur auf einem Platze zusammen. Sie blieben aber nicht leicht über 2 Jahre an demselben Orte: sondern suchten dann einen andern Aufenthalt, bis der vorige Platz wieder hinlänglich bewachsen wäre. Von ihren Wohnungen erzählt er, daß sie bloß aus zusammen gebundenen Baum-

Eee 2      zweigen



zweigen beständen, die eine Art von Ges  
 wölbe bildeten. Ueberdeckt würden diese  
 Bohnhütten mit Matten, welche die Weiber  
 aus Graswerk verfertigten. Die Weiber  
 mußten sogar den ganzen Bau der Häuser  
 besorgen, und überdieß alle Arbeiten übers  
 nehmen, die in die Haushaltung einschluß  
 gen; die Mannspersonen hingegen waren  
 auffallend unthätig, und bekümmerten sich  
 um nichts. Dieß findet man, wie ich ge  
 hört habe, bey mehreren andern ungebildeten  
 Völkern eben so.

W. Kommt es denn nun nicht bald an  
 Flugardieres Befreyung aus seiner bisheris  
 gen, doch gewiß seinen Wünschen nicht ganz  
 angemessenen Lage? Denn daß er doch ends  
 lich wieder nach Europa zurückgekehrt seyn  
 muß, merke ich schon daraus, daß er die  
 Geschichte seiner ausgestandenen Abenteuer  
 hat aufsetzen und so auch uns mittheilen  
 können.

B. Gleich soll Er hören, wie er dieses  
 Ziel seiner Wünsche endlich erreicht hat. —  
 Er wollte eines Tages einige von den Holo  
 ländern besuchen, die mit ihm gleiches Schicks  
 sal theilten, und auch nicht mehr alle bey

Rd.



Rönige zusammen wohnten, sondern sich zers  
strenet hatten. Da begegnete ihm unterwegs  
eine Megerinn, die ihn anredete. „Wo willst  
Du hin? fragte sie, und wie kommt es, daß  
Du allein hier geblieben bist? Alle deine Kam  
raden sind ja schon gestern abgereist; ein klei  
nes Schiff hat sie abgeholt.“

Da kann Er denken, Herr Gebatter, wie  
diese Nachricht ihm vor den Kopf fahren muß  
te. Wie versteinert stand der arme Bursch eis  
nige Augenblicke da. Dann kam aber die Bes  
sinnung wieder; du willst noch thun, was  
du kannst, sagte er zu sich selbst; vielleicht ist  
die Frau nicht völlig genau von der Sache  
unterrichtet, und es glückt dir noch, die längst  
ersehnte Gelegenheit zur Rückkehr in dein Vas  
terland zu benutzen. Ein schneller Entschluß  
mußte aber gefaßt werden; an ein Abschieds  
nehmen von seinem Pflegevater und seinen  
übrigen Bekannten, und an die Veräußerung  
seines Eigenthums durfte er nicht mehr den  
ken. Er erkundigte sich nur bey der Frau  
genau nach dem Orte, wo das Schiff anges  
landet wäre, trug ihr auf, ihn bey seinem  
bisherigen Hauswirth zu entschuldigen, wenn  
er nicht zurückkommen sollte, um ihn noch  
ein



ein Mahl zu sehn; und eilte dann so sehr, daß er den bezeichneten Ort, ob er gleich über vier Stunden Weges entfernt war, noch vor Mittag erreichte.

Wie groß war seine Freude, als er das Schiff noch vor Anker liegen sah; und seine bisherigen Unglücksgefährten noch am Lande ansah! Er erfuhr von ihnen, daß das Schiff von dem Holländischen Statthalter auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung hieher geschickt worden sey: da er erfahren hätte, daß sie in dieser Gegend verunglückt wären. Die Abreise verzögerte sich noch um zwey Tage; so lange wartete man nämlich auf 6 Holländer, die noch fehlten, jedoch, aller angewandten Mühe ungeachtet, nicht ausgefragt oder sonst aufgefunden werden konnten: und also zurückgelassen werden mußten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Den Boten aus Thüringen werde ich auch im künftigen Jahre fortsetzen; in demselben die Geschichte von dem Husaren Schwarzmantel erzählen, und bey dieser Gelegenheit sagen, was zur Unterhaltung, Belehrung und Beruhigung der Leser nöthig ist. Der Preis bleibt wie zuvor, mit Zeitungsnachrichten 1 Thlr., ohne Zeitungsnachrichten 20 Gr. Schneepfenthal im December 1807.

C. G. Salzmann.

In -



Instructive  
**Mineralien-Kabinette**

für

Landwirthe, Technologen, Fabrikanten, Jugendlehrer, Kinder und angehende Liebhaber der Mineralogie.

Die gründliche Kenntniß der verschiedenen Erds und Steinarten, Salze, Metalle und brennbaren Fossilien, besonders insoweit sie wichtigen Einfluß auf die Oekonomie, Künste, Handwerke, Fabriken, auf die Gesundheit und die erhöhte Cultur gebildeter Menschen hat, wird mit jedem Jahre allgemeineres Bedürfniß, das aber nicht, wie bey andern Wissenschaften durch Abbildungen befriedigt werden kann. Man muß platterdings die Fossilien durch eigenes Anschauen und nach ihrer ächten, wissenschaftlichen Benennung kennen lernen, was aber für die meisten mit vielen Schwierigkeiten verbunden ist. Herr Rath Andre in Brunn, bekannt als Naturforscher, durch die Herausgabe seiner gesinnungreichen Spaziergänge, so wie anderer Schriften, und Verfasser eines Lehrbuches der Mineralogie für Anfänger, entschloß sich daher schon vor mehreren Jahren, diesem Bedürfnisse zu Hülfe zu kommen, und veranstaltete kleine Kabinette, deren bereits einige hundert in alle Theile der östreichischen Monarchie unter Liebhabern mit vielem Nutzen verbreitet worden. Die Annalen der österreichischen Literatur haben (December 1805) besonders ihre Zweckmäßigkeit anerkannt und sie nachdrücklich empfohlen. Ueber ihre Einrichtung findet man das Nähere in des Herrn Verfassers Lehrbuche. Hier  
 nur



nur so viel: Ein solches Cabinet enthält 100 Species aus allen Klassen, so daß man mit demselben den 4ten und 5ten Theil aller bekannten Mineralien besitzt. Keine Sammlung ist der andern gleich, da Herr Rath Andre, ohne Rücksicht auf Kostbarkeit und Seltenheit, sie mit dem ausstattet, was seine reichen, sich immer erneuernden Vorräthe enthalten. Diese Sammlungen verdienen aber auch außerhalb Oestreich die Aufmerksamkeit der Liebhaber, theils wegen ihrer Wohlfeilheit, theils weil sie meistens aus böhmischen, mährischen und andern Fossilien der östreichischen Provinzen bestehen, die nicht nur überhaupt seltner nach dem nördlichen und westlichen Deutschlande kommen, sondern worunter auch an sich eigenthümliche Seltenheiten vorkommen z. B. Leptodolit, Meerschäum, reine Bittererde &c. Eine solche Sammlung kostet mit Emballage, praenumerando, aber ohne Fracht, wenn die Stücke im Durchschnitt 2 Kubitzoll enthalten, 21 fl. 30 kr. Wiener, circa 7 thlr. sächsisch nach jetzigem Cours; halb so viel, wenn die Stücke halb so groß sind. Auf Verlangen kann das erste Hundert mit einem zweyten, auch wohl dritten Hundert continuirt werden. Der beyliegende, gedruckte systematische Katalog, nach Werner, ist durchschossen. Es werden ihm schriftlich die nähern Bestimmungen des Exemplars nach den neuesten Aufklärungen der Wissenschaft beygefügt. Sämmtliche Fossilien sind in einem zum Verschicken eingerichteten Kistenchen verpackt.

Die Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal wird mit Vergnügen Bestellungen besorgen.



# Der Bote

a a s

## S h ü r i n g e n .

Zwey und funfzigstes Stück.

I 8 0 7 .

Bote. Wirth.

Höre Er nun noch den Schluß meiner Erzählung von l'Augardieres' Abenteuern, Herr Gevatter.

Am 10ten Februar 1688, also gerade ein Jahr nach l'Augardieres' und seiner getödteten Gefährten Ankunft in dem Lande der Neger, ging das zu ihrer Abhoblung bestimmte Schiff unter Segel; und schon 9 Tage nachher kam es glücklich am Vorgebirge der guten Hoffnung an. Der Statthalter ließ die ganze Gesellschaft der Befreyeten, in ihrer Neger-Kleidung zu sich kommen, nahm sie sehr freundlich auf, und schenkte jedem ein Stück weiße Leinwand und ein Stück blaue: damit sie sich Hemden, Beinkleider und Jacken daraus machen lassen könnten.

Dec. 1807.

S f f      A c h t



Acht Tage war nun unser l'Augardiere unentschlossen, was er thun sollte. An Geld zur Reise nach Holland fehlte es ihm gänzlich; ja er kannte sogar dort niemanden, an den er sich bey der Ankunft hätte wenden können. Endlich faßte er den Entschluß seinen Unverwandten den Ort seines Aufenthalts zu melden, und sich, bis zum Eintreffen ihrer Antwort, sein Brot als Matrose zu verdienen; und diesen Entschluß führte er aus.

In den ersten Monathen des Jahrs 1689 kam ein Schiff aus Amsterdam am Vorgebirge der guten Hoffnung an. Bald nach dessen Ankunfte ließ der Statthalter den l'Augardiere zu sich rufen, fragte ihn, ob er der Franzose sey, der sich unter den Negern eine Zeit lang aufgehalten hätte, und erkundigte sich nach seiner Familie. Am Schlusse des Gesprächs hielt er ihm zwey Briefe vor, die das Schiff mitgebracht hatte, und fragte ihn: ob er die Hand kenne? — Mit Entzücken erkannte er die Hand seiner Mutter und seines Bruders. Der Statthalter übergab ihm hiers auf die Briefe, und erwies ihm von nun an die größten Höflichkeiten: da man ihm den jungen Menschen durch Briefe, die mit demselben



selben Schiff angelangt waren, bestens empfohlen hatte. Er ließ ihn vom Kopf bis zum Fuß neu kleiden, nahm ihn in sein Haus auf, ließ ihn an seiner Tafel täglich mit speisen, und mit seinen eigenen Kindern in Einem Zimmer schlafen. Das setzte er so fort, bis zum Erscheinen der ersten günstigen Gelegenheit zu l'Augardieres Abreise nach Holland. Am 30ten Juni 1689 schiffte sich derselbe endlich auf einem Schiffe der aus Ostindien zurückkehrenden holländischen Handels Flotte ein; und kam, nach einer überaus glücklichen Fahrt, am 14ten October in der holländischen Provinz Seeland an. Von da fuhr er auf einem kleinen Fahrzeuge nach Amsterdam, und begab sich dann unverweilt zu seinem Bruder in Deutschland: wo er endlich, nach einem mehr als dreijährigen Herumirren, das Ziel seiner Wünsche erreicht sah.

W. Das wäre also das Ende Seiner Erzählung, Herr Gevatter. — Von den ferneren Schicksalen des jungen l'Augardiere war wohl in dem Buche, in welchem diese Nachrichten von seinen Reise, Abenteuern standen, nichts aufgezeichnet? ich möchte gern wissen, was noch aus ihm geworden seyn mag.

B. Nur etwas Weniges war darüber mitgetheilt; nämlich daß er in Preussische Kriegsdienste getreten wäre, und unter der Regierung des zweiten Königs von Preussen, Friedrich Wilhelms, der vom Jahr 1713 bis zum Jahr 1740 regierte, in Magdeburg als Oberster gestorben sey.



Alphabetisches Verzeichniß der  
in diesem Jahrgange abgehan-  
delten Gegenstände.

(Mit Bemerkung der Seitenzahlen.)

	Seite
Aberglauben, dessen Schädlichkeit	76
Ältern, wie man sie ehren soll	338
Barometer, dessen Einrichtung und Nutzen	313
Baum Rütt und Wachs, deren Bereitung	180
Belohnung sinnliche, darf nicht die einzige Triebfeder unserer Handlungen seyn	74
Buchdruckerkunst, ihre Wichtigkeit	192
— Erfindung derselben	193
Constantinopel, Beschreibung desselben	126
— dessen Vorstädte	136
Dänisches Reich, was dazu gehört	289
Dardanellen, deren Beschreibung	127
Ebbe, wie sie entsteht	373. 377
Echo wie es entsteht	256
Elastische Körper	244
Erdkugel, ob sie sich umdreht?	156
— wird von der Sonne angezogen	278
Erzählung der Leiden eines Schottländers, der in einen Schacht stürzte	58 bis 80.
	Eri



Erzählung von den wunderbaren Schicksalen des Russischen Zolleinnehmers Tjernikow	196
— eines Vorfalls bey Oldisleben	236
— vom Herabfallen eines großen Steins aus der Luft	299
— von einem ungerathnen Sohne	330
— von den Abenteuern des jungen Franzo- sen l'Augardiere	346
Feuergewehr erfordert Vorsicht	42
— soll nie zum Spielen dienen	44
Fixsterne, deren unermessliche Entfernung	84. 91
Fluth, wie sie auf dem Meere entsteht	373
Frühling fordert zur Freude auf	137
— veranlaßt zu nützlichen Betrachtungen	141
Geduld, deren Werth	211
Gewissen ein gutes, ist ein köstlich Gut	202
— ein böses, ist eine Folter	231
Gewissenhaftigkeit, was davon zu halten	196
Glas, dessen vielfältiger Nutzen	10
— woraus es gemacht wird	12
— wie man es färbt	22
— wie man Zierrathen einschneidet	23
Glasgeschirre, wie sie gemacht werden	15
Gott, was er thut, ist wohlgethan	3
Hermelin, dessen Beschreibung	216



	Seite
Himmel der gestirnte, ein Herz erhebender Anblick	81
Himmelskörper, deren Bewegung	271. 276
— deren Mannigfaltigkeit	297
Höhrrohr, dessen Zweck und Einrichtung	263
Jagden, welche Vorsicht man dabey anwen- den sollte	43
Jahr 1806, dessen merkwürdige Ereignisse	
Seite 25 bis 36 und 45 bis 53	
Jahreszeiten, Ursach ihrer Abwechselung	
145. 153. 158	
— sind nicht überall gleich	152. 160
Jupiter, der Planet, dessen Beschaffenheit	283
Kinder, kleine, sollten nie ohne Aufsicht seyn	240
Klang, wie er entsteht	251
Kohlen glühende, bringen in Lebensgefahr	108
Kometen, was sie sind	287
Kopenhagen, dessen Beschreibung	293
Kosaken, allerhand Nachrichten über dies selben	114 bis 124
Krieg wozu er nützt	5
Leiden befördern oft das Glück des Menschen	234
Licht, wie schnell es sich verbreite	104 bis 106
Luft, ob sie bis zum Monde reicht	269
— Veränderlichkeit ihres Druckes	316
	Luft

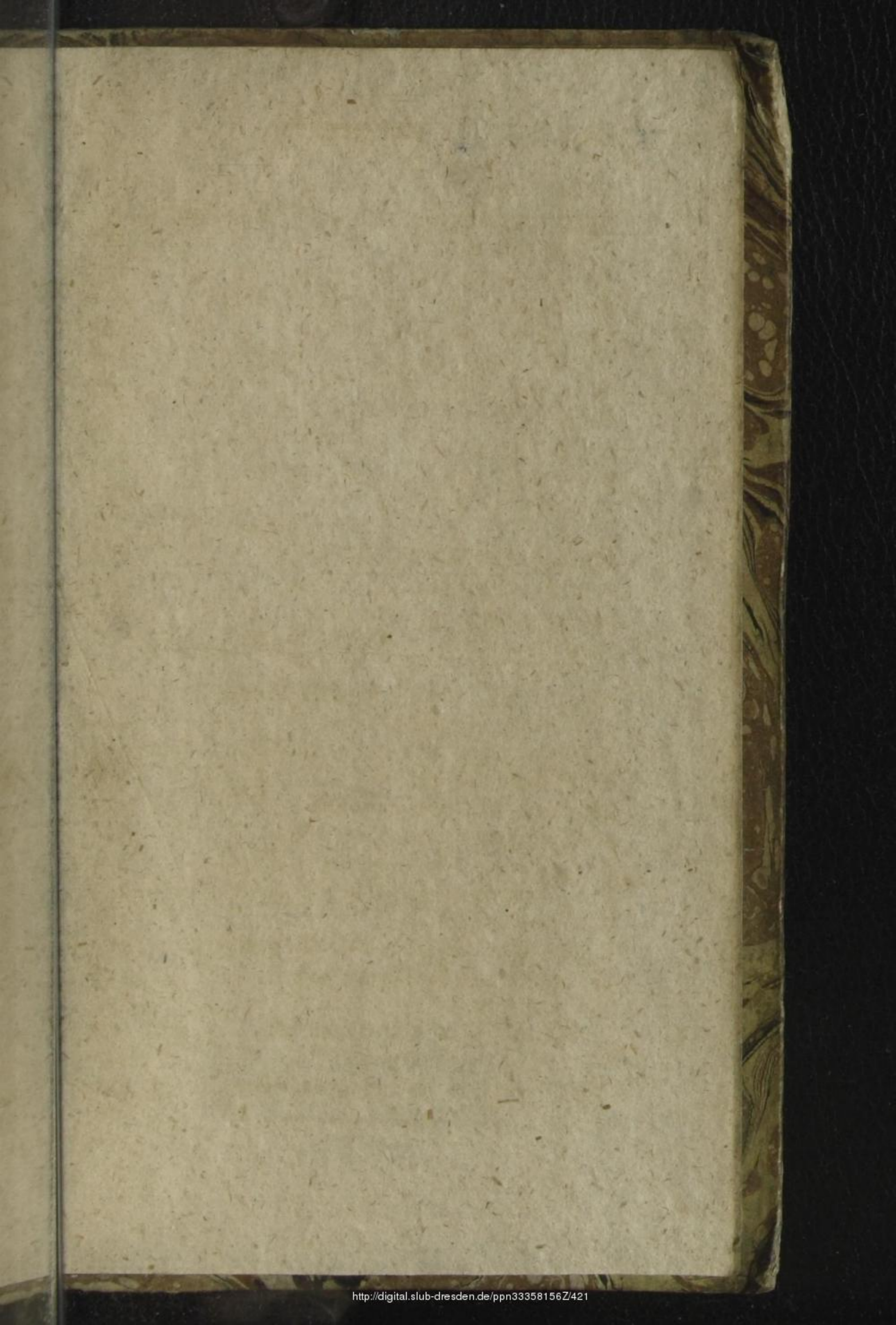


Luft tödtliche, wie man sie entdeckte	120
Meteorsteine	298
— was man davon hält	303
Milchstraße	92
Mond, wird von unsrer Erde angezogen	275
Monde, daß es deren mehrere gebe	99
— des Jupiters	101
Morgenstern, wann Venus so heiße	286
Mutter eine treue, was sie für ihre Kinder thut	342
Obstbäumchen, Wartung der jungen	166
— deren Versekung in die Baumschule	167. 170
— Wartung derselben in der Baumschule	173
— das Veredeln derselben	174. 177
— weitere Pflege der veredelten	181
— ihr Verpflanzen aus der Baumschule	183
Obstbäume, das Verpflanzen der ältern	187
— ein besondres Verfahren dabey	188
— wie man sie zu warten habe	189
Obstkerne, wie man sie ausfäet	164. 165
Planeten, woran man sie erkennt	93
— wieviele wir kennen	283
— ihre Entfernung von der Sonne	96
— ihre Größe	97
— ihre Aehnlichkeit mit unsrer Erde	98
— woher ihre Nahmen rühren	282
	Plas



	Seite
Planeten wenn sie mit der Sonne im Be- genschein stehn	285
Planet ein im Jahr 1807 entdeckter	281
Pfropfreiser wie man sie aufbewahrt	175
Quecksilber, wozu es gehöre	321
Saite, wovon ihr Ton abhängt	253
Schall, wie er entsteht	249
— wie er fortgepflanzt wird	250
— braucht Zeit zu seiner Ausbreitung	267
Seeland Insel, deren Beschreibung	292
Serail, dessen Beschreibung	131
Siberien, Nachricht von diesem Lande	204
Sprachrohr dessen Einrichtung	243
— dessen Wirkung und Nutzen	261, 262
Steine die aus der Luft fielen	296
— warum man ehemals nichts davon gehört hat	308
Steinkohlen, Beschreibung derselben	59
Steinregen im Jahre 1803	312
Sterne die mehresten sind unserer Sonne ähnlich	82
Sund, was er sey	291
Thermometer, Beschreibung	312
— nützlicher Gebrauch desselben	326
Tobolsk, Nachricht von dieser Stadt	214
Töne, Unterschied zwischen höhern und tiefern	253
Torf was er sey	292
Venus ist bald Abend, bald Morgenstern	286
Wärme dehnt alle Körper aus	323
Wärmemesser	322
Weltkörper, siehe Himmelskörper	
Weiterglas, was es sey	317
Zobel, kurze Beschreibung desselben	216







26 April 1988







